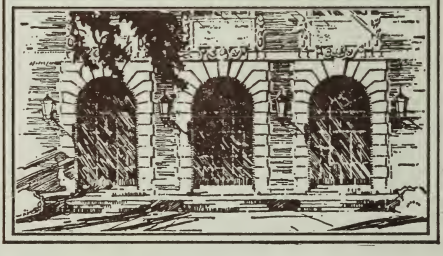
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

918
Z75p



UNIVERSITY LIBRARY

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

The person charging this material is responsible for its renewal or return to the library on or before the due date. The minimum fee for a lost item is **$125.00, $300.00** for bound journals.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University. *Please note: self-stick notes may result in torn pages and lift some inks.*

Renew via the Telephone Center at 217-333-8400, 846-262-1510 (toll-free) or circlib@uiuc.edu.
Renew online by choosing the **My Account** option at:
http://www.library.uiuc.edu/catalog/

APR 2 0 RECD

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/pampasundandensi00zoll

Pampas und Anden.

Pampas und Anden

Sitten- und Kultur-Schilderungen

aus dem

spanischredenden Südamerika mit besonderer Berücksichtigung des Deutschtums

von

Hugo Zöller

Uruguay. Argentinien. Paraguay. Chile. Peru. Ecuador. Kolumbien.

Berlin & Stuttgart
Verlag von W. Spemann
1884

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

918
Z75p

Herrn August Neven-Du Mont

dem Inhaber der Kölnischen Zeitung und Urheber
dieser Reise

in dankbarer Verehrung gewidmet von dem

Verfasser.

Inhalt.

		Seite
Vorrede		9
1. Kap.	Das Grasland Uruguay	11
2. Kap.	Auf dem La Plata nach Paraguay	36
3. Kap.	Das Land der Frauen	77
4. Kap.	Buenos Ayres	119
5. Kap.	Die beiden Gaucho-Republiken am La Plata	153
6. Kap.	Quer durch die Pampa	190
7. Kap.	Ein Ritt über die Anden	225
8. Kap.	Chile und die Chilenen	266
9. Kap.	Weihnachten in Lima	289
10. Kap.	Peru vor und nach dem chilenischen Kriege	318
11. Kap.	Ecuador und Kolumbien	350
12. Kap.	Westindien	380

Vorrede.

Vorliegendes Buch ist im wesentlichen das Ergebnis einer einjährigen, im Auftrage des Inhabers der Kölnischen Zeitung unternommenen Reise durch die spanischen Republiken von Südamerika. Mit Hilfe vortrefflicher Empfehlungen gelang es mir nicht bloß, die Präsidenten, die leitenden Minister und sonstigen Machthaber dieser Länder persönlich kennen zu lernen und die Aussichten für deutschen Handel und deutsche Kolonisation mit ihnen zu besprechen, sondern es wurden mir auch bereitwillig viele Staats- und städtische Archive geöffnet. Die Bearbeitung dieses umfangreichen Materials hat mich bei längeren Unterbrechungen noch $1^1/_2$ Jahre nach meiner Rückkehr in Anspruch genommen. Bei alledem bin ich bestrebt gewesen, dem Buche jenen feuilletonistischen Charakter zu geben, der es ganz besonders zu einer unterhaltenden Lektüre machen soll. Das wilde Reiterleben in den endlosen Pampas von Uruguay und Argentinien, die neueste Geschichte dieser von Revolutionen zerfressenen und dennoch aufwärtsstrebenden Länder, der raffinierte Luxus solcher Länder wie Montevideo, Buenos Ayres,

Santiago und Lima, die herrschende Stellung des deutschen Kaufmannsstandes, die eigentümlichen Verhältnisse des nach der beinahe gänzlichen Vernichtung eines hochsympathischen Indianerstammes fast nur noch von Frauen bewohnten Paraguay, die stolze Majestät der Anden, die Haltung, welche das siegreiche Chile gegenüber dem niedergeschmetterten Peru einnimmt, und die erschlaffende Tropennatur von Ecuador, Kolumbien und Westindien — solches ist in großen Zügen der ausschließlich auf persönlicher Anschauung und noch unveröffentlichten Quellen beruhende Inhalt dieses Buches.

Köln, im Mai 1884.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Das Grasland Uruguay.

(Der Grenzfluß zwischen Brasilien und Uruguay. — Eine Postwagenfahrt im Galopp und Karriere. — Die Reitkünste der indianerblütigen Gauchos. — Gras und Himmel, Himmel und Gras. — Das halbwilde Vieh. — Eine Jagd auf Wasserschweine und Strauße. — Orientalische Soldateska in französischen Uniformen. — Von Artigas bis La Florida. — Eisenbahn und Weizenfelder. — Das glänzende Montevideo mit seinem französisch-italienischen Komfort. — Seit 1875 stocken die Geschäfte.)

Als ich von Brasilien kommend den Grenzfluß Jaguarão überschritten und bei Artigas den Boden von Uruguay betreten hatte, verfolgten zwei braune, indianerhaarige, in zerrissene Sommerponchos eingehüllte und beständig Zigarretten rauchende Burschen — die Mayorals der beiden Postunternehmungen „Serapio“ und „Odorico“ — mich auf Schritt und Tritt; sie ließen mir keine Ruhe, bis ich bei der Gesellschaft „Serapio“ 18 Pesos Fuertes für die Fahrt nach La Florida entrichtet hatte. Ueber diese Postreise war mir in Brasilien so viel Ungeheuerliches berichtet, es war mir so einstimmig davon abgeraten worden und das etwas banditenmäßige Aeußere der guten Leute von Artigas stimmte so trefflich zu allen schauderhaften Erzählungen, daß ich, von einer Tertullia in der Familie des Herrn Anido zurückkehrend, den Rest des Abends dazu verwandte, mit meinem Reisegefährten,

Herrn Schärff aus Brieg bei Breslau, die Dienste zu besprechen, die uns vorkommendenfalls unsre Flinten, Revolver und Jagdmesser leisten würden. Es war eine kühle, stockdunkle Nacht und ein feiner Regen rieselte hernieder, als kurz nach Mitternacht der Mayoral der einen Kutsche an die Thür unsres unverschließbaren Schlafzimmers pochte. Mit Mühe erkannten wir die Umrisse eines phantastisch-riesigen Gebäudes, das etwa den schweizerischen Postkutschen gleichen mochte. Inwendig gab es acht Sitze, draußen hinter dem Kutscher oder Mayoral zwei in der sogenannten Pescante, und ich brauche nicht erst zu sagen, daß wir als erfahrene Reisende — „Caesar summa diligentia in Galliam profectus est“ citierte mein Reisegefährte — uns schleunigst der letzteren bemächtigten.

Zu der ganzen schwerfälligen Einrichtung gehörten acht ausgehungerte Rosse, zunächst vor dem Wagen vier, dann weitere zwei, dann eines, auf dem ein zigeunerartiger Vorreiter saß, und schließlich noch ein mit Recadosattel und mehreren Schaffellen ausgerüstetes Reitpferd für eine dritte zur Aushilfe dienende Person, die nebenher galoppierte. Dabei ist das Pferd des Vorreiters durch einen Lasso an der Deichsel befestigt; dem Vorreiter liegt es ob, erstens das Gelände zu überschauen, zweitens dem ganzen unbeholfenen Fuhrwerke die gewünschte Richtung anzuweisen. Zu diesem Behufe muß er alle Bewegungen, die er dem Gefährte geben will, übertreiben. Will er, daß es sich in einem Winkel von fünf Grad nach rechts bewege, so sprengt er selbst in einem Winkel von 15 Grad nach der betreffenden Seite, und was dergleichen mehr ist. Zu seinem Berufe gehört fester Sitz, unbezweifelte Reitkunst, scharfes Auge und schnelle Entscheidung, denn in einem Nu muß er bei Morästen, bei abschüssigen Gehängen oder Bachläufen die beste Stelle herausfuchen. In dieser Weise also jagten wir in die pechschwarze Nacht hinein. „Entschuldigen Sie, ist das mein Bein oder das Ihrige?“ „Ja, ganz genau weiß ich es nicht!“ „Na, die Geschichte wird schön!“ „Wie viel meinen Sie wohl, daß unser Hals noch wert sei?“ und ähnliche Ausrufe

bildeten während der nächsten Stunden den einzigen Gesprächsstoff.

Während der ganzen fünftägigen Postwagenfahrt habe ich nicht ein einziges Mal beobachtet, daß die Pferde Schritt gingen. Auch kennen sie bloß einen schlechten unregelmäßigen Trab, meist geht es wie das Donnerwetter im Galopp, sei es, wenn die Pferde bereits ermüdet sind, etwas langsamer, sei es namentlich an den schlechten Stellen mit Anspannung aller Kräfte. Am ersten Tage wurden die Pferde siebenmal, am zweiten dreimal, am dritten und vierten fünfmal und am fünften dreimal gewechselt, so daß also insgesamt nicht weniger als 184 Pferde bei unsrer Beförderung mitgewirkt haben. Mit frischen Pferden legten wir auf diese Weise an die 25 km in der Stunde zurück, mit ermüdeten dagegen kaum zehn. Und leider ermüdeten die mageren Tiere nur allzuschnell. In diesem Lande, wo man den gewöhnlichen Pferden auch nicht die leiseste Spur von Pflege, von Hafer-, Mais- oder Heufütterung zu teil werden läßt, hängen Verkehr und selbst Kriegsführung fast ausschließlich von dem Zustande der Weiden ab. Latorre, so hieß es beispielsweise, werde mit seinem beabsichtigten Kriegszuge noch ein klein wenig warten müssen, denn die Weiden begannen erst eben mit beginnendem Frühjahre besser zu werden. Ebenso wurde der Kräftemangel unsrer Rosse als Grund dafür angeführt, wenn unsre Postwagenreise anderthalb Tage länger dauerte, als sie rechtmäßigerweise gedurft hätte.

Näherten wir uns dem „Corral“ irgend eines Pferdebesitzers, der mit der Diligenciagesellschaft behufs Pferdegestellung in Verbindung stand, so galoppierte einer der drei Begleiter der Diligencia voraus. Sobald wir mit dem üblichen Geschrei und Hallo angekommen waren, wurde unsren Pferden schnell das erbärmliche Sattelzeug — bloß die aus Streifen ungegerbter Haut zusammengeflochtenen Stränge waren vortrefflich — abgenommen und ohne sich weiter um sie zu bekümmern, ohne ihnen Wasser oder Futter zu geben, ließ man sie laufen, wohin

es ihnen beliebte. Gleichzeitig sah man bereits irgendwo am äußersten Horizont, wie in weiter Entfernung ein paar Reiter eine Anzahl Pferde — das neue Gespann — vor sich hertrieben. Nun gehört zu jedem Gehöft eine kleine Einfriedigung von vertikalen, mannshohen Baumästen oder von Steinen, der sogenannte „Corral". Dort hinein treibt man die Pferde; noch aber erfordert die Arbeit des Anschirrens nicht wenig Mühe. Die Tiere sind ja weder zugeritten, noch eingefahren, und sobald ihnen jemand mit dem Sattelzeug nahe kommt, faßt sie ein panischer Schrecken. Die braunen Gauchos nähern sich daher mit aller Vorsicht, schmeicheln dem auserwählten Tiere, fassen es plötzlich an der Mähne und streifen ihm das Zaumzeug über den Kopf. Dabei kam es allerdings häufig genug vor, daß ein Tier wieder ausbrach und, sei es durch zwei Reiter, die in schneller Karriere davonsausten, wieder zurückgetrieben, sei es in seltenen Fällen mit dem über den Hals geworfenen, aber niemals fest zugeschnürten Lasso, gebändigt werden mußte.

Unsre indianerblütigen, strafshaarigen, barfüßigen oder pantoffelbekleideten Gauchokutscher trieben, daran konnte kein Zweifel sein, ihr Handwerk mit Lust und Liebe, mit einem gewissen wilden, aber nicht unsympathischen Humor. Mit zerrissenen, unten zusammengenestelten Beinkleidern, für deren ungeheure Breitenverhältnisse das Wort Pumphose schon lange nicht mehr bezeichnend genug ist, mit einem bunten Taschentuche um den Hals und den Schlapphut tief in den Nacken gedrückt, jagten sie mit den Armen fuchtelnd wie die wahren Teufel dahin, neckten sich gegenseitig mit der Prahlerei großer Kinder, kehrten den Passagieren gegenüber einen gewissen Stolz hervor und ließen sich, ohne daß man ihnen mangelndes Pflichtgefühl nachsagen konnte — sie verstanden eben ihr Handwerk ganz ausgezeichnet —, während der ganzen fünftägigen Fahrt auch nicht ein einziges Mal auf einer Wahrheit ertappen. Bei alledem darf man nicht glauben, daß in diesem Lande des Grases und der Viehzucht das Pferd als jenes edle Tier angesehen würde, als welches es uns

erscheint. Eine Stute kostet hierzulande höchstens 16, ein gutes Reitpferd 40—64 Mark, und demzufolge werden die armen Geschöpfe von den Gauchos nicht als Freunde und Gefährten, sondern als Pferdefleisch behandelt.

Uruguay, das ich seiner ganzen Längenausdehnung nach im Postwagen durchfahren habe (sein Flächeninhalt beläuft sich auf zwei Drittel desjenigen Italiens), ist von der Nord- bis zur Süd-, von der Ost- bis zur Westgrenze ein welliges Hügelland, das von mehreren Höhenzügen, unter anderm der von Nord nach Süd streichenden und die Wasserscheide zwischen Uruguay-Fluß und Atlantischen Ozean bildenden Cuchilla geral durchzogen wird — Höhenzügen, die sich in bezug auf Graswuchs, Baummangel und Viehherden nicht wesentlich vom Reste des Landes unterscheiden. Gebirge gibt es nicht, auch keinen Wald, ja, was noch mehr sagen will, nicht einmal einen einzigen tüchtigen Bergkegel. Und dennoch und bei aller Aehnlichkeit ist das Land von den Prärien Nordamerikas ziemlich verschieden. Die Bodengestaltung jener „Plains" zwischen Felsengebirge und Alleghanys möchte ich mit den langgestreckten Wellen des Ozeans, diejenige der orientalischen Republik mit der stürmischen Nord- oder Ostsee vergleichen. Dazu noch ein andrer Unterschied: den nordamerikanischen Kontinent durchkreuzte ich im Hochsommer und fand mannshohes, zähes, etwas dürres Gras, Uruguay durchfuhr ich im beginnenden Frühjahre und sah, so weit das Auge reichte, nichts weiter als einen üppigen, gleichsam frischgemähten Rasenteppich mit den herrlichsten Futterkräutern. Dürre Stellen, wie sie auf dem unfruchtbaren „Camp" der brasilischen Provinz Rio Grande do Sul so zahlreich sind, gab es nirgendwo, und mir schien es, als ob diese schwere braune Erde von Uruguay ebenso gut oder besser als irgend eine andre zum Ackerbau geeignet sein müsse. Thatsächlich habe ich denn auch Weizen, Gerste, Mais, Hafer, Erbsen, Bohnen, Bataten, Luzernklee, Tabak, Krapp, Flachs, Erdnüsse, Gemüse, Pfirsichbäume u. s. w. angepflanzt gesehen, in größerem Umfange

aber doch erst auf der Strecke zwischen La Florida und Montevideo.

Wie die Verhältnisse heute liegen, gibt es in Uruguay drei Zonen, jede mit einer verschiedenen Ausnützung des Bodens: die erste, in der weiteren Umgebung der Hauptstadt, ist dem Acker- und Gartenbau, die zweite der rationellen Schafzucht, die dritte der Pferde- und Rindviehzucht wildesten Stils gewidmet. Natürlich sind diese Zonen eine rein theoretische Trennung, ihre Grenzen lassen sich nicht feststellen und vielfach gehen sie ineinander über. Was den Ackerbau anbelangt, so sagt man, die Unbeständigkeit und gänzliche Unzuverlässigkeit des Klimas mache es im Verein mit den Pamperostürmen unmöglich, ihm das ganze Land zu unterwerfen, das aber glaube ich nicht; die Wahrheit, so seltsam sie auch klingen mag, liegt auf einer andern Seite. Im allgemeinen nimmt man ja an, daß der Uebergang von der Viehzucht zum Ackerbau im wirtschaftlichen Leben der Menschheit einen ungeheuren Fortschritt bezeichne. Betreffs der La Plata-Länder aber ist es Thatsache, daß einstweilen der Ackerbau größeren Stils mit der weit besser rentierenden und doch so bequemen Viehzucht nicht zu konkurrieren vermag. Daß sich überhaupt Ackerbau vorfindet, ist den hohen Konsumpreisen zu danken, die für Weizen, Mais u. s. w. gezahlt werden. Etwas andres aber ist es, im eignen Lande, etwas andres, auf dem Weltmarkte konkurrenzfähig zu sein. Für letzteres fehlt dem Ackerbau Südamerikas jene ungeheure kaufmännische Routine, welche nordamerikanischem Mehle und nordamerikanischem Getreide überall Eingang verschafft.

Doch zurück jetzt zur Beschreibung des Landes. Die kleinste Art von Bächen gab sich als Rinnen zu erkennen, die in den Boden eingeschnitten waren und machte dem Vorreiter, der die bloß 1 bis 1½ Fuß hohen, aber steilen Ränder zu vermeiden hatte, nicht wenig zu schaffen. Die größeren Wasserläufe waren mit Buschwerk umstanden und wegen der sumpfigen Beschaffenheit des Bodens nicht weniger schwer zu passieren. Sonst hatte es weiter

keine Schwierigkeit, jedwedes Stück Landes als Fahrstraße zu benutzen — es seien denn die zahlreichen Moräste, die sich an den niedrig gelegenen Stellen der Straße oder auch die Löcher, welche sich durch Räder und Hufe hier und dort gebildet hatten — beides Hindernisse, die recht vorsichtig, wenn auch in sausendem Galopp umfahren wurden. Meist ging es über jenen 5 bis 6 Meter breiten und Straße genannten Streifen Landes, auf dem der Verkehr keinen Graswuchs aufkommen ließ, zuweilen aber auch auf weite Strecken über den Rasenteppich an einer von beiden Seiten. Dabei wurden die armen ausgehungerten Mähren, sobald sie zu ermüden begannen, auf erbärmliche Weise geprügelt, sei es vom Mayoral (seine Hände waren zum Schluß ganz blutrünstig) mit einer kurzen, sei es von dem nebenher galoppierenden Gehilfen mit einer riesig langen Peitsche.

Dörfer in unsrem Sinne gibt es in Uruguay nicht, sondern bloß größere Ortschaften oder vereinzelte Gehöfte. Zuweilen sahen wir auf irgend einer Anhöhe die weißgetünchte Wohnung eines Estanciero, die sich aus der Ferne wie ein stolzes Schloß ausnahm, um in der Nähe zu einem einfachen, wenn auch etwas phantastisch mit Zinnen und Türmen angelegten Bauwerke ohne Garten, ohne Baum und Strauch einzuschrumpfen. Ebenso zahlreich waren die aus gestampftem Rasen erbauten und mit Schilf gedeckten Gehöfte der weniger wohlhabenden Leute, an die sich zuweilen, aber selten, kleine Flächen vortrefflichsten und wohlgepflegten Pfluglandes anschlossen. Bäume bekam man auf diesen frischgrünen, rasenbedeckten Bodenwellen nur selten zu Gesicht, an den größeren Flußläufen gab es Buschwerk, um die Gehöfte herum und auch sonst an vereinzelten Stellen ein paar Pappeln oder Trauerweiden, auch sah ich ein paarmal Pfirsich- und sonstige Obstbaumpflanzungen, im übrigen aber bestimmten Gras und Himmel, Himmel und Gras die Szenerie. Man bekam den Eindruck, sich auf einer jener deutschen Hochebenen — beispielsweise an der Wasserscheide zwischen Rhein und Donau — zu befinden, wo ja auch der Baumwuchs nicht son-

derlich entwickelt und die Bodengestaltung ganz ähnlich ist.

Ueberraschend wirkte auf mich die große Menge des Weideviehes, ich hatte mir kaum vorgestellt, daß eine bestimmte Strecke Landes dessen ohne Pflege und Stallfütterung so viel zu ernähren vermöge. Nur selten verfloß eine längere Spanne Zeit, ohne daß zur Rechten oder Linken große Herden (Majadas) von Hornvieh, Pferden oder Schafen (den letzteren reserviert man das bessere Weideland) sichtbar gewesen wären. Es heißt, daß eine Quadratlegua (2700 Hektaren) 20 000 Schafe oder 300 Stück Hornvieh zu ernähren vermöge, welch letztere sich in guten Jahren um 7—800 Stück vermehrten. Die Schafe wurden von berittenen Schäfern und Hunden gehütet, um Pferde und Rindvieh schien man sich nicht im geringsten zu bekümmern. Eingezäunt waren die riesigen Besitztümer nur in den seltensten Fällen, dann aber recht solid, sei es dort, wo der natürliche Fels zutage trat, mit Steinmauern, sei es, was weit häufiger war, mit Drahtzäunen. Uruguay soll bei einer Bevölkerungsziffer von 450- bis 500 000 Seelen (auf jeden Kopf entfällt dreißigmal mehr Platz als in Deutschland) über einen Herdenreichtum von 20 Millionen Schafen und 8 bis 9 Millionen Stück Großvieh verfügen, die zusammen einen Wert von 200 Millionen Mark darstellen. Den Wert des Grundeigentums berechnet man auf 814 Millionen, den alles sonstigen Besitztums auf 260 Millionen Mark. Jedenfalls fließen die hauptsächlichsten Einnahmequellen der Bevölkerung aus der Viehzucht (jedes Stück Hornvieh, das in den Saladeros verkauft wird, bringt 40 bis 48 Mark ein); wie denn 1878 nicht weniger als 1 681 000 Stück Großvieh geschlachtet wurden. Uebrigens sollen die letzten drei bis vier Jahre der Härte des Winters und der sommerlichen Dürre wegen sich sehr schlecht für die Estancieros angelassen haben.

In der That war die Anzahl, sei es der weißgebleichten Pferde- und Ochsenskelette, sei es der noch frischen Kadaver, die wir zu Gesicht bekamen, Legion. An den

Bachufern war das kranke oder ausgehungerte Vieh besonders zahlreich gefallen und ein patschuliartiger Verwesungsgeruch erfüllte die Luft. Auch anderwärts fehlte es niemals an diesen eklen Tierleichen, von denen man nicht einmal die Haut heruntergezogen hatte. Auffallenderweise sind Aasgeier in Uruguay recht selten, auch begünstigt die Pampaluft nicht gerade die Verwesung. Der gewöhnliche Prozeß ist also der, daß die Tierleichen halb eintrocknen, halb verrotten, bis schließlich ein weißgebleichtes Skelett übrigbleibt, dessen einzelne Stücke sich nach und nach über das Land zerstreuen. So kommt es, daß man auf diesen ausgedehnten Wellenflächen auch nicht zwanzig Schritte weit zu gehen braucht, um einen Ochsenkopf, einen Kinnbacken, einen Schenkelknochen oder dergleichen zu finden.

Um Pferde oder Hornvieh bekümmern sich die Besitzer nur wenig; etwa einmal monatlich oder auch seltener treiben die berittenen „Peones“ des Estanciero das Vieh zu einem großen „Rodeo“ zusammen, um es zu zählen, das Schlachtvieh auszusondern, dem Jungvieh links hinten auf dem Oberschenkel die Marke des Besitzers einzubrennen oder an den jungen Stieren eine delikate Operation vorzunehmen. Noch möge eine kleine geschichtliche Notiz sich hier anschließen. Bei der Ankunft der Europäer war in Südamerika das Lama oder Guanaco (eine Abart heißt Vicuña) das einzige Haustier. Professor Burmeister zu Buenos Ayres hat zwar die Reste des fossilen Pampa-Pferdes entdeckt, doch ist über dessen Aussterben nichts Näheres bekannt. Eingeführt wurde das europäische Pferd 1536 (durch Mendoza), das Schaf 1550 (von Peru her) und das Rind 1553 (von Brasilien). Schafzucht in größerem Maßstabe wird, wie man mir sagte, erst seit 1852 betrieben.

Am Abende des ersten Tages unsrer Postwagenfahrt wurden noch einmal zu einer letzten Kraftanstrengung die Peitschen in Bewegung gesetzt, und dann ging es in gestrecktem Galoppe gleich der wilden Jagd nach Cerro largo oder Villa de Melo hinein, dem Haupt-

orte des gleichnamigen Departements und einem hübschen Städtchen dazu. Das Hotel, wo wir abstiegen, war gewiß nicht besonders reinlich, nach allen Erfahrungen von Brasilien aber dünkte es mich so, was allerdings für Brasilien kein Kompliment ist. Die Kost war erträglich, der katalanische Wein, den wir à discretion vorgesetzt bekamen, vortrefflich — auch eine angenehme Abwechselung gegen Brasilien —, und als Tagespreis zahlte man wie in all diesen uruguayischen Wirtshäusern kleineren Stils 1 ½ Pesos (6,37 Mk.). Vor Schlafengehen besuchte ich noch ein paar Läden und Confiterias (Kaffeehäuser) und war erstaunt, als mir plötzlich auf dem Trottoir — dahinter befand sich, glaube ich, die Kaserne — ein paar Soldaten mit rauhen Worten das Bajonett entgegenhielten. Schon waren mir auf der Straße eine Anzahl Soldatentypen aufgefallen, die sich in bunten Uniformen von französischem Schnitte und nach französisch-algerischer Manier soviel als möglich bemerkbar zu machen suchten. Alles das bildete einen großen Gegensatz zu dem bürgerlicheren Brasilien, wo das spärliche, so unkriegerisch als möglich aussehende Militär im Straßenleben gar nicht hervortritt.

Am folgenden Morgen ging es gegen vier Uhr, also vor Tagesanbruch, weiter. Wir hatten einen größeren Fluß, den Arroio del Fraile Muerto, zu überschreiten, was auch insofern ohne Unfall gelang, als das Wasser bloß wenige Zoll hoch in das Innere des Wagens hineindrang. Buschwerk und Sumpfland bildeten die Umgebung des Flusses und vor den Hufen unsrer Pferde gingen Hunderte und aber Hunderte von Schnepfen, Hunderte von wilden Enten und andern Sumpfvögeln auf.

Unsre Reisegefährten waren durchweg mit Revolver und Messer bewaffnet, schienen aber sonst recht friedliche und umgängliche Leute zu sein. Sie spuckten weit weniger als ihre brasilischen Vettern, sie pflegten niemals zu essen oder zu trinken, ohne jedermann von ihren Vorräten anzubieten, und vor allem gefiel uns die hübsche Art, in der sie auf dem Fuße der Gleichheit mit unsren Kutschern

und den Gaucho-Bewohnern der früher erwähnten Gehöfte verkehrten. Belebt war die Straße nicht, etwa alle Stunden einmal begegnete uns ein Gaucho, ein rotmütziger Baske (dieses Volk soll sich unter allen Zugewanderten am besten auf die Viehzucht verstehen), ein hausierender Italiener, oder mit weiten Hosen und Kniestiefeln, die seine schönen kleinen Füße so vorteilhaft als möglich zeigten, ein vornehmer Estanciero. Häufiger waren schon die langen Reihen jener von je acht Ochsen gezogenen, mit Segeltuch überspannten Wagen, welche in diesen Gegenden den Warenverkehr vermitteln. Diejenigen, die uns entgegenkamen, waren meist mit Einfuhrwaren, diejenigen, die wir überholten, mit Häuten beladen. Nebenher ritten banditenmäßig ausschauende Kerle in blauem, rotgefüttertem Poncho, welche sich einer lanzenartigen, gewiß dreißig Fuß langen Stange zum Lenken und Antreiben der Tiere bedienten. Die hölzernen Achsen dieser Wagen gaben bei der Umdrehung ein eigentümlich häßliches Geräusch von sich, als ob man Kork durchschnitte. Allerdings sind in den deutschen Kolonien von Rio Grande do Sul die Wagen noch urwüchsiger; dort nämlich stellen, wie im alten Aegypten, die Räder eine einzige undurchbrochene Scheibe dar.

Zur Mittagszeit pflegten wir, sei es bei einer Venda (Laden), deren Verkaufsfenster durch dicke Eisenstäbe geschützt zu sein pflegt, sei es bei einem Gaucho-Gehöfte Halt zu machen; größerer Wert wurde schon auf die Auswahl des Nachtquartieres gelegt. Und diese Nachtquartiere, namentlich das erste nach der Abfahrt von Villa de Melo, verdienen eine etwas ausführlichere Beschreibung. Die Zahl der Gebäulichkeiten war, wie bei einem deutschen Bauerngute, ziemlich groß. Als Baumaterial hatten entweder gestampfter Lehm oder Rasenstücke gedient, die Dächer waren mit Schilf gedeckt und der Boden in seinem natürlichen Zustande belassen worden. Meist kannte man auch schon den Luxus von Thüren und Fensterscheiben, in einem Logis aber diente bei meinem Schlafzimmer eine Kuhhaut als einziger Vorhang. Gegen-

über solch primitiver Bauart waren Möbel und Betten recht gut, die Küche sogar ausgezeichnet, und wenn auch die Leute, namentlich die Frauen, uns ein bißchen neugierig anstaunten, so benahmen sie sich doch im großen und ganzen weltmännischer als unter gleichen Verhältnissen deutsche Bauern dies gethan haben würden.

Sobald sie unter sich sind, pflegen diese Leute fast ausschließlich von frischem oder häufiger noch gedörrtem Fleische zu leben, da Gemüse selten und Brot Luxus ist. Wir aber bekamen allenthalben katalanischen Wein, Nudelsuppe, Puchero (ein Gemisch von Kochfleisch, Mandioca, gekochte Maiskolben, Speck, Kohl, rote Rüben u. s. w., das man in einer etwas luxuriöseren Form Olla Potrida nennt), ferner Dörrfleisch, Churasco oder Spießbraten und Kaffee. Waren die Sachen auch weder besonders reinlich noch besonders gut gekocht, so konnte man doch davon leben. Auch versuchte man niemals zu prellen. Ungemeine Heiterkeit verursachte allemal unsre Ungeschicklichkeit im Matetrinken. Wer die Metallröhre (Bombilla) schüchtern zwischen die Lippen nimmt, so daß das heiße Getränk zunächst mit den Zähnen in Berührung kommt, verbrennt sich den Mund; auch pflegt der Neuling nicht zu wissen, daß man das Kredenzen des Mate so lange wiederholt, bis mit den Worten está en buenas manos eine Ablehnung erfolgt. Wer diese Formel nicht kennt, muß trinken, trinken bis zum Platzen. Die orientalischen Gauchos — und auf den Namen „Orientalen" pflegten sie recht stolz zu sein —, die wir in diesen Posadas zu Gesicht bekamen, waren hochgewachsene bärtige Männer, bei denen vielleicht bloß die langen Augenwimpern und die hervorstehenden Backenknochen an eine kleine Beimischung indianischen Blutes erinnerten. Sobald sie sich ausruhen wollten, hockten sie nach indianischer Manier um das Feuer — dieselbe komische Positur nahmen an den Haltestellen unsre Kutscher ein — in einer Stellung, die uns sehr unbequem dünkt; bei Tisch waren sie sehr mäßig im Weintrinken, sehr unmäßig im Renommieren.

Ihrer Parteifarbe nach gaben sich alle diese Leute als „Blancos“ oder Konservative aus.

Einen besonderen Reiz erhielt unsre Reise durch den Reichtum der Pampa an Wild; ein Jäger könnte dort, glaube ich, sehr leicht, im brasilischen Urwalde nur schwer sein Leben von der Jagdbeute fristen. Von vierfüßigem Wilde sahen wir allerdings bloß Zwerghirsche, an die wir uns nicht nahe genug heranzuschleichen vermochten, um zum Schusse zu kommen. Es soll ihrer mehrere Arten geben, doch ist das Fleisch, welches seines üblen Geruches wegen vor der Zubereitung ausgewässert werden muß, bei den Landeseingesessenen nicht sonderlich beliebt. Iguane (große Eidechsen) und Gürteltiere sollen sehr häufig sein; vor den Erdlöchern der letzteren pflegten, so oft wir deren sahen, gelbbraune Eulen zu sitzen. Ueberaus zahlreich müssen die Ameisen sein, denn allenthalben sieht man im Grase ihre daumenbreiten, auf unglaubliche Entfernungen sich hinziehenden Heerstraßen, auf denen die Tiere mit grünen Blättern oder andern Lasten marschieren, die jedenfalls ihr eignes Körpergewicht um ein vielfaches übertreffen. Am zahlreichsten ist jedoch in diesem Graslande das Vogelreich vertreten. Da gibt es Strauße, Riesenstörche, mehrere Geierarten (andre Raubvögel scheinen nicht vorzukommen); da gibt es Steißfüßler (Podiceps), wilde Enten, Tauben, Rebhühner, unendlich viele Schnepfen, amerikanische Kiebitze und in ganzen Scharen kleine grüne Papageien, welche die Stelle unsrer Sperlinge zu vertreten scheinen. Viele von diesen Vogelarten (beispielsweise Enten, Tauben, Schnepfen, Rebhühner, Kiebitze und ein paar Schwalbenarten) sind nächste Verwandte unsrer europäischen Wald- und Heidenbewohner, in keinem einzigen Falle aber stimmen die Arten vollständig überein.

Die amerikanischen Kiebitze beispielsweise (nach ihrem Geschreie heißen sie portugiesisch Kerri-Kerri, spanisch Tero-Tero) besitzen an beiden Flügeln etwa einen halben Zoll lange und rosarot gefärbte Stoßdolche. Nähert man sich zufällig ihrem Neste — und es war gerade Brütezeit —, so geraten die Tiere in Unruhe, flattern ängst-

lich mit lautem Geschreie umher und suchen den unbequemen Störenfried hinwegzulocken; dadurch aber verraten sie sich selbst; ist man dem Neste schon ganz nahe, so pflegen sie hoch in die Luft zu steigen, um sich über das Schicksal ihres Schatzes zu vergewissern und dann in langem Stoße so dicht an einem vorbeizustreichen, als ob sie thatsächlich mit den kleinen Dolchen ihres Flügelgelenkes dem Eindringling zu Leibe gehen wollten. Trotzdem nun die Nester mitsamt den Eiern ganz frei und offen daliegen, mag dennoch jemand, dessen Auge nicht schon an dergleichen gewöhnt ist, ein dutzendmal daran vorübergehen, ohne etwas zu entdecken. Die Farbe der Eier nämlich und die Anordnung des Nestes sticht so wenig von der Umgebung ab, daß erst die Form, nicht die Farbe der Eier mich die ersten Nester entdecken ließ. Die Eier schmecken genau wie diejenigen unsrer Kiebitze; dabei sind die Tiere allenthalben in den viehzüchtenden Teilen Uruguays außerordentlich zahlreich.

Bei unsrem zweiten Nachtquartiere, einem richtigen Pampa-Logis, langten wir schon frühzeitig am Nachmittage an, und da wir nichts Besseres zu thun wußten, unternahmen wir, während von früherer Beute schon ein Dutzend Tauben im Kochtopfe schmorten, einen kleinen Jagdzug. Wir wateten in einen Morast hinein, schossen eine Anzahl Enten, vermochten ihrer aber nicht habhaft zu werden, und da die Sache mich zu langweilen begann, kehrte ich, um Kiebitznester zu suchen, aufs Trockene zurück. Noch geraume Zeit vernahm ich aus immer weiterer Entfernung die Schüsse meines Gefährten, dann wurde es still. Die Dämmerung brach herein und ich dachte daran, nach der Lehmhütte, unsrem Nachtquartiere, zurückzukehren, als ich plötzlich noch einen dumpfen scharfen Knall, wie von einer Büchsflinte herrührend, vernahm. Was war das? Sollte das ein Zeichen sein, daß mein Gefährte sich verirrt habe? Zu solchem Zeichen aber gehörten, wie hierzulande jedermann weiß, zwei Schüsse. Ich ging zu der Hütte: mein Gefährte war noch nicht dort. Das Abendessen wurde aufgetragen, ich vermochte

keinen Bissen hinunterzuschlucken. Mißtrauisch sah ich mir die ganze Gesellschaft an; ihr Benehmen wollte mir nicht gefallen, um so weniger, als der Mayoral trotz aller angebotenen Geldvergütung sich weigerte, seine beiden Untergebenen zum Suchen auszusenden. Unruhig stand ich auf, nahm meine Waffen und spazierte zum Rande des Sumpfes, wo ich in schneller Aufeinanderfolge zwei Schüsse abfeuerte. Es erfolgte keine Antwort; der kalte Schweiß trat mir auf die Stirn. Wo steckte mein Gefährte? Was hatte jener vereinzelte Schuß zu bedeuten gehabt? Wäre es nicht meine Pflicht gewesen, den der Landessprache unkundigen Reisegenossen zu warnen? War meinem Gefährten etwas zugestoßen, so sprachen unter zehn Wahrscheinlichkeiten neun dafür, daß, wenn ich ihn mit dieser Indianergesellschaft nächtlicherweile in Sumpf und Busch aufsuchte, auch mir von hinterrücks eine Kugel zu teil werden würde. Würde jemals ein Hahn danach gekräht haben? Und uns Fremdlinge hielt man ja ohnehin, darüber hatten wir uns häufig genug unterhalten, für Krösusse. Ich ging abermals zum Nachtquartiere, erklärte dem Mayoral so energisch als möglich, was seine Pflicht sei, und brachte denn auch thatsächlich drei Leute, die zu Pferd den Sumpf durchstreifen sollten, auf die Beine. Etwa zehn Minuten mochte es her sein, daß wir abmarschiert waren, als ich auf einer der Wellenhöhen des Terrains eine menschliche Gestalt zu entdecken glaubte. Ich blickte scharf hin: es war mein Gefährte, der mit aller Seelenruhe heranspazierte.

„Nun, zum Teufel, wo kommen Sie denn her?"

„Von der Jagd."

„So spät am Abend und in wildem, unsicherem Lande?"

„Ja, das ist eine lange Geschichte!"

„Und wissen Sie denn auch, daß soeben drei Reiter den Sumpf absuchen, um Sie womöglich herauszuziehen?"

Mein Begleiter lachte und begann zu erzählen. „Ich hatte," so sagte er, „abermals eine Ente geschossen und trachtete nun schon eine halbe Stunde lang vergeblich,

ihrer habhaft zu werden, als ich dicht vor einem Busche stehend plötzlich ein lautes, heiseres Grunzen vernahm, als ob ein wildes Tier in seinem Schlupfwinkel aufgestört worden wäre. Als ich mich dann vorsichtig um den Busch herumwandte, sah ich auf der andern Seite den riesigen Kopf eines großen Wasserschweines. Ich gab ihm eine Kugel — den Schuß werden Sie wohl gehört haben — und muß das Tier leicht verwundet haben, denn mit noch stärkerem Grunzen näherte es sich mir und schien mich angreifen zu wollen. Noch überlegte ich, wohin ich den andern Schuß — ich hatte leider bloß Schrot geladen — geben sollte, als das Tier sich eines besseren besann und mit lautem Klatschen ins Wasser stürzte. Hinterdrein aber plumpsten eine ganze Anzahl junger Schweinchen, und auch auf der andern Seite platschte es, als ob sich hier eine ganze Abendgesellschaft von Wasserschweinen versammelt hätte. Da faßte mich denn das Jagdfieber, ich lud Kugeln und ging den Tieren solange nach, bis ich schließlich bei völliger Dunkelheit nicht mehr wußte, wie aus dem Sumpfe herauszukommen. Ich entsann mich, daß der Wind mir anfänglich auf den Rücken geblasen hatte, so ging ich ihm also entgegen und kam glücklich heraus."

Als wir eine Stunde später in heiterster Laune an der aufs neue gedeckten Tafel saßen, entstand ein fürchterlicher Tumult. Alles stürzte aus dem Hause, die Luft dröhnte vom Stimmengewirre, und als ich hinausblickte, sah ich ein paar Dutzend Reiter in buntester Offiziersuniform vor der Thüre halten, während sich vom Kamp her eine lange schwarze Linie — in der Dunkelheit konnte man zuerst nicht erkennen, was es war — mit rasender Geschwindigkeit heranbewegte. Die Linie wurde der Höhe nach größer und größer, eine Staubwolke jagte vor ihr her, man erkannte Pferdeköpfe und rote Hosen, bis Schwadron für Schwadron, die ganze wilde Jagd ihre Pferde parierte. So waren wir, ohne eine Ahnung davon gehabt zu haben, Zeugen des Parforce-Manövers einer südamerikanischen Reiterschar gewesen. Die Leute stiegen

vom Pferde, nahmen die Sättel ab und entließen ihre Reittiere ohne Fessel, ohne Hemmnis in die Pampa. Von einigen wenigen aber, die zu Pferde geblieben waren, wurden ein paar Ochsen herbeigetrieben, andre schleppten Holz zur Stelle; noch eine Stunde später und an die hundert Lagerfeuer, um welche sich die abenteuerlichen Gestalten herumlagerten, flackerten lustig zum dunklen Nachthimmel empor. „Wie wäre es," bemerkte ich in Spanisch, „wenn ich dem kommandierenden Offizier meine Karte sendete und ihn bäte, das Lager einmal genau in Augenschein nehmen zu dürfen?" Dieser Vorschlag schien einem mir gegenübersitzenden Herrn, den ich hier zum erstenmal gesehen, sehr schlecht zu gefallen, denn mit allen Anzeichen der Unruhe und Angst bemerkte er, die Sache könne uns leicht Unannehmlichkeiten eintragen. Ich erwiderte, daß ich dieselben nicht fürchte.

„So unterlassen Sie es, bitte, um meinetwillen," bat der seltsame Herr.

„Und warum denn?"

„Ich habe keinen Paß."

„Und ist denn das hierzulande so schlimm?"

„Für Sie, als Fremden, wenn ich die Wahrheit sagen soll, nicht, für uns Einheimische unter Umständen sehr schlimm." Wir kamen nun dahin überein, daß der ängstliche Herr sich zu Bett legen sollte, ich sandte meine Karte ab und wenige Augenblicke später erschien ein Adjutant mit der Meldung, daß der befehlführende Oberst mich mit großem Vergnügen empfangen würde. Als ich dann mit diesem Offiziere an den Lagerfeuern vorbeischritt, erhoben die Leute sich ehrerbietigst. Sie hatten ihre Recado-Sättel mit den darüber gelegten Decken zu einem bequemen Nachtlager hergerichtet, und über jedem Feuer schmorte ein riesiges Stück in die frische Haut eingehüllten Fleisches. Es war das der berühmte Asado con cuero.

Die ganze Truppe, die auf die Nachricht hin, daß Latorre von Jaguarão durch Entrerios nach Buenos Ayres abgereist sei, schleunigst von der Nordgrenze nach Montevideo beordert worden war, bestand aus einem

Kavallerieregiment und einer Abteilung berittener Infanterie, insgesamt vielleicht 600 Mann. Nach meiner oberflächlichen Schätzung mochte unter den Mannschaften mindestens der fünfte oder sechste Teil aus Negern bestehen, die doch sonst einen ganz und gar verschwindenden Bruchteil der Bevölkerung von Uruguay bilden. Auch mangelte es neben kräftigen Männergestalten nicht an jungen, kaum dem Knabenalter entwachsenen Burschen. Und schließlich schienen auch — der Oberst vermied es aber geflissentlich, mich dorthin zu führen — eine ganze Anzahl Weiber, wahrscheinlich als Intendantur, dem Heere zu folgen. Unter den Offizieren waren nicht wenige brauner von Farbe, als sich dies durch den Einfluß der Sonnenstrahlen erklären läßt; kurz, ich empfing den Eindruck, eine Prätorianertruppe vor mir zu haben, die zwar strammer und militärischer aussah, als ich das von uruguayischem Militäre erwartet hatte, dafür aber in ihrer mittelalterlich Wallensteinischen Erscheinung und Ungebundenheit gleich schlecht in republikanische Kultur- und Friedensideale wie in eine hochzivilisierte und vorwiegend von Fremden bewohnte Hauptstadt — Montevideo — hineinpaßte.

Am folgenden Morgen wurden die Pferde, die während der Nacht von einigen in weiter Entfernung ringsherum postierten Reitern am Ausbrechen verhindert worden waren, wieder eingefangen, was das Werk von etwa 40 Minuten war, und fort ging es gleichzeitig mit uns jener frischen und frohen Revolution entgegen, deren Beginn seitens eines geistig überlegenen Feindes man vorauszusehen glaubte.

Um alle größeren Flußläufe zu vermeiden, ging die weitere Postwagenfahrt ohne Unterbrechung in nächster Nähe der Wasserscheide, also auf der Cuchilla geral dahin, die jedoch so sanft nach dem tiefer gelegenen Lande hinabfällt, daß sie nirgendwo und von keiner Seite her den Anblick eines Gebirges oder auch nur eines Höhenzuges gewährt. Man glaubt, wie bereits erwähnt, sich auf einer welligen Hochebene zu befinden. Dichte Acker-

krume bedeckt auch hier oben genau in der gleichen Dicke wie unten den doch sehr viel koupierteren Boden; nur an einzelnen Stellen tritt auf weiteren Strecken der natürliche, weißlich-graue Fels zutage. Wir sahen wilde Strauße in großer Anzahl und entschieden uns nach längerer Ueberlegung dahin, daß es keine Barbarei sein würde, wenn mein Gefährte sich ein einzelnes dieser Tiere als Jagdbeute aneignete. Bei geeigneter Gelegenheit hielt der Postwagen, Herr S. sprang vom Bock, schlich näher, zielte, und auf 140 Schritt Entfernung unter dem Schulterblatt ins Herz getroffen, stürzte das mächtige Tier augenblicklich und regungslos zu Boden. Wir schleppten es näher — sein Körpergewicht mochte etwa demjenigen eines kräftigen Mannes gleichkommen —, schnitten Flügel, Füße und Kopf ab, ein Spanier nahm sich noch den berühmten Straußenmagen heraus, der als Tabaksbeutel dienen sollte, und weiter ging es in jagdfroher und doch etwas mißvergnügter Stimmung, denn einer der Wageninsassen wollte wissen, daß augenblicklich jene Schonzeit sei, die man in diesem wildreichen Lande bloß den Straußen zu teil werden läßt (später stellte es sich heraus, daß dem nicht so war).

Die amerikanischen Strauße kommen bekanntlich weder an Größe den afrikanischen gleich, noch steht der Wert ihrer grauen Federn sonderlich hoch. Immerhin aber stellen sie ein edles Wild und eine herrliche Landschaftsstaffage dar, so daß ihre Ausrottung im höchsten Grade zu beklagen sein würde. Nur müssen zu Gerstäckers Zeiten die Tiere noch viel zahlreicher gewesen sein als heutzutage — wir sahen ihrer höchstens einige Dutzend —, hoffentlich aber hilft das kürzlich erlassene Schutz- und Schonungs-Gesetz.

Die dritte Nacht verbrachten wir in Cerro Chatto, an der Grenze zwischen den Departements Minas und Florida (ein neuer Kutscher übernahm dort die Führung, nachdem die beiden Gehilfen des Mayoral schon mehrmals gewechselt hatten), die vierte und letzte, nur noch 18 Leguas vor La Florida. Glücklich passierten wir den

angeschwollenen Santa Lucia-Fluß, kaum zwei Kilometer aber vor La Florida blieben wir in einem Morasse stecken. Alles Peitschen half nichts, die Handköfferchen wurden abgeladen, über den Morast getragen und mit Karren weiterbefördert, während wir selbst zu Fuß in die Stadt einzogen, nachdem wir in fünftägiger Fahrt eine Strecke zurückgelegt hatten, die etwa derjenigen von Köln nach Berlin gleichkommt. Wir hatten ein klein wenig vom Regen, ein klein wenig von der Hitze, ein klein wenig vom Staube gelitten, alles in allem waren wir froh, daß die Sache ihr Ende erreicht hatte.

Von Montevideo aus führt eine Eisenbahnlinie, die längste des Landes, über La Florida — ein hübsches, von Gärten umgebenes Städtchen — nach Durazno und Yi. Die Koupees sind mindestens ebensogut und nach dem gleichen Systeme eingerichtet wie in England und Frankreich; das gleiche gilt von den Stationen, die nach unsren Begriffen allerlei seltsame Namen, wie z. B. „Independencia", „16 de Agosto", „Progresso" u. s. w. tragen, sonst wüßte ich über die Eisenbahn nichts Bemerkenswertes zu berichten.

Die Physiognomie des Landes aber wechselt vollständig, und die Gewißheit, daß ich durch bloße Eisenbahnfahrten in Uruguay nimmermehr ein zutreffendes Bild von dem Innern erhalten haben würde, ließ mich alle überstandenen Strapazen vergessen. Zwar war schon während der Postwagenfahrt sowohl bei den Gramineen des Rasens wie bei jenen Sträuchern und Disteln, mit welchen derselbe stellenweise inselartig durchsetzt ist, ein sprungweises Verschwinden einzelner und ebenso plötzliches Auftreten andrer Arten bemerkbar gewesen, dadurch aber wurde denn doch der übereinstimmende Grundcharakter der Landschaften nicht im allermindesten geändert. Wie ganz anders auf der Strecke von La Florida nach Montevideo.

Gerade in ehemaligen Prärieländern tritt ja der ungeheure Einfluß des Menschen auf die Natur am deutlichsten zutage. In Nordamerika sieht die Hälfte jener

berühmten Prärien, in denen sich ehedem die Indianer, die wilden Pferde und Büffel unsrer Knabenromane herumgetummelt haben, sehen beispielsweise solche Staaten, wie Illinois, Iowa u. s. w., kaum anders aus, als ein gleich großes Stück in den Ackerbaubezirken Deutschlands oder Frankreichs. Dasselbe Los erwartet den Rest, denn in Nordamerika marschieren Kultur und Zerstörung im Sturmschritt. In Uruguay geht das langsamer. Bis Florida war alles Grasland, von da ab gab es wogende Weizenfelder, Gärten, Häuser und Ackerbau-Kultur auf herrlichem Boden.

Montevideo ist eine schöne, beinahe glänzende Stadt mitteleuropäischen Stils, die man mit Bordeaux oder Triest vergleichen könnte. Gute Straßen, treffliche Trottoirs, reiche Häuser, liebliche Gärten, ein Ueberfluß an Blumen, palastähnliche Klubs und Theater, dazu ein entsprechendes Netz von Pferde- und Eisenbahnen, so ist das Bild dieses Riesenkopfes auf schwächlichem Körper, wie man Montevideo ganz zutreffend genannt hat. Die Stadt liegt auf dem sanften Gehänge einer Landzunge, die mit dem Festlande eine als Hafen dienende Bai bildet, und hat angeblich von einem unbedeutenden Bergkegel, dem 450 Fuß hohen Cerro oder Monte, seinen Namen (montem video) erhalten. Da der Boden sattelartig auf der einen Seite zum Meere, auf der andern zur Bai abfällt, so sorgt die Natur selbst schon für Reinlichkeit, und eine Viertelstunde, nachdem es geregnet hat, mag jede Dame ohne Besorgnis mit den leichtesten Stiefelchen spazieren gehen.

Ueber die eigenartige Anordnung der Häuser wie über den ganzen Stil des Lebens in den beiden Metropolen am La Plata werde ich an andrer Stelle eingehender berichten: hier wie dort findet sich ein Ueberfluß an italienischen Marmor, finden sich Miradores, vergitterte Fenster und die reizenden andalusischen Höfe. Und noch hübscher vielleicht als alles übrige sind die herrlichen Landhäuser (Quinten) im Umkreise. Nun will ich weder von dem mächtigen Eindrucke der „Plaza de la Consti-

tucio" und der „Plaza de la Independencia", noch von der lieblichen Perspektive solcher Straßen wie „25 de Marzo" und „18 de Julio" sprechen, ich will weder die Börse noch das Theater, noch jene Kathedrale beschreiben, wo sich abends zum Segen die geschminkten und goldstaubgepuderten „Hijas del Pais" (die häßlichen werden versteckt gehalten, wenigstens sieht man sie nicht) zusammenzufinden pflegen. Auch will ich den Leser nicht einladen, mich auf der Fahrt mit einem jener 8 „Tranvias" zu begleiten, welche die Stadt nach allen Richtungen durchkreuzen, noch endlich will ich ihm im glänzenden deutschen Klub treffliches Kulmbacher Bier auftischen lassen.

Das Leben in dieser Stadt der Politiker und Weiber haucht einen italienisch-französischen Geist, anstatt des »á mi me gustan todas« hört man von abendlichen Straßensängern auch schon das »Donna è mobile« vortragen, just wie in Italien, vor allem lebt man besser und billiger, erfreut sich größeren Komforts und größerer Reinlichkeit als in Rio de Janeiro. Die glänzenden Gasthäuser (Hotel Oriental, Hotel de Paris u. s. w.) sind in europäischem Stil gehalten mit vorzüglicher französischer Küche und den allerliebsten Marmorhöfen Andalusiens. Für Wohnung, Kost, Tischwein, Licht u. s. w. pflegt man etwa 1½ bis 3 Pesos täglich (6,37 bis 12,75 Mk.) zu zahlen; bloß Bäder und feine Weine werden besonders berechnet.

Trotz alles Glanzes, trotz der unleugbar freundlichen und anheimelnden Außenseite Montevideos spricht man dort stets von vergangenen Tagen: „Ja, wenn Sie sich schon über das gegenwärtige Getriebe wundern, dann hätten Sie erst einmal vor zehn Jahren hier sein sollen," und was dergleichen mehr ist.

Ist ohnehin schon am La Plata seit 1875 eine große Geschäftsstockung eingetreten, so hat doch Montevideo, dem vorher durch den Paraguaykrieg ganz außergewöhnliche Einnahmen zuflossen, noch mehr als Buenos Ayres darunter gelitten. Die Stadt hat einmal 120000 Einwoh-

ner besessen und zählt deren gegenwärtig trotz größerer Entwickelung des Hinterlandes nur noch 80—85 000. Bespricht man sich über derartige Mißverhältnisse irgendwo in Südamerika mit einem Landeseingesessenen, so wird die Antwort unweigerlich dahin lauten, daß am Lande selbst kein Fehl sei, daß alle Schuld bei der Regierung liege, daß die Hilfsquellen des Landes, seine Lebenszähigkeit, seine Verdauungskraft für alle begangenen und etwa noch zu begehenden Fehler unerschöpflich seien.

Dergleichen schablonenhaftes Lob ist nun allerdings mit gerechtfertigtem Vorbehalt aufzunehmen, wenn aber irgendwo, so ist es für Uruguay am Platze. Ein herrliches Klima, welliges, wohlbewässertes Land mit dicker Erdschicht, keine Gebirge, aber gerade genug zutagetretender Fels, um Baumaterial zu liefern, dazu von drei Seiten als Grenze entweder das Meer oder schiffbare Flüsse, schließlich im Innern für den Bau von Straßen und Eisenbahnen die denkbar günstigsten Verhältnisse und selbst in einer Fortsetzung des südbrasilischen Kohlenlagers Aussichten auf billiges Brennmaterial: so stellt sich das Bild dieses von der Natur so reichbegünstigten Staates dar. Am wenigsten gilt alles dies — es sei denn, daß der Bergbau auf Metalle und Marmor dafür eintrete — von der dem Meere zugewandten Ostküste; im übrigen scheint es in Uruguay auch an jenem schroffen Wechsel zwischen mäßig fruchtbaren und gänzlich unfruchtbaren Ländereien zu fehlen, wie er anderwärts in Südamerika hervortritt.

Und was nun die Hauptstadt anbelangt, so wird das Mißverhältnis zwischen ihrer Bevölkerungsziffer und derjenigen des Hinterlandes durch Montevideos Stellung im Welthandel wieder ausgeglichen. Zunächst liegt der Ort dem offenen Meere näher als Buenos Ayres und wird daher namentlich von denjenigen Schiffen, die zur Westküste Südamerikas weiterfahren, des geringeren Aufenthaltes wegen als Anlegeplatz vorgezogen, wie denn z. B. die Dampfer der Hamburger Kosmos- und der englischen Pacific-Linie nur in Ausnahmefällen nach Buenos Ayres

herüberkommen, sonst aber bloß Montevideo berühren. Und dann ist auch der durch die Bai von Montevideo gebildete Hafen zwar durchaus nicht allerersten Ranges und nicht genügend gegen Südwinde geschützt; immerhin aber hat er tiefes Fahrwasser, ermöglicht selbst den größten Seeschiffen, nicht allzuweit vom Lande zu ankern, würde mit verhältnismäßig geringen Kosten die Anlage von Quais gestatten und stellt alles in allem den besten Hafen des La Plata-Gebietes dar.

Diesen besonderen Verhältnissen Montevideos entsprechend, beruht sein Handelsverkehr teils auf Durchgang und Einfuhr, teils auf den Erzeugnissen der Viehzucht. Um wie bedeutende Summen es sich bei der letzteren handelt, wird daraus hervorgehen, daß allein die Liebigsche Fleischextraktfabrik von Fray Bentos — und diese besitzt zahlreiche und fast nicht minder bedeutende Konkurrenten — alljährlich gegen 110 000 Stück Hornvieh schlachtet. In bezug auf die Ausfuhr von Erzeugnissen der Viehzucht gibt es schlechte Geschäfte durch Dürren, Ueberschwemmungen und Revolutionen, die Einfuhr aber hängt vorwiegend von der jeweiligen Regierung, von der mehr oder minder den Schmuggel begünstigenden Handhabung der Zollgesetze ab.

In dieser Beziehung ist die verhältnismäßig ehrliche, dabei energische und jeden gesunden Fortschritt begünstigende Verwaltung Latorres noch bei allen fremden Kaufleuten in guter Erinnerung; unter dem Einflusse des gegenwärtigen Präsidenten Santos sollen dagegen die Schmuggler, wenn auch geheimer und in anständigerer Form als in Brasilien, so viele Vorteile genießen, daß sich das ehrliche Geschäft sehr schlecht dabei stellt. Nebenbei bemerkt rührt in Uruguay, Argentinien und Paraguay ebenso wie in Brasilien der überwiegende Teil aller Staatseinnahmen aus den Zöllen her; dennoch aber sind die Zollsätze nirgendwo in den drei La Plata-Staaten so unnatürlich hoch geschraubt, wie in Brasilien. Außerdem gehören im La Plata-Gebiete die Binnenzölle zu den überlebten und überwundenen Dingen.

Am Nachmittag des 17. Oktober begab ich mich mit einem kleinen Kahne an Bord des unfern vom Strande liegenden „Jupiter", zahlte 8 Pesos Fuertes für ein Fahrbillet erster Klasse, speiste zu abend, legte mich nieder und befand mich beim Aufwachen angesichts der stattlichen Kirchtürme und Kuppeln von Buenos Ayres. Zwei Gesellschaften, die sich aber in den Preisen keine Konkurrenz machen, vermitteln einen täglichen oder vielmehr nächtlichen Verkehr herüber und hinüber und die Abfahrtszeiten sind derart geregelt, daß der am La Plata die erste Rolle spielende Kaufmannsstand am wenigsten dadurch verliert. Gewöhnlich gibt es bei der Landung in Buenos Ayres viele Umstände; ich aber mietete ein kleines Boot, passierte die Zollwache und befand mich, ohne daß nach meinem Passe gefragt worden, binnen einer halben Stunde im Gasthofe.

Zweites Kapitel.

Auf dem La Plata nach Paraguay.

(Der La Plata-Strom und seine Dampfer. — Die argentinischen Provinzen Entrenios und Corrientes. — Weibliche Kaufleute. — Krokodilschießen am Paraguay-Fluß. — Die Besiedelung des Gran Chaco. — Das Jesuiten-Reich unter den Guarani-Indianern. — Die Diktatur mit republikanischer Maske. — Das China von Südamerika. — Francisco Solano Lopez und der Untergang seines tapferen Volkes. — Die heutigen Machthaber von Paraguay.)

Eine halbstündige Fahrt mit der Pferdebahn brachte mich zum kleinen Riachuelo-Fluß, wo der Dampfer Cisne zur Abfahrt nach Asuncion bereit lag. Bei den ungünstigen Ankerverhältnissen der außergewöhnlich flachen Reede von Buenos Ayres hat man sich selbst ein so unbedeutendes Hilfsmittel, wie diese winzige Wasserstraße es darbietet, nicht entgehen lassen. Das Flüßchen, dessen morastige Mündung man durch einen vor wenigen Jahren gegrabenen Kanal umgangen hat, ist mit kleineren Seeschiffen und größeren Flußfahrzeugen wie gespickt, kann aber bei seinen heutigen Verhältnissen von Seeschiffen größeren Tiefganges nicht benutzt werden. Und komisch genug sieht es aus, wenn man schon eine gute Strecke vom Lande entfernt ist und dann plötzlich dicht neben sich einen Reiter erblickt, der irgend eine kleine Goelette zu tieferem Fahrwasser hinausbugsiert.

Dieser ganze La Plata mitsamt seinen Zuflüssen ist eine Originalität. Wie z. B. soll man eine Fahrt nach Asuncion bezeichnen, da der Fluß bis dorthin drei verschiedene Namen führt? Eigentlich betitelt sich ja bloß die kurze Strecke vom Zusammenflusse des Paraná und Uruguay bis abwärts zum Meere La Plata. Und wo, darf man ferner fragen, hört der Fluß auf, wo fängt das Meer an? Durch den Augenschein läßt sich das nicht entscheiden, denn der ganze La Plata im engeren Sinne gleicht mehr einer Seebucht denn einem Flusse. Entscheidend ist wohl die Thatsache, daß bei Montevideo noch Meerwasser und Seefische vorkommen, weiter aufwärts gibt es alsdann eine Strecke mit Brackwasser; schon bei Buenos Ayres soll jedoch das Flußwasser unvermischt sein.

In jenem weiten Becken des La Plata, namentlich im oberen Laufe, bekommt man, wenn das Schiff genau in der Mitte fährt, nicht stets aber zuweilen beide Ufer zu Gesicht. Gebirge gibts nirgendwo im Umkreise, dennoch aber zeigt sich zwischen der orientalischen und der argentinischen Küste ein tiefgreifender Unterschied. Das Südgestade ist ganz und gar flach, dazu schob, als wir vorbeifuhren, eine eigne Art von Lichtbrechung einen breiten blauen Strich zwischen Horizont und alles, was darüber lag, so daß die weißschimmernden Häuser, die Kirchtürme und Kuppeln von Buenos Ayres in der Luft zu schweben schienen. Die Küste von Uruguay dagegen stellte sich in nicht eben hohen, aber steilen und an Dover erinnernden Abstürzen (Barrancas) jener harten Lehmmasse dar, die man hier Tosca nennt.

Zahlreiche Busch- und Grasinseln, die das Hochwasser von irgend einem Uferrande losgerissen — es sollen sich zuweilen Hirsche, große Schlangen und selbst Tiger darauf vorgefunden haben —, schwammen an uns vorüber, sonst gab es keine Abwechselung, bis wir nach fünf- bis sechsstündiger Fahrt bei der Insel Martin Garcia diejenige Stelle erreichten, wo Uruguay und Paraná sich vereinigen; wir selbst dampften in den Paraná hinein,

dicht vorbei an jenem strategisch wichtigen und von argentinischem Militär besetzten Eilande, das vor den Mündungen beider Flüsse liegt, wie Helgoland vor der Elbe.

Des weitern blieben die kahlen oder buschbestandenen Ufer so flach und unbedeutend wie zuvor, auch befremdete mich die verhältnismäßig geringe Breite des Stromes — etwa anderthalb bis zweimal so breit als der Rhein bei Köln —, bis man mir mitteilte, daß das, was ich für Festlandsufer hielt, menschen- und viehleere, bloß zeitweise von wilden Tieren bewohnte Inseln seien, daß wir nicht den Gesamtstrom, sondern bloß einen der mehrfachen Kanäle überblickten. Trotz der starken, in letzter Zeit niedergegangenen Regengüsse waren uns die Stromverhältnisse nicht günstig. Während beim Wehen des Südwindes, der das Wasser in der Mündung des La Plata staut, die kürzesten unter den zahlreichen Kanälen zugänglich werden, hatten wir einen weiten Umweg zu machen. Als es Abend wurde, entzückten uns die scharfen Dämmerungsfarben, die, weit intensiver als diejenigen Brasiliens, an Süditalien und Nordafrika erinnern. Hier zum erstenmal wieder sah ich das Purpurgrün Aegyptens, jenes Landes, das unter allen Erdstrichen, die ich kenne, die schärfsten und doch wieder feinsten Licht- und Farbenkontraste aufweist. Wenig später begonnen in dem Buschwerke des Ufers zahlreiche Leuchtkäfer zu schwirren, wie man mir sagte, die ersten in diesem Jahre (in Santa Catharina hatten sie sich im August, in Rio Grande do Sul im September und hier also, am La Plata, im Oktober gezeigt). Menschliche Wohnungen oder selbst nur weidendes Vieh bekamen wir gar nicht zu Gesicht, wohl aber glitt etwa alle halbe Stunden einmal lautlos und mit vollen Segeln ein Fahrzeug an uns vorüber.

Zunächst legten wir in San Nicolas an, das direkte Schiffsverbindungen mit Europa besitzt, und abermals fiel der Anker in Rosario, dem zweitgrößten Handelsplatze der Republik und dennoch einer sitzengebliebenen Schöne. Die Blüte Rosarios datiert von 1857, als Buenos Ayres sich von der übrigen Republik losgetrennt hatte und diese

die Zollstation für alle überseeischen Waren nach Rosario verlegte. Auch heute ist noch der Ort Ausgangspunkt sowohl der im Bau begriffenen transandinischen Bahn wie der Linie nach Tucuman und wird demgemäß, bis die Eisenbahn nach Buenos Ayres vollendet ist, eine gewisse Bedeutung behalten. Im allgemeinen aber hat die Entwickelung der Stadt den in sie gesetzten Erwartungen nicht entsprochen. Bloß wenige Waren, namentlich billige englische Kattune, welche die Unkosten des Umweges über Buenos Ayres nicht vertragen würden, kommen direkt aus Europa hierher, um ins Innere versandt zu werden, wie denn z. B. die Allensche Dampferlinie eine regelrechte Verbindung zwischen England, Buenos Ayres und Rosario unterhält.

Und nun ein paar Worte über unsren Dampfer und den Schiffsverkehr auf dem Paraná. Von Buenos Ayres aufwärts bis Rosario gibt es tägliche Verbindung, je weiter nördlich man jedoch vordringen will, desto seltener werden die zur Verfügung stehenden Dampfergelegenheiten. Nach Asuncion gehen doch noch allmonatlich mindestens sechs Dampfer ab, nach Curumba aber und Cuyaba in der brasilischen Provinz Matto Grosso gibt es nur einmal monatlich Verbindung. Insgesamt befahren augenblicklich 22, einem Dutzend verschiedener Gesellschaften angehörige Passagierdampfer den Paraná, ungerechnet den Verkehr jener Dampfschiffe, die keine regelrechten Abfahrtszeiten innehalten und sich mehr auf den Frachtverkehr verlegen, ungerechnet auch jene kleineren Fahrzeuge, die zwischen zwei oder mehreren nahegelegenen Punkten eine Spezialverbindung unterhalten, wie beispielsweise die kleinen Rheinschiffchen zwischen Köln und Mülheim. Für die Reise nach Asuncion hat man die Auswahl zwischen drei Gesellschaften, zwei argentinischen und einer brasilischen. Ich entschied mich für „Mayer und Brugo", welche vier stattliche Passagierdampfer besitzen (ein fünfter kommt demnächst von Europa herüber), und hatte meine Wahl durchaus nicht zu bereuen. Der Fahrpreis einschließlich der Beköstigung und des Weins stellte sich für

die 1048 Seemeilen lange Strecke auf 1000 Papierthaler oder 163,26 Mark (einfaches Billet), was nach südamerikanischen Preisverhältnissen und wahrscheinlich infolge der starken Konkurrenz auffallend billig ist. Wir heizten anfänglich mit englischer Kohle, während des letzten Viertels der Reise jedoch mit herrlichen Blöcken härtesten Holzes, und legten die ganze Fahrt in genau sieben Tagen zurück, wobei allerdings das Anlegen, das Ein- und Ausladen an etwa anderthalb Dutzend Punkten mit in Rechnung zu ziehen ist. Asuncion liegt nach den bisherigen, aber etwas unzuverlässigen Messungen bloß 75 m über dem Meeresspiegel, so daß also das Gefälle für die weite Strecke nicht eben sonderlich groß ist. Die Strömung aber schien mir kaum weniger stark zu sein als beim Rhein und thatsächlich dauert denn auch die Bergfahrt volle zwei Tage länger als die Thalreise. Unser Schiff wurde ohne Karten und Berechnungen gelenkt. Die Erfahrung der Steuerleute, so sagte man mir, sei derart, daß sie keiner andern Hilfsmittel als ihres Auges bedurften. Und doch gibt es der veränderlichen Sandbänke die Menge, und doch mußte bald an diesem, bald an jenem Ufer der tiefere Kanal aufgesucht werden. Soweit ich darüber Aufschluß zu erhalten vermochte, können selbst bei niedrigem Wasserstande noch Dampfer von 12 Fuß Tiefgang nach Asuncion gelangen, Kriegsschiffe aber, die den Tiefgang der augenblicklich in allen Marinen vertretenen Kanonenboote überschritten, würden, so sagte man mir, mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Die Fahrten argentinischer Passagierdampfer gehen nicht über Asuncion hinaus, wer von da nach Curumba oder Cuyaba der brasilischen Provinz Matto Grosso vordringen will (eine weitere Reise von neun Tagen), muß sich der allmonatlich fahrenden brasilischen Postdampfer bedienen. Schiffbar ist der Paraguayfluß bis Diamantina, noch eine kleine Strecke oberhalb Cuyaba, auf der es aber keine regelrechten Fahrten mehr gibt. In allerneuester Zeit hat gerade dieser Oberlauf des Paraguay eine gewisse kommerzielle Bedeutung erhalten durch den ausgedehnten

Handel (namentlich Waffentransport), der sich von dort aus nach dem von der Westküste Südamerikas abgeschnittenen Bolivien zu entwickeln beginnt. Und doch müssen die Schwierigkeiten, mit denen dieser Warentransport zu kämpfen hat, ganz außerordentlich sein. Pferde nämlich und Maultiere pflegen in der Umgegend von Curumba zu erkranken und trotz allen Nachschubes schnell zu degenerieren, so daß dort das einzige Beförderungsmittel darin besteht, entweder zu Fuß zu gehen oder auf Ochsen zu reiten. In Buenos Ayres aber weiß man über diese Handelsstraße nach Bolivien schon recht gut Bescheid und hat sich den Eigentümlichkeiten des Landes beispielsweise in bezug auf die Verpackung der Warenballen mit einer Geschmeidigkeit anbequemt, die wir Deutschen uns zum Muster nehmen könnten.

Der Oberlauf des Paraná weist für die Schiffahrt durchaus nicht die gleichen günstigen Verhältnisse auf wie derjenige des Paraguay; regelrechten Verkehr gibt es dort gar nicht und jene Dampfer, welche den in den Wäldern gesammelten Mate (nicht Maté, wie noch so vielfach irrtümlicherweise geschrieben wird; man spricht das Wort genau so aus wie unser deutsches die „Matte") flußabwärts befördern, vermögen bloß bis zu jenem großen Wasserfall (Salto de la Guaira) vorzudringen, wo der Fluß einen waldbestandenen Gebirgszug durchbricht und die Jesuiten ehedem ihre ersten, jetzt von Wald überwucherten Missionen besaßen. Auf dem Uruguayflusse endlich gibt es Dampfverkehr bis zu einer Stelle, wo sich auf der argentinischen Seite Concordia, auf der uruguayischen Salto Oriental gegenüberliegen. Von dort aus führt zur Umgehung der Stromschnellen auf argentinischer Seite eine Eisenbahn bis Monte Caseros, auf der uruguayischen bis Santa Rosa. Der Oberlauf des Uruguay ist wiederum schiffbar, doch haben sich die angrenzenden Gebietsteile von Corrientes, den argentinischen Missionen und Rio Grande do Sul noch zu wenig entwickelt, als daß es augenblicklich etwas andres als gelegentliche Schiffahrt dort gäbe.

Und nun weiter in der Beschreibung unsrer Reise. Längeren Aufenthalt gab es zunächst wieder in Paraná, der Hauptstadt der argentinischen Provinz Entrerios und unter Urquiza für kurze Zeit der ganzen Republik. Die Stadt liegt auf einem der höchsten Punkte des Uferrandes, ebenso ungünstig für den heutigen Verkehr, wie seiner Zeit günstig für die Sicherheit der ersten Ansiedler. Auf staubiger Makadamstraße fuhren wir aufwärts, um an menschenleerem Platze das ehemalige Kongreß- und Regierungsgebäude sowie die Wohnung Urquizas zu betrachten. Im übrigen ist der Ort nicht wesentlich von sonstigen südamerikanischen Landstädten verschieden: rechtwinklige, mäßig breite Straßen, einstöckige, flachdachige, weißgetünchte Häuser mit Eisenstäben vor den Fenstern, dazwischen ein halbes oder ganzes Dutzend luxuriöser Fassaden, durch deren Portale man in eine Reihefolge von Marmorhöfen blickt. Der alte Cabecillo Urquiza, eine Art von Wallensteinscher Figur, ein Mann, der außer der Befriedigung seiner persönlichen Interessen doch auch sehr viel für die Entwickelung des Landes und namentlich für die Kolonisation gethan hat, wurde im April 1870 auf Anstiften seines Adoptivsohnes Lopez Jordan, der sich von der Zentralregierung unabhängig zu machen gedachte, ermordet. Lopez Jordan, der kürzlich in Montevideo starb, soll über eine allerdings etwas bunt zusammengewürfelte Armee von 11 000 Mann verfügt haben; erst im Februar 1871 wurde er nach langwierigem Feldzuge besiegt.

Kurz vor Parana sahen wir am Uferrande die ersten Palmen, die bei Buenos Ayres nur noch als Ziergewächse in den Gärten gedeihen. Im übrigen bot die Szenerie auf der ganzen Fahrt gleich wenig Abwechselung; sie war bis zum Paraguayflusse alles andre eher denn großartig. Nirgendwo bis Corrientes aufwärts bekommt man gleichzeitig beide Festlandsufer zu Gesicht; die Fahrt geht beständig in einem Kanal zwischen einer der beiden Festlandsseiten und den zahlreichen Inseln dahin. Das so gebildete Fahrwasser mag auf der weitaus größten Strecke

etwa anderthalbmal so breit sein, als dasjenige des Rheines bei Köln. Die Festlandsufer fallen als steile „Barrancas“ von doppelter oder dreifacher Haushöhe und hellgrauer Farbe abwärts. Eine meilenweit ununterbrochen horizontal verlaufende Linie von versteinerten Muscheln deutet die Grenze zwischen Kalkstein und aufgelagerter „Tosca“ (verhärteter, aber immerhin schneidbarer Lehm) an. In das flachwellige Festland und die einförmigen, teils kahlen, teils buschüberwucherten Uferabstürze haben hier und da Bachläufe eine kleine, mit dichterer Vegetation bedeckte Oeffnung eingeschnitten. Die Inseln aber, „platt as ein Pankoeken“, sind mit filzartigem Schilfe bedeckt, das weder als Viehfutter brauchbar, noch für Menschen oder Tiere zu passieren ist. Während es landeinwärts gewiß nicht an zahlreichen Herden mangelt, war vom Flusse her auch nicht ein einziges Stück Vieh wahrzunehmen. Bis Rosario aufwärts waren einige Saladeros, von da ab vereinzelte Hütten, Kalköfen und Vorrichtungen zum Einschiffen des Viehes das einzige, was wir mit Ausnahme der größeren Ortschaften von Werken der Menschenhand zu Gesicht bekamen. Dagegen wimmelte der Fluß ab und zu von segelgeschwellten Goeletten, die, sei es in Ermangelung von Schleppdampfern, aufwärts kreuzten, sei es mit Kalk, Holz, Häuten, Mate oder Apfelsinen beladen, abwärts glitten. Die Zahl der Dampfer, die uns bis Asuncion aufwärts begegneten, betrug fünf oder sechs.

In der dritten Nacht nach der Abfahrt gab es bei ägyptischer Finsterheit einen orkanartigen Südweststurm, der auch unsre „Cisne“ recht tüchtig ins Schwanken brachte und uns zwang, aus Furcht vor den zahlreichen Sandbänken vor Anker zu gehen. Dabei wurde es so heidenmäßig kalt, daß man einen russischen Pelz, und zwölf Stunden später wieder so heiß, daß man einen indischen Linnenanzug hätte gebrauchen können.

Zum viertenmal begab ich mich in Goya an Land, trotzdem es dazu einer anderthalbstündigen Fahrt durch allerlei buschumwachsene Seitenkanäle bedurfte. Ich sah eine im Baue begriffene Kirche von auffallend riesigen

Maßverhältnissen, ein hübsches Theater, eine Kaserne mit Soldaten in Baskenuniform und vor allem eine Sammlung altindianischer Steinwaffen und Töpfergeräte, die kürzlich am Paraná, wo der Fluß auf einer weiten Strecke den Uferrand eingerissen, untermischt mit Schädeln und sehr alten Knochen, gefunden worden waren. Die Töpferwaren weisen eine bei weitem höhere Kultur auf, als sie in den indianischen Geräten der Ausstellung von Porto Alegre hervortrat. Die Scherben der größeren Gefäße sind allerdings ebenso wie dort ohne Drehscheibe gefertigt und bloß mit Strichen verziert, daneben aber gab es hohle, faustgroße Nachbildungen von Tierköpfen, namentlich von Adlern und Affen, die als kleine Thonvasen gebraucht worden sein müssen.

Nun will ich den Leser nicht durch die Aufzählung aller derjenigen Orte, an denen wir anlegten, ermüden; bloß zu einer Beobachtung boten sie mir Gelegenheit: je weiter man auf dem Flusse nordwärts kommt, desto häufiger sieht man in den Uferstädten Individuen, deren Hautfarbe und Haarbildung auf eine Beimischung indianischen Blutes hinweist. In der Provinz Corrientes tritt dies schon recht deutlich hervor; unter den Passagieren des Zwischendecks, die dort hinzukamen, gab es sogar nicht wenige reine Indianer, die nach Art der niedern Klassen spanischer Rasse gekleidet waren.

Corrientes selbst, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, liegt dicht und leicht erreichbar am Flusse. Die Stadt besitzt einen mächtigen Platz mit eleganten Häusern, mit einer Siegessäule und einem majestätischen „Cabildo" (Rathaus), das jeder europäischen Stadt zur Ehre gereichen würde. Interessant waren mir ganz besonders die hübschgebauten Markthallen, weil ich dort eine Anzahl langhaariger, tättowierter und zigeunerhaft in Lumpen gekleideter Indianer aus dem Gran Chaco sah, die täglich auf zerbrechlichen Kanoes herüberzurudern pflegen, um gegen Holz und Heu einige süße Kartoffeln und Apfelsinen einzuhandeln. Auch unter der eigentlichen Bevölkerung von Corrientes, soweit sie nicht aus Fremden, d. h.

Italienern, Basken u. s. w. besteht, ist das Indianerblut sehr stark vertreten. Trotz europäischer Kleidung bleiben ja gewisse Abzeichen der indianischen Abstammung unverkennbar. Und noch seltsamer dürfte es erscheinen, daß in diesem modernen und wohlgebauten Orte zu mindestens neun Zehnteilen und selbst in den besten Familien die Sprache der Indianer, das „Guarani", gesprochen wird. Die Leute verstehen spanisch und reden spanisch zu dem Fremden, das Guarani aber wurzelt weit fester im Volke, und die Kinder eines der fünf in Corrientes lebenden Deutschen sprachen keine Silbe deutsch, nur gebrochen spanisch, recht flüssig dagegen das ihrem Vater unverständliche Guarani.

Corrientes hat während der letzten zwölf Jahre nicht weniger als vier Revolutionen erlebt, und auch ich bekam mehr als genug über die rote und die blaue (liberale) Partei zu hören; nebenbei bemerkt, eine Bezeichnung, die man in dem weiter vorangeschrittenen Buenos Ayres nicht mehr kennt. In Zeiten der politischen Erregung pflegen die betreffenden Farben auch äußerlich in der Kleidung zur Schau getragen zu werden, ein Umstand, mit dem die Manufakturwaren-Händler sehr gut zu rechnen wissen. Vor vier Jahren wurde die im Besitze einer roten Regierung befindliche Stadt fünfzehn Tage lang von den Liberalen belagert, bis eine Vereinbarung zustandekam, die einen liberalen Gouverneur ans Ruder brachte. Auch gegenwärtig wieder befindet sich die Provinz Corrientes in der unglücklichen Lage, daß die Mehrheit der Bevölkerung politisch mit der zeitweiligen Provinzialregierung, dem Gouverneur und der Zentralregierung zerfallen ist, und da politische Leidenschaften hier noch eine weit größere Rolle spielen als in Buenos Ayres, so sollen Handel und Wandel beträchtlich unter diesem Mißverhältnisse leiden. Während des Zwistes, der 1880 zwischen Buenos Ayres und der Zentralregierung ausgefochten wurde, stand nämlich von allen Provinzen bloß Corrientes auf seiten der Hauptstadt. Dafür mußte es sich, als diese unterlegen war, eine Maßregelung gefallen lassen. Man sandte Soldaten ins Land, die schlimmer als Diebe und Räuber gewirtschaftet haben

sollen. Augenblicklich gehört der Gouverneur der roten Partei an und wird durch ein außerhalb der Stadt in einer Kaserne untergebrachtes Linien-Bataillon gestützt, während die Mehrheit der Bevölkerung blau ist. Dabei hat man die eigne Militärmacht der Einzelstaaten vorsichtigerweise arg beschnitten, so daß Corrientes, das früher drei eigne Bataillone besaß, gegenwärtig nur noch über achtzig Polizeisoldaten verfügt. Wie nun all dergleichen in einem Lande möglich ist, wo nach dem Buchstaben des Gesetzes die Gouverneure der Einzelstaaten aus der direkten Wahl des Volkes hervorgehen sollen, das versteht man erst, wenn man sich hat erzählen lassen, wie in jedem Bezirke vom „Jefe Politico" die Wahlen gemacht werden. Durch das Recht, die ganze männliche Bevölkerung selbst bis zum 60. Jahre zum Dienste in der Nationalgarde und deren Reserve heranzuziehen, besitzen diese Beamten ein vortreffliches Mittel, um ihnen mißliebige Persönlichkeiten zu züchtigen.

Der erste paraguayische Ort, bei dem wir anlegten, war Humaitá. Der Fluß windet sich dort derart, daß er zu zwei verschiedenen Malen etwas mehr als die Hälfte einer Kreisperipherie beschreibt, und da die Fahrwasser-Rinne dicht an der paraguayischen Seite vorbeiführt, so vermag man sich bei einigem Nachdenken die militärische Wichtigkeit des Ortes, die anfangs wegen der Breite des Flußbettes nicht recht einleuchten will, deutlich genug vorzustellen. Von der ehedem so viel genannten Festung ist jedoch nur wenig mehr vorhanden, die Erdwerke sind teils abgetragen, teils vom Flusse weggespült worden. Heute ist Humaitá weiter nichts als ein elendes Nest.

In einem mit der rot-weiß-blauen paraguayischen Fahne gezierten Boote kam barfuß, mit weißer Hose, Sommerponcho und einem frischgebügelten Faltenhemde über dem Arme, ein paraguayischer Zollbeamter an Bord, der uns bis Asuncion begleiten sollte.

Die Gesellschaft an Bord hatte sich in ihrer Zusammensetzung seit der Abfahrt von Corrientes nicht unwesentlich geändert. Von den 50 oder 60 Passagieren

der ersten Klasse — außer einigen argentinischen Offizieren lauter Kaufleute — waren bloß acht zurückgeblieben, darunter zwei sehr liebe Reisegefährten, Herr Mayer, der Mitinhaber der Dampferlinie, und Herr Niebuhr, der Chef des Hauses Wedekind, Fehr u. Co. Auch die nach Asuncion weiterreisenden Hispano-Amerikaner, lauter Leute, die sich im besten Sinne des Wortes als Grands Seigneurs gebärdeten, waren nicht übel, und angesichts einer herrlichen, wildreichen Natur, umringt von allerlei interessanten, halbindianischen Gestalten, genossen wir eine herrliche, sportfrohe Zeit. Dabei hatte das Verdeck einen etwas feldlagerartigen Anstrich bekommen, man speiste auf Deck, man schlief auf Deck, soweit die Moskiten dies nicht verhinderten, und wenn man etwa gegen Mitternacht die Länge des Schiffes durchschritt, so lief man jeden Augenblick Gefahr, über weibliche Gestalten zu stolpern, deren braune Reize nur sehr unvollständig von weißen Gewändern verhüllt wurden. Mit diesen Weibern hatte es eine eigentümliche Bewandtnis; sie waren ausnahmslos Klein-Kaufleute, welche ihre Waren in Corrientes, in Paraná oder Buenos Ayres versilbert, beziehentlich gegen Importartikel umgetauscht hatten. Nun ist in Paraguay von jeher ein großer Teil aller Arbeiten den Frauen zur Last gefallen, die Sitte aber, daß paraguayische Weiber als Kaufleute außer Landes gehen, hat sich denn doch erst nach dem Kriege eingebürgert. Diese braven Handelsfrauen, oder wie immer man sie nennen mag, werden allerseits gelobt und auch an Bord mit verhältnismäßiger Rücksicht behandelt. Haben sie kein Geld, so nimmt man sie auch ohnedem mit, scheuen sie sich, in dem gemeinsamen Raume des Zwischendecks zu schlafen, so weist man ihnen die unbesetzten Kabinen der ersten Kajüte an und was dergleichen mehr ist. Solange wir indessen auf argentinischen Gewässern fuhren, hatten wir von diesem zahlreichen Bruchteile der Passagiergesellschaft nicht viel gesehen, erst seitdem wir Humaitá erreicht hatten, seitdem sie sich also im eignen Lande befanden, gaben die braven Paraguayerinnen ihre Zurückhaltung auf und

nisteten sich häuslich auf dem der ersten Klasse vorbehaltenen Teile des Hinterdecks ein. Ein stark entwickeltes Gefühl für Reinlichkeit, Anstand und Höflichkeitsformen scheint allen Paraguayern gemeinsam zu sein, ohne daß es darum an jenen gegensatzreichen Bildern der Zwanglosigkeit fehlte, die sich nach dem Grundsatze naturalia non sunt turpia bei allen halbzivilisierten Völkern vorfinden. Unsren Schiffsangestellten (Kapitän, Mayordomo und Kommissar waren Italiener, die Kellner Franzosen und slawische Dalmatier) schien diese paraguayische Gesellschaft besonders zu gefallen, jeden Abend improvisierten sie einen Ball, wer an die Reihe kam, spielte Guitarre oder Flöte, und an Schlaf war in diesen herrlichen Nächten bei Moskitengesumm und dem Gelächter der Tanzenden nicht zu denken.

Auch in bezug auf Szenerie konnte man die Fahrt erst von jenem Punkte an in höherem Sinne lohnend nennen, wo Paraguay und Paraná sich vereinigen. Die Wasserfläche wurde von jetzt ab leichter übersehbar, übertraf aber selbst oberhalb der Mündung des Rio Vermejo an Breite doch noch immer diejenige des Rheins. Im allgemeinen treten, je weiter man von Buenos Ayres her nordwärts gelangt, desto zahlreichere und dichtere Baumpflanzungen auf, erst an den Ufern des Paraguayflusses kann jedoch von regelrechten Wäldern die Rede sein. Die Landschaft, die sich dort in buntem, aber stets lieblichem Wechsel vor dem Auge des Beschauers entrollt, kann man im vollsten Sinne des Wortes parkähnlich nennen. Das ganze Land ist wellig-eben, eine angenehme Abwechselung von Land und Wasser, und zwar, soweit man dies vom Flusse aus zu beurteilen vermag, ohne Verschiedenheit zwischen den beiden Ufern. Wälder oder Baumgruppen von unvergleichlicher Schönheit überschatten, sei es die zahlreichen Windungen und Verästelungen des Flusses, sei es reizende kleine Bäche, sei es jene zahllosen Süßwasser-Lagunen, die durch kleine Eingangsthore mit dem Flusse in Verbindung stehen. Dabei ist es vorwiegend Laubwald, was wir hier vor uns haben, frischer, grüner,

schattiger Laubwald, wenn auch keineswegs in deutschem Sinne. Palmen und Bambuse kommen ebenfalls vor, aber selten, und beherrschen niemals den Charakter der Landschaft; von jenen brasilischen „Pinheiros“ aber (Araucaria brasiliensis), die ich mich entsinne in einem illustrierten deutschen Geographiewerke als den hervorragendsten Baum der La Plata-Vegetation dargestellt gesehen zu haben, ist mir auch nicht ein einziges Stück zu Gesicht gekommen. Charakteristisch ist dagegen für diesen paraguayischen Wald, daß viele Bäume und Sträucher so stark von Schlinggewächsen umrankt sind, wie ich dies weder in Brasilien, noch in Indien, noch in irgend einem andern Lande der Erde gesehen. Die Schlinggewächse umklammern nämlich nicht bloß ihr Opfer und mischen ihre Blätter mit den seinigen, sondern vom Boden bis zur höchsten Spitze stellen sie eine Art von grünem Kleide dar, welches das darunter befindliche Gewächs ganz und gänzlich verhüllt. Bei den Bäumen sieht das aus, als ob weite grüne Röhren darüber gestülpt wären, bei den Büschen, als ob man sie, wie in Zimmern vielfach die Möbel, mit Linnenlaken, und zwar mit grünen, überhüllt hätte. Auf diese Weise kommen die allerphantastischsten Formen heraus, die bald an Theaterdekorationen, bald an die künstlich zugestutzten Hecken eines französischen Gartens aus dem vorigen Jahrhundert erinnern. Und seltsamerweise findet sich diese Verhüllung nicht allerwärts. An einzelnen Stellen entfalten die Bäume so frei ihre Laubkrone, wie bei uns die alleinstehenden Obstbäume, an andern wieder ist alles und alles mit jenem saftiggrünen Tuche überdeckt, als ob es einem Puppenspiele der Natur gelte. Einzelne dieser Landschaftsbilder brauchten bloß in einen Rahmen gefaßt zu werden, um als Kabinettsstücke einer Gemäldegalerie zu gelten. Und dennoch kann man nicht eben behaupten, daß der Wald von Paraguay demjenigen der Tropenländer an Fülle und Ueppigkeit gleichkomme, auch herrscht er keineswegs unumschränkt; wie in einem wohlgepflegten Parke mischen sich Wald, Seen, Gras, Rohr und ausgedehnte Flächen, die mit

Fächerpalmen von doppelter Manneshöhe schilfartig bestanden sind.

Die Uferbildung ist hier am Paraguayflusse vollständig verschieden von derjenigen weiter abwärts. Eine Art von niedrigem, bloß wenige Fuß hohem Uferwall pflegt den Fluß von dem dahintergelegenen tieferen Terrain zu trennen, das vielfach von kleinen, waldumstandenen Seen und Lagunen eingenommen wird. Das Erdreich ist, soweit ich darüber zu urteilen vermochte, etwas dunkler gefärbt als zu beiden Seiten des Paraná, und eine dicke Schicht trockener oder verrottender Reiser und Blätter pflegt den Boden zu bedecken.

Bisweilen ging die Fahrt durch kleine Seitenkanäle von kaum 100 bis 150 Schritt Breite, in deren stillem Gewässer zu beiden Seiten die mannigfachsten Formen des Waldes sich widerspiegelten — wahre Meisterwerke an Naturschönheit. Einzelne dieser Seitenarme führen auf weite Strecken ins Land hinein und winden sich dabei in solch zahlreichen Schlangenlinien, daß die Wasserfläche auf wenige Hundert Schritte nach vorn oder nach rückwärts ihr Ende zu finden scheint, bis man einige Minuten später ein ähnliches und doch verschiedenes, jedenfalls nicht minder schönes und in sich abgeschlossenes Stückchen Natur vor sich hat. Die Schlinggewächse gruppieren sich, wenn von den Bäumen herniederhängend, zuweilen zu Lauben, zu Grotten, ja selbst zu einer ganzen Reihenfolge von Zimmern, lauter lauschigen Plätzen, denen es bloß an den Benutzern fehlt. Diese Verbindung zwischen Wald und Wasser, das Schönste vielleicht, was die Natur in landschaftlicher Hinsicht bietet, habe ich niemals in vollendeterer Form gesehen. Die von der Schiffsschraube aufgewirbelten Wellen spielten mit dem ins Wasser herunterhängenden Laube der Bäume, dabei antworteten sich die Sänger des Waldes herüber und hinüber, und ein berauschender Duft füllte die Lüfte.

Ein Haken ist freilich dabei: zu Fuß oder zu Pferd würde man nur mit großer Schwierigkeit durch diesen vielverschlungenen Wald, dies filzartige Rohr und vorbei

an diesen mit trügerisch grüner Decke überlagerten Teichen gelangen. Die vereinigten Armeen der Brasilier, Argentiner und Orientalen haben sich während des Feldzuges niemals sonderlich weit vom Flusse entfernt, von den damals angelegten Wegen ist jedoch nicht das Geringste mehr zu sehen. Trotz der vielen Lagunen muß das Land seinem Aussehen zufolge nicht allzu ungesund sein: es fehlt an den Uferrändern jene charakteristische Fiebervegetation, die jedermann kennt, der in ausgedehnterem Maßstabe die Tropenländer bereist hat.

Die wenigen Ortschaften, wie Pilar, Villafranca u. s. w., waren umgeben von ausgedehnten herrlichsten Orangenhainen und umlagert von ganzen Gebirgen der wohlduftenden Früchte. Einzelne Hütten sahen wir nur selten, dann aber lugten sie gleich Indianerwohnungen aus dem Waldesschatten hervor. Die größeren Dörfer der Eingeborenen, so sagte man mir, lägen weiter landeinwärts.

An Wild fehlte es dagegen nicht. Kaum eine halbe Stunde lang hatten wir Humaitá passiert, als der Kapitän mit dem Rufe in meine Kabine stürzte, wenn ich einen Tiger sehen wolle, möge ich mich eiligst erheben. Als ich auf Deck kam, fielen bereits mehrere Schüsse, und ich hatte bloß noch Zeit zu sehen, wie das Tier, das angeblich am Ufer des Flusses gefischt, gleich einem großen Hunde davontrottend im Walde verschwand. Das Nächste waren ein halbes Dutzend Wasserschweine — ein großes mit fünf Jungen — die lustig, mit der Schnauze an der Oberfläche, im Wasser umherschwammen. Dann kamen eine große Anzahl jener seltsamen Tiere, die, in bezug auf Größe und Form ihres Körpers einem Seehunde gleichend, von den Spaniern „Lobos“ oder Wasserwölfe genannt werden. Ich hielt sie anfänglich für riesige Fischottern, doch versicherte man mir, daß sie von diesen, die spanisch „Nutria“ genannt würden, auch schon durch die Größe gänzlich verschieden seien. Die Tiere mußten wohl sehr neugierig sein, denn jeden Augenblick schnellten sie dicht an den Seiten unsres Schiffes mit ihrem hundsähnlichen Kopfe über die Wasserfläche empor.

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Wir hatten außer zwei doppelläufigen Lefaucheux drei Remington-Karabiner an Bord, wie sie bei der argentinischen Kavallerie in Gebrauch sind, und da mit mir Herr Niebuhr, Herr Mayer, der Kapitän und mehrere Spanier die Jagdfreude teilten, so gestaltete sich der betreffende Morgen zu einer Kanonade wie bei der belebtesten deutschen Treibjagd. Dabei hatte ich mein Notizbuch zur Hand, um, soweit die Zeit es gestattete, dem Namen jeder Wildsorte, auf die geschossen wurde, einen weiteren Strich hinzuzufügen. Diese Liste umfaßte, als wir uns fünf Stunden später zum Frühstück niedersetzten: einen Tiger, zwei Tapire, eine Riesenschlange, fünf Lobos (ich weiß dafür keinen andern Namen), neun „Capichos" oder Wasserschweine, drei schwarze Affen und 39, sage neununddreißig große Krokodile, ungerechnet das zahllose Geflügel und ungerechnet all jenes Wild, das wir bloß in der Ferne gesehen, ohne daß darauf geschossen worden wäre. An Bord nahmen wir von all dieser Jagdbeute bloß drei sogenannte Königsenten (Patos reales), die Herr Uribe, ein in Asuncion als Kaufmann etablierter Baske, mit Kugelschüssen erlegt hatte. Die Riesenschlange habe ich nicht gesehen, die Affen — sie mochten etwa 2½ Fuß hoch sein — duckten sich äußerst geschickt hinter die Zweige, als recht unnötigerweise auf sie gefeuert wurde, und die beiden Tapire (amerikanische Elefanten) sollen zuerst an dem mit buntblühenden Wasserpflanzen bestandenen Ufer bemerkt worden sein. Als auf sie geschossen wurde, begannen die Tiere zu schwimmen und kamen uns, vielleicht von der Strömung erfaßt, immer näher. Ich selbst sah sie erst, wie das eine schwerverwundete Tier beinahe dicht an der Seite des Schiffes untertauchte. In Asuncion wunderte man sich durchaus nicht über alles andre Wild, das wir gesehen, und am wenigsten über die Krokodile; Tapire aber (im Volksmund heißen sie Gran bestia), seien so selten, daß es sich wohl gelohnt haben würde, für einen Augenblick die Schiffsmaschine zu stoppen, um des einen der beiden Tiere habhaft zu werden.

Und nun zu den Krokodilen, eigentlich Alligatoren (spanisch Jacaré). Das erste dieser Tiere sahen wir, wie es schwimmend und mit dem großen schwarzen Kopfe einige Zoll über die Wasserfläche hinausragend, einen langen, von der Bewegung des Wassers herrührenden Streifen hinter sich zurückließ. Es erhielt drei Kugeln, ohne anscheinend getroffen zu sein. Das zweite, ziemlich kleine Krokodil lag etwa zehn Schritte seitwärts von uns regungslos im Uferschilf; als ich darauf anlegte, versagte zweimal das Gewehr. Das dritte Krokodil sahen wir in weiter Entfernung, es schien sich um die fünf oder sechs Kugeln, die ringsherum einschlugen, nicht im geringsten zu kümmern; das vierte lag in einer Entfernung von 40 bis 50 Schritt gleich einem großen, schwarz angekohlten Baumstamme auf einer flachen, hellgelben Sandbank und hielt den wie aus Bronze gemeißelten, eidechsenartigen Kopf neugierig, aber regungslos vorgestreckt. Man sah deutlich mehrere Kugeln vom Schuppenpanzer abprallen; als die Sache dem Tiere langweilig zu werden schien, senkte es den Kopf und bewegte sich ganz langsam, ohne jede Uebereilung dem Wasser zu. Das fünfte Krokodil, vielleicht noch riesiger als das vorige, schien etwa 100 Schritte geradeaus vor uns am Rande einer Sandbank zu schlafen. Mir war die Entfernung noch zu weit, Herr Giudici aber, der Kapitän des Schiffes, nahm einen Karabiner und zielte lange und bedächtig. Die erste Kugel schlug unterhalb des Tieres ins Wasser, die zweite ging dicht über dem Rücken weg und wirbelte ein kleines Sandwölkchen auf, bei der dritten erhob sich das Tier blitzartig auf die Vorderfüße und machte, während der Schwanz sich nicht von der Sandfläche erhob, einen fürchterlichen Sprung, wohl an die drei oder vier Fuß hoch. Einen Augenblick später neigte sich die riesige Masse und blieb regungslos liegen. Wir fuhren dicht an dem toten Tiere vorüber, wollten aber um seinetwillen, da in Asuncion häufig Jacarés zum Verkaufe angeboten werden, nicht anhalten. Das sechste Krokodil wurde, als es noch auf einer Sandbank lag, von drei Schüssen getroffen und

erhielt, als es sich ins Wasser stürzte, von oben herab eine Kugel auf den Schädel; dennoch schwamm es weiter. Das siebente Tier lag in einer kleinen Bucht, aus der es sich, als der Dampfer vorüberfuhr, weder landaufwärts noch nach dem Wasser hin flüchten konnte; als es von einer Kugel am Kopfe getroffen worden, erhob es den ganzen Rachen über die Wasserfläche und stieß, dessen gelbliche Unterseite zeigend, ein lautes Brüllen aus.

Ich will, um den Leser nicht zu ermüden, den Rest meiner Liste beiseite lassen und bloß noch einige Bemerkungen anknüpfen. Niemals sahen wir Krokodile, wo die Uferränder hoch waren, sondern bloß dort, wo der Strand sachte abfiel und solchergestalt den leichtesten Verkehr zwischen Land und Wasser ermöglichte. Die meisten der Tiere lagen auf hellgelben Sandbänken, von denen ihre schwarzen Riesenleiber sich sehr kräftig abhoben; andre steckten mitten zwischen den schwimmenden Wasserblumen am Ufer und waren alsdann, weil bloß ein Teil ihres Körpers über die Oberfläche hinausragte, etwas schwerer zu erkennen. Uebrigens müssen die Tiere wohl recht ungesellig sein, denn niemals sahen wir sie paar- oder gruppenweise. Auch wenn ihrer mehrere auf dem Sande lagen — dem sie ja auch ihre pergamentartigen Eier anvertrauen —, waren sie doch durch weite Zwischenräume voneinander getrennt. Schlugen ein halbes Dutzend Kugeln in allernächster Nähe der Tiere ein — und das ließ sich ganz genau an dem Aufspritzen des Wassers oder einem kleinen Sandwölkchen erkennen —, so rührten sie sich doch darum nicht im mindesten. Die meisten hielten den Kopf neugierig vorgestreckt, jedoch so starr, als ob kein Leben in ihnen wäre. Traf eine Kugel, so pflegten sich die auf den Sandbänken liegenden Tiere in ziemlich schläfriger Gangart ins Wasser, die schwimmenden aber in das Dickicht der Wassergewächse zu flüchten. Dabei war es sehr leicht, auch noch auf die schwimmenden zu schießen, da sie die Hälfte des Kopfes über dem Wasser trugen und eine lange Furche hinter sich ließen. Bloß ein paarmal bequemten sich die Tiere zu schnellerem und allerdings sehr schnellem Laufe. Ge-

fährlich sollen sich diese Alligatoren bloß zuweilen im Wasser erweisen; auf dem Lande, so sagt man, flöhen sie scheu vor dem Menschen, solange sie nicht geradeswegs angegriffen würden, und man finge ihrer viele mit dem Lasso.

In Asuncion versicherte man mir, daß, wer darauf ausginge, an einem einzigen Tage gewiß hundert Krokodile zu Gesichte bekommen würde; auch in der Anzahl aber, in welcher wir sie sahen, dienten die Tiere geradezu als Staffage der Landschaft, wie man dies in ähnlicher Weise auf jenen Bildern sieht, welche uns verflossene Erdepochen anschaulich machen sollen. Von dem buchstäblich zahllosen Flugwilde möchte ich bloß Enten, Schnepfen, Schwalben, Geier, einen Tauchervogel, den man hier „Martin Pescador“ nennt, vor allem aber die schneeweißen Reiher und die rosaroten Flamingos erwähnen. Auf der weiteren Fahrt nach Asuncion kam uns zwar auch noch einiges Wild zum Schusse, aber niemals mehr in gleicher Anzahl wie an jenem denkwürdigen Morgen.

Einen Tag vor der Ankunft in Asuncion landeten wir in Formosa, der nördlichsten Ansiedelung in demjenigen Teile des Gran Chaco, der nach der Wiederabtretung von Villa Occidental noch zu Argentinien gehört. Der Ort besteht seit etwa sieben Jahren; es liegt dort ein Bataillon rothosiger Infanterie, dessen jugendliche Offiziere mit weißen indischen Sonnenhelmen ausgerüstet sind, und von 70 bis 80 italienischen Familien wird Zuckerrohr gepflanzt. Einstweilen beschränken sich die Gebäulichkeiten auf ein paar Schuppen mit weit vorspringenden Dächern; man will jedoch eine Zuckerfabrik bauen und spricht von großer Zukunft. Unter den umwohnenden Indianern führen die sogenannten gezähmten — und das pflegen bei allen wilden Völkern die verkommensten Subjekte zu sein — in ihren Hütten oder Ranchos eine Art von Zigeunerleben. Sie betteln, lungern überall herum und besitzen eine große Geschicklichkeit, auf den Boden geworfene Geldstücke mit dem großen Zehen

wieder aufzuheben. Formosa schien mir alles in allem ein ziemlich trostloser Aufenthaltsort zu sein. Man nahm dort große Ballen von Carpincho- oder Capicho- (Wasserschweins-) Fellen an Bord, außerdem aber noch eine andre Ware, die gar manchem ein Kopfschütteln abzwang. Es waren das ein Dutzend großer Hähne und Hennen, die, ohne im übrigen von unsrem landläufigen Geflügel verschieden zu sein, das goldgelbe Gefieder des schönsten Kanarienvogels besaßen. Sollte, so fragte sich jedermann, eine so herrliche Spielart bisher unbekannt geblieben sein? Die ganze Sache ist ein indianischer Kniff; die goldgelbe Färbung der ursprünglich weißen Federn ist jedoch so dauerhaft, daß man sie selbst nach Jahr und Tag weder mit Bürste noch mit Seife hat entfernen können. Was Wunder also, wenn die ersten dieser schönen Tiere auf dem Markte von Buenos Ayres zu ganz übertriebenen Preisen Absatz fanden!

Soviel über die Dampferfahrt bis dicht vor der paraguayischen Hauptstadt Asuncion. Möge mir der geneigte Leser verzeihen, wenn ich um einer geschichtlichen Abschweifung willen die Schilderung unterbreche.

Wenn ich im folgenden versuchen werde, mit knappen Strichen die wechselvollen Geschicke des unbekanntesten und interessantesten unter den Staaten Südamerikas wiederzugeben, so geschieht dies um der in Europa sehr wenig bekannten und noch niemals aufgezeichneten Geschichte der letzten zehn Jahre willen; alles übrige möchte ich als eine etwas ausführliche Einleitung angesehen wissen.

Am 14. Okt. 1492 landete Kolumbus auf der westindischen Insel Guanahani und 17 Jahre später entdeckte Juan Diaz de Soles, Großpilot von Kastilien, den La Plata-Strom. Der Gedanke, der Ausbreitung der Portugiesen in Brasilien ein Paroli zu bieten, führte zur Entsendung der ersten spanischen Kolonisten; der Unterlauf des La Plata muß aber einerseits der dort ansässigen und besonders kriegerischen Indianerstämme, anderseits seines ungastlichen Aussehens wegen den Unternehmungsgeist nur wenig gelockt haben, denn nachdem die Spanier ein-

mal bis in den Paraguayfluß hinaufgefahren waren und am 15. Aug. 1536 Asuncion gegründet hatten, blieb dieses bis 1620 nicht bloß die Hauptstadt der Provinz Paraguay, sondern der gesamten La Plata-Staaten. Bis 1776 unterstand Paraguay dem zu Lima residierenden Vizekönig, von da ab dem neugegründeten Vizekönigreiche Buenos Ayres.

Ueber die Kultur der von den Spaniern vorgefundenen Indianerstämme berichten die Geschichtschreiber nur wenig; sie muß jedoch, nach dem in einigen Privatmuseen aufgehäuften ethnographischen Material zu urteilen, ziemlich niedrig gewesen sein, wenn auch unzweifelhaft einige schwache Handelsbeziehungen mit den indianischen Kulturstaaten der Westküste bestanden haben. Immerhin wird berichtet, daß die Indianer mehrfach mit Heeren von bis zu 40 000 Mann angegriffen hätten, was für jene Zeit auf eine verhältnismäßig große Bevölkerungsdichtigkeit schließen läßt.

Da nun in Paraguay das an kriegerischen Eigenschaften weit hinter den wilden Pampa-Indianern zurückstehende Volk der Guarani im Westen von den Spaniern, im Osten von den sklavenjagenden Portugiesen bedrängt wurde, so würde seine Vernichtung bloß eine Frage der Zeit gewesen sein, wenn nicht eine mächtige Hand einzelne Teile dieses Volkes durch langsame, aber planmäßige Arbeit bis zu jenem Grade der Kultur emporgehoben hätte, auf dem es die Berührung und Vermischung mit den Weißen vertragen konnte. Im Jahre 1608 faßte Philipp III. von Spanien den Entschluß, die Indianer Südamerikas durch Jesuitenmissionäre zum Christentume bekehren zu lassen. Der erste Anfang wurde mit einer Anzahl Missionen an den Wasserfällen des oberen Paraná gemacht, als aber die „Mamalukos" genannten Sklavenjäger der brasilianischen Provinz São Paulo ihre Raubzüge bis hierher ausdehnten, zogen die Väter Jesu mit 12 000 zum Christentume bekehrten Indianern zu den sogenannten Südmissionen des heutigen Paraguay. Nachdem die Jesuiten ihren Zöglingen einige

militärische Kenntnisse beigebracht, wurden alle weiteren Einfälle der Mamalukos mit Waffengewalt zurückgewiesen, die Missionen dehnten sich über einzelne Teile der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul, über beinahe ganz Paraguay, sowie jenes argentinische Gebiet aus, welches noch heute den Namen „Misiones" führt, und gegen Mitte des 18. Jahrhunderts mochte das sogenannte „Jesuitenreich" etwa 170 000 Seelen und eine bewaffnete Macht von 14 000 Mann umfassen. Man hielt die bekehrten Indianer von allen schädlichen Einflüssen fern, durch Musik, Frohsinn und Festlichkeiten erzog man sie zur Arbeit, und um ihrem Mangel an Initiative und eignem Nachdenken abzuhelfen, wurden alle Verrichtungen, wurde selbst der Genuß der Familienfreuden durch Befehl und Glockengeläute geregelt. Die Indianer gediehen dabei physisch wie geistig und moralisch, wenn auch ihre Kirchlichkeit zuweilen etwas sehr äußerlicher Natur gewesen sein mag. Als man beispielsweise anstatt der aus Spanien herübergebrachten Heiligenbilder eine im Lande selbst, und zwar recht hübsch aus Orangeholz geschnitzte Christusfigur in einer Kirche aufstellte, sollen die Gläubigen sich sehr mißachtend benommen und auf die Frage, was für Grund sie denn dazu hätten, erwidert haben: „Na, diesen Herrgott haben wir ja doch als Orangenbaum gekannt."

Inzwischen war der Jesuitenorden 1759 in Portugal, 1764 in Frankreich, 1767 in Spanien und 1773 sogar von Papst Clemens XIV. verboten worden, und in Südamerika zögerten die durch den Einfluß der Jesuiten in ihrem Machtbereich beschränkten Beamten nicht, ein großes und denkwürdiges Stück Kulturgeschichte, das sie selbst durch etwas Besseres nicht zu ersetzen vermochten, der Zeitströmung zu opfern. Die Jesuiten verließen den Boden ihrer erfolgreichen Thätigkeit, die Indianerverfolgungen begannen aufs neue.

Es kamen die Kriegszüge des ersten Napoleon, es kam die Zeit, als England von den überseeischen Besitzungen, nicht sowohl seiner Feinde als wie seiner Freunde und Verbündeten, beispielsweise Hollands und Spaniens,

soviel es nur immer vermochte, in die Tasche steckte. Seltsamerweise brachte jedoch gerade die militärische Niederlage der Engländer am La Plata die ersten Unabhängigkeitsgelüste der siegreichen Kreolen zum Durchbruch. Buenos Ayres strebte damals die Herrschaft im ganzen Umkreise des ehemaligen Vizekönigthumes an und entsandte den General Belgrano, um in Paraguay mit bewaffneter Hand den Umsturz der spanischen Herrschaft herbeizuführen. Belgrano wurde von den Paraguayos am 19. Januar 1811 bei Paraguari geschlagen und am 9. März beim Takuary zur Kapitulation gezwungen, er wußte jedoch, obwohl besiegt, so geschickt als Diplomat zu wirken, daß in Asuncion eine unblutige Revolution dennoch am 14. März 1811 die spanische Herrschaft durch eine selbstgewählte Regierungsjunta ersetzte. Am 1. Oktober 1813 wählte der zweite paraguayische Kongreß zwei Konsuln, Dr. Francia und Fulgencio Yégros, am 15. Oktober 1814 wurde alsdann Francia auf drei Jahre und 1816 auf Lebenszeit zum Diktator ernannt. Brasilien verfolgte beharrlich die von den Portugiesen überlieferte Intrigen- und Eroberungspolitik, Argentinien hat seinen Ansprüchen auf Paraguay erst lange nach Francias Tode entsagt, und so war es für den kalten und harten Diktator (er stammte aus der brasilianischen Provinz São Paulo und hatte zu einem guten Teile indianisches Blut in den Adern) nicht eben eine leichte Aufgabe, sein kindliches Volk durch so viele Fährnisse hindurchzuleiten. Dieser Aufgabe hat Francia sich gewachsen gezeigt. Mögen die Schulbücher des heutigen Paraguay ihn immerhin als Tyrannen und seine Verwaltung als Schreckensherrschaft bezeichnen, so lehrt doch die Geschichte aller halbzivilisierten Völker, daß Diktatur oder aufgeklärte Tyrannei in einem gewissen Entwickelungsstadium die beste und wohlthätigste aller Regierungsformen ist. Unter seinen „Tyrannen" hat Paraguay ohne Einwanderung eine Bevölkerungszunahme erlebt, wie selbst Nordamerika sie bei aller Einwanderung nicht aufweist, und wie Ruhe und Sicherheit und patriarchalische

Verwaltung auf halbzivilisierte Völker wirken, das zeigt die verhältnismäßig kleine Insel Java, die sich, während die Bevölkerung im übrigen ostindischen Archipel stehen blieb, unter holländischer Herrschaft zu einer solchen Volksdichtigkeit aufgeschwungen hat, daß ihre Seelenzahl heute wohl derjenigen des ganzen südamerikanischen Kontinentes gleichkommt.

Francia setzte sich in das Besitztum der Jesuiten, aber er regierte in ihrem Sinne weiter: er schloß Paraguay von der übrigen Welt ab und unterdrückte jede beginnende Revolution mit eiserner Faust. Als der allgefürchtete cholerisch-melancholische Tyrann am 20. September 1840 und im Alter von 84 Jahren starb, umstand das Volk weinend seine Leiche, und ebenso, wie bereits mehrmals in Frankreich, war eine Kette von republikanischen Aeußerlichkeiten und republikanischen Unruhen bloß das Vorspiel zu einer neuen Alleinherrschaft. Zuerst herrschten die Militärkommandanten, dann nach kurzer Revolution eine provisorische Regierung, dann von 1841 bis 1844 ein gewisser Alonso und Antonio Lopez als Konsuln, bis man letzterem, der seinen Kollegen ebenso, wie Francia den Yégros, zu verdrängen gewußt hatte, eine zehnjährige Präsidentschaft übertrug. Den Titel Diktator hat Lopez niemals angenommen, äußerlich hat er mehr als Francia die republikanischen Formen gewahrt; als seine Amtszeit abgelaufen war, ließ er sich abermals auf 3 und dann nochmals auf 10 Jahre zum Präsidenten wählen, ohne daß er jedoch diese letztere Amtszeit (er starb nach 20jähriger Herrschaft, 66 Jahre alt, am 10. September 1862) vollendet hätte. Antonio Lopez war ebenso wie Francia von Hause aus Advokat, bei ihm überwog entschieden das indianische Blut, er war in allen seinen Unternehmungen überaus vorsichtig, und man erzählt sich viel von einer gewissen geistigen Beschränktheit, die z. B. den alten wohlbeleibten Herrn veranlaßt habe, einen jungen deutschen Reisenden wegen eines als verdächtig befundenen Photographenapparates (damals war die photographische Kunst erst gerade aufgekommen) in den Kerker zu werfen.

Bei alledem aber hat der ältere Lopez sein Land sicher durch alle politischen Fährnisse geleitet, er hat in geradezu wunderbarer Weise die wirtschaftlichen Hilfsquellen entwickelt und, ohne gänzlich mit dem Franciaschen Abschließungssysteme zu brechen, doch eine Anzahl Neuerungen durchgeführt (z. B. den Bau einer Eisenbahn nach Paraguari), bis zu denen man im ganzen übrigen Südamerika noch nicht gediehen war. Unterstützt wurde Antonio Lopez in allen seinen Unternehmungen durch eine außerordentliche, an den Vater des großen Friedrich erinnernde Sparsamkeit, und wenn er auch trotz republikanischer Formen das Staatsinteresse und das Interesse seiner Familie identifizierte, so hat er doch nach amerikanischen Begriffen seine außerordentliche Macht niemals zu persönlicher Bereicherung oder ähnlichem mißbraucht. Des älteren Lopez stolzer Traum ist es wohl gewesen, daß sein ältester, nach amerikanischen Begriffen sorgfältig erzogener Sohn das, was der Vater in mühsam-sparsamem Schaffen vorbereitet, vollenden werde. Und niemals vielleicht seit den Zeiten der Konquistadoren hat im spanischen Südamerika das Geschick einem dereinstigen Staatsmanne und Herrscher schon von frühester Jugend an solche Glücks- und Machtmittel mit auf den Weg gegeben.

Geboren 1827, wurde Francisco Solano Lopez schon früh von seinem Vater zum Staatsdienste herangezogen; 1842 wurde er in Begleitung des Oesterreichers Wisner v. Morgenstern mit einem diplomatischen Auftrage nach Buenos Ayres geschickt, vier Jahre später kommandierte er in einem Zwiste mit Rosas das paraguayische Heer in Corrientes und 1853 wurde er in Begleitung seines Bruders und eines großen Gefolges von Offizieren und Sekretären nach Paris, London, Florenz, Turin, Rom u. s. w. entsandt. Dieser Besuch in Paris scheint für Francisco Solano Lopez wie für so viele junge Amerikaner verhängnisvoll geworden zu sein. Man empfing ihn als den Sohn einer in fürstlich-absoluter Stellung regierenden Familie und der Ideenkreis napoleonischer Regierungs-

grundsätze scheint ganz und gar den zukünftigen Präsidenten umstrickt zu haben. In Bordeaux schloß er mit einem dortigen Kaufmannshause einen ziemlich thörichten Kolonisationsvertrag ab, dem der im paraguayischen Teile des Gran Chaco gelegene Ort Nueva Burdeos (das spätere Villa Occidental und heutige Villa Hayes) seine Entstehung verdankt, und in der englischen Gattin eines französischen Obersten (Madame Lynch) fand Lopez seine spätere Pompadour.

Noch bei Lebzeiten hatte Antonio Lopez seinen Sohn zum Vizepräsidenten ernennen lassen; als nun der Vater starb, berief Francisco Solano Lopez am 16. Oktober 1862 den Kongreß (der in Paraguay je nach dem Belieben der Machthaber bloß in längeren Zeiträumen zusammenzutreten pflegte) und ließ sich zum Präsidenten ernennen. Ueber die nun folgende achtjährige Herrschaft des jüngeren Lopez (bloß zwei Friedens- und sechs Kriegsjahre) ist ein unparteiisches in der Weltgeschichte feststehendes Urteil noch nicht gebildet worden. Die Friedensthätigkeit des jüngeren Lopez ist überhaupt beinahe unbekannt, die zahlreichen Werke über den Krieg (das beste darunter ist dasjenige des verstorbenen Hofrates Dr. Schneider, Vorleser unsres Kaisers) aber stehen parteiisch auf dem Standpunkte derjenigen Quellen, aus denen sie geschöpft haben, und noch Herr Gallenga von der Times, der $1\frac{1}{2}$ Jahre vor mir Paraguay besuchte, stellt, wahrscheinlich dem Urteile der gegenwärtigen Machthaber von Paraguay folgend, Lopez mitsamt seinen Vorgängern als scheußliche Tyrannen hin und scheint die Befreiung des Landes von dieser Tyrannenherrschaft als ein Glück zu betrachten. Woher aber, wenn dieses Urteil in seiner Ausschließlichkeit richtig wäre, die auffallende Thatsache, daß Lopez von den Resten jenes Volkes, das er zur Schlachtbank geführt, eher als Heros denn als Tyrann gefeiert wird, daß die Augen der Leute blitzen, wenn man ihnen von Lopez spricht, daß selbst diejenigen brasilisch-argentinischen Generäle, mit denen ich über den Krieg sprach, kein einseitig absprechendes Urteil zu fällen wagen?

Lopez' Genie war derjenigen Aufgabe, die er sich gestellt, bei weitem nicht gewachsen; nachdem er aber einmal seine Rolle übernommen, hat er sie mit unbeugsamer Willenskraft (oder Verstocktheit) durchgeführt und kämpfend bis zum Tode seine Schuld mit dem Leben bezahlt. Die Paraguayer betrachten ihn noch heute im vollsten Sinne des Wortes als den ihrigen, sie fühlen instinktiv, daß der untergegangene Tyrann ihnen näher stand als die späteren unter brasilischem oder argentinischem Einflusse gewählten Machthaber. Unrichtig ist jedenfalls die von Gallenga vertretene Ansicht, daß die gewaltigen, aus Lopezscher Zeit herrührenden Bauwerke von Asuncion bloß dem Größenwahne ihre Entstehung verdankten; unrichtig ist auch die Ansicht, daß Lopez von Anfang an ein blutdürstiges Scheusal gewesen sei. Seine Kräfte überschätzend, hat Lopez die weisen Ratschläge des Vaters, die ihn zur Vorsicht ermahnten, in den Wind geschlagen, ein Mörder aber ist Lopez erst geworden, als er sich unter dem Eindrucke seiner Niederlagen kurz vor seinem Tode dem Trunke ergeben hatte. Wäre Lopez zu seinem Ziele, der Gründung eines großen Guaranireiches, gelangt, so würde er in der Weltgeschichte doch gewiß nicht minder groß als jene Cortez und Pizarro dastehen, die das Zerstören allerdings viel besser, das Aufbauen weit weniger gut verstanden haben.

Nach übereinstimmenden Angaben verfügte Paraguay beim Beginne des Krieges über ein stehendes Heer von mehr als 60 000 Mann mit 200 Kanonen; auch der Rest der männlichen Bevölkerung war militärisch gedrillt und das Land soll damals von roten Flanellhemden (diese bildeten das charakteristische Element in der einfachen Uniformierung) gewimmelt haben. Nun ging 1864 in Uruguay die Präsidentschaft des der Partei der Blancos angehörigen Berro zu Ende, der Senatspräsident Anastasio Aguirre übernahm die Regierung und das Haupt der Kolorados, der Bandenführer Flores, hielt den Zeitpunkt als besonders geeignet für einen bewaffneten Einfall. Das intrigante Brasilien unterstützte ihn und richtete am 4.

August 1864 durch Saraiva wegen alter Schuldforderungen ein Ultimatum an die Regierung von Montevideo. Lopez, der einsah, worauf die Sache abzielte, bot seine Vermittlung an und erklärte, er werde eine Verletzung uruguayanischen Gebietes durch brasilische Truppen als Kriegsfall betrachten. Am 16. Oktober besetzten die Brasilier Montevideo und am 16. November nahmen die Paraguayer auf dem Paraguayflusse den brasilischen Dampfer „Marques de Olinda" weg. Damit war der Krieg begonnen und der paraguayische General Barrios (ein Schwager des Lopez) rückte in die brasilische Provinz Matto Grosso ein. Unklugerweise verlangte nun Lopez von der argentinischen Republik freien Durchmarsch durch die Provinz Corrientes, eine Aufforderung, welche der damalige Präsident Mitre mit einer von stolzen Rodomontaden überquellenden Rede beantwortete. Am 18. März 1865 erklärte Lopez auch der argentinischen Republik den Krieg. Die Generäle Estigarribia und Duarte drangen mit 12000 Mann durch das Gebiet der Missionen vor und am 1. August 1865 besetzte Estigarribia Uruguayana, während Duarte auf der andern Seite des Uruguayflusses sein Lager aufschlug. Schon früher war Robles mit 3000 Mann (die von fünf Dampfern befördert wurden) in Corrientes gelandet und hatte in Verbindung mit 800 Reitern, die auf dem Landwege vorgedrungen, die Hauptstadt dieser argentinischen Provinz besetzt. Es steht fest, daß Lopez in seinen von Wisner v. Morgenstern als diplomatischem und dem Engländer Thompson als militärischem Ratgeber beeinflußten Unternehmungen auf Urquiza, den Besieger des Tyrannen Rosas und allmächtigen Beherrscher der argentinischen Provinz Entrerios, hoffte. Urquiza aber wartete vorsichtig ab und weiter als bis Esquina ist am Paraná abwärts der Siegesmarsch der paraguayischen Truppen nicht gediehen.

Mit einer für seinen sanften Charakter doppelt auffallenden Leidenschaft betrieb der Kaiser von Brasilien die Rüstungen, und noch heutigestags begreift man kaum die Energie und Erbitterung, mit welcher sowohl Brasilien

wie Argentinien, ohne der Vernunft Gehör zu geben, nicht bloß die Besiegung des Lopez, sondern die niemand nutzende und alle Teilnehmer mit Schulden überlastende Vernichtung eines achtungswerten und sympathischen Volkes angestrebt haben. Schon am 17. August wurde Duartes am Uruguay lagernde Kolonne von 13 000 Mann unter Flores angegriffen und vernichtet, am 18. September kapitulierte auch Estigarribia in Uruguayana, das in Gegenwart des brasilischen Kaisers und des brasilischen Kriegsministers belagert wurde. Lopez ließ darauf Corrientes räumen und das brasilische Geschwader bombardierte Paso de la Patria, den ersten paraguayischen Ort am Paraná. Lopez war somit auf die Verteidigung beschränkt, er griff am 2. Mai 1866 die jetzt von Mitre (nachdem der Kaiser von Brasilien den Oberbefehl niedergelegt) kommandierten Verbündeten erfolglos an und verlor am 24. Mai eine zweite Schlacht. Lange Zeit lagen sich nun die Heere bei der Barranca von Curupayti (etwas unterhalb von Humaitá) gegenüber, in einem Treffen am 12. September wollen die Paraguayer gesiegt und auch am 3. November bei Tuyuti einen glücklichen Ueberfall ausgeführt haben, während die Brasilier auch diese Treffen als Erfolg ihrerseits ausgeben. Mehrfach habe ich in Paraguay bronzene Medaillen gesehen, die sich auf all diese Schlachten beziehen, wie z. B. eine, die „El Mariscal de Campo Lopez" seinen Tapferen von Tuyuti widmete. Bis Ende 1866 hatte der Krieg schon durch Kämpfe, Elend und Hunger unzählige Opfer dahingerafft, im Mai 1867 aber kam die Cholera hinzu, die, wie neuerdings beim Atschinkriege, in einem Umfange, für den wir in der neueren Geschichte Europas kein Gegenstück haben, das Vernichtungswerk vollendete. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sowohl dem paraguayischen wie dem Atschinkriege etwa viermal soviel Menschenleben zum Opfer gefallen sind als dem deutsch-französischen, bei dem doch so sehr viel größere Interessen ins Spiel kamen.

Von paraguayischer Seite drehen sich die glorreichsten Erinnerungen aus der Kriegszeit um den Namen der

Festung Humaitá, die in äußerst geschickter Weise dicht oberhalb seiner Mündung in den Paraná, den Paraguayfluß absperrte. Humaitá hat mehrere Jahre lang erfolgreich das Vordringen der brasilischen Flotte verhindert, am 18. Februar 1868 aber erzwang eine Anzahl eigens zu diesem Zwecke erbauter Panzer-Kanonenboote die Flußpassage. Lopez ließ den Regierungssitz von Asuncion nach Luque verlegen und der Brasilier Marques de Caxias, der an Mitres Stelle den Oberbefehl übernommen, rückte am 24. Juni in das von seiner Besatzung geräumte Humaitá ein. Die tapferen Verteidiger der Festung hatten sich nach dem Gran Chaco, wo General Caballero kommandierte, zurückgezogen. 32 000 Brasilier marschierten nun am Ufer des Flusses durch den Gran Chaco aufwärts, während Lopez die Reste seines Heeres am Tebicuary vereinigte. Am 11. Dezember 1868 kam es bei Itá Ibaté oder Lomas Valentinas zur letzten sechstägigen Entscheidungsschlacht, die mit der gänzlichen Vernichtung des Lopezschen Heeres endigte. Die Brasilier sollen 22 000 Mann Infanterie, die Argentinier zahlreiche Kavallerie ins Treffen geführt haben; die Paraguayer verloren 6000 Tote und Verwundete, 3000 Gefangene und 16 Kanonen. Die Verbündeten boten Frieden an unter der einen unerläßlichen Bedingung, daß Lopez sofort außer Landes ging. Darauf wollte der hartköpfige Mestize sich nicht einlassen und trieb den ganzen Rest der Bevölkerung vor sich her zu den sogenannten Kordilleren von Paraguari, nachdem er kurz vorher (25. Dezember) seine Hände mit dem Morde seines Bruders und zahlreicher andrer einer Verschwörung bezichtigten Personen befleckt hatte. Im ganzen, so nimmt man an, hat Lopez während des Krieges nicht weniger als 1000 Personen, darunter so ziemlich alle fremden Kaufleute von Asuncion, sei es erschießen, sei es mit Lanzen durchstechen lassen. Am 1. Januar 1869 wurde Asuncion von den Verbündeten besetzt. Der Marques de Caxias ließ ein Tedeum singen, erklärte den Krieg für beendet und kehrte nach Brasilien zurück. Lopez aber führte mit Knaben und Greisen aus der Kordillere

einen Guerillakrieg weiter, bis er schließlich auf dem Versuche, nach Bolivien zu entkommen, am 1. März 1870 bei Cerro Corá am Oberlaufe des in den Paraguay mündenden Flusses Aquidaban überholt und, als er sich nicht ergeben wollte, von brasilischen Reitern getötet wurde. Gleichzeitig wurde Lopez' ältester Sohn niedergemacht, während Madame Lynch mit den jüngeren Kindern, die in einem Wagen saßen, in Gefangenschaft fiel.

Diese Madame Lynch wird als eine Frau von starkem und ehrgeizigem Charakter geschildert; obwohl nicht gerade bösartig, soll sie dennoch während der Zeit ihres Glanzes denjenigen Familien von Asuncion, welche ihr nicht die hinreichende Ehrfurcht bezeigten, das bitterste Herzeleid zugefügt haben. Eifersüchtig aber muß sie ebensowenig wie die Pompadour gewesen sein, denn Lopez soll auch sonst unter den Töchtern des Landes eine ausgebreitete Bekanntschaft besessen haben. Von Lopez' Verwandten leben in und bei Asuncion noch zwei Schwestern, von denen die eine mit einem Brasilier verheiratet, die andre, deren Gemahl (General Barrios) Lopez umbringen ließ, Witwe ist. Madame Lynch ging mit ihren Kindern (der älteste Knabe wird gegenwärtig in Buenos Ayres erzogen) nach London, von wo sie zweimal zum La Plata zurückkehrte und sich, ohne Gehör zu finden, um die Herausgabe einiger Lopezscher Güter bewarb. Nach allgemeiner Annahme hatte Lopez bei einigen Banken von Buenos Ayres für alle Fälle ein kleines Kapital sichergestellt, im Verlaufe des Krieges aber gelangte alles Bargeld und Wertmetall des Landes in seine Hände, und was aus diesen sowie den zahlreichen Kunstschätzen — beispielsweise zwei herrlichen Vasen, die der König von Preußen als Gegengeschenk für eine Probe Mate herübergesandt hatte — geworden ist, hat niemals festgestellt werden können.

So also war der Ausgang eines Mannes, den die Fülle aller irdischen Güter bloß zur Blasiertheit und zur Ueberschätzung seiner Macht geführt hatte; als aber die ausgehungerten, zu Gerippen abgemagerten Weiber und

Kinder, als die wenigen, während der letzten Zeit des Krieges nur noch mit einem Lendenschurze uniformierten Männer — dem gegenüber verfügten die Verbündeten über die beste Ausrüstung und selbst über Zündnadelgewehre — von den Bergen zurückkehrten, ging man unter dem Einflusse der freigelassenen Gefangenen und namentlich der Mitglieder einer mit brasilischem Gelde besoldeten paraguayischen Legion an die Rekonstruktion des Landes. Laut den Bestimmungen des am 1. Mai 1865 zwischen Brasilien, Argentinien und Uruguay abgeschlossenen Vertrages brachte man, wenn auch mit Mühe, eine Anzahl Wähler zusammen, die am 22. Juli 1870 die provisorische Verwaltung einem aus den Herren Rivarola, Loizaga und Bedoya zusammengesetzten Triumvirate übertrugen. Am 15. November trat alsdann eine aus sechzig Abgeordneten bestehende Nationalversammlung zusammen, welche eine gleich all ihren amerikanischen Schwestern etwas allzu demokratisch ausgefallene Verfassung zustandebrachte. Auf ewig wurde zwar die Erneuerung jedweder Art von Diktatur verpönt — „supremo" war der offizielle Titel der Francia und Lopez —, das aber sah man nicht ein, daß in ganz Südamerika der erste Anlaß zur Diktatur sich stets aus ultra-freisinnigen Verfassungen ergeben hat. Mit solchen Verfassungen kann man solche Völker nicht regieren, wer es dennoch versucht, wird entweder zum Narren oder zum Verbrecher an der Verfassung. Genug davon. In Paraguay machte man keine Ausnahme, wenn auch die Verwaltung nicht so unvernünftig wie anderwärts dezentralisiert wurde, und der 25. November 1870, der Tag, an dem die neue Verfassung beschworen wurde, gilt als das Datum der wahren Unabhängigkeit. Von den Triumvirn war inzwischen einer, den man zur Versilberung von Metallbarren nach Buenos Ayres gesandt hatte, mitsamt dem Gelde dort zurückgeblieben, ein andrer hatte sich als überaus unbedeutend entpuppt, und als es hieß, mit der Verfassung dem Lande nun auch für vier Jahre einen rechtmäßigen Präsidenten zu geben, fiel die

Wahl auf Rivarola, trotzdem es auch diesem an Schrullen nicht mangelte.

Eine starke brasilische und eine etwas schwächere argentinische Garnison hielten Asuncion besetzt, und unter der denkbar traurigsten Lage des Landes hätte, so sollte man glauben, das Regieren eher eine Sache der Aufopferung als des Vergnügens sein müssen. Dem war aber nicht so; eine Anzahl junger Leute, namentlich solcher, die auf Lopez' Kosten im Auslande erzogen worden waren, überboten sich an feurigen Reden; auch an Gewaltthaten und politischen Morden fehlte es nicht, und man hätte glauben können, daß es sich um ebenso viele Kaiserkronen, nicht um ein paar erbärmlich besoldete Ministerposten handle. Rivarola ließ es weder an Uebergriffen noch an Gewaltthaten fehlen, ausgiebiges Talent aber fehlte ihm und ermüdet legte er schließlich die Zügel der Regierung nieder (einige Jahre später wurde er aus Privatrache ermordet), die von dem Vizepräsidenten Jovellanos aufgenommen wurden. Brasilier und Argentiner stritten sich damals in ziemlich kleinlicher Weise um Vorrang und Einfluß, wobei die ersteren sich als schlauere Diplomaten erwiesen; alle Ränke aber vermochten die Verwaltung des ebenso wie Rivarola von den Brasiliern gestützten Jovellanos um so weniger populär zu machen, als sie an cynischer Veruntreuung der Staatsgelder Unglaubliches leistete.

An Kriegskosten hatte Brasilien eine Milliarde 600 Millionen Mark, Argentinien 300 Millionen Mark, Uruguay 100 Millionen Mark berechnet, Summen, deren Zahlung außerhalb aller irdischen Möglichkeit liegt. Dazu kamen die Entschädigungen, welche Paraguay an solche Private zahlen sollte, die durch den Einfall der Lopezschen Heere geschädigt worden waren, Entschädigungen, die später für Brasilien auf 32 Millionen, für Argentinien auf 20 Millionen Mark festgesetzt wurden. Nicht genug aber hiermit, nahm die Regierung von Paraguay, angeblich zur wirtschaftlichen Hebung des Landes, in London Anleihen zum Betrage von 30 Millionen Mark (1 500 000 L.)

auf, und wenn, wie das heute feststeht, von dieser Summe höchstens 1 600 000 Mark (400 000 L.) nach Paraguay gelangt und auch hiervon der überwiegende Teil in die Taschen von Privaten geflossen ist, so kann man allerdings nicht umhin, das unglückliche Land aufs tiefste zu beklagen.

Dabei erging die Regierung sich in allerlei herrlichen Entwürfen: es sollte eine englische Kolonie angelegt, die wirtschaftlichen Hilfsquellen sollten durch eine wissenschaftliche Expedition erforscht werden. Mit der englischen Kolonie aber ging es wie mit jeder Pariser Ansiedelung in der algerischen Mitidja, in der auf jede 100 Kolonisten etwa 60 und einige Friseure oder ehemalige Barbiere entfallen sein sollen, und die wissenschaftliche Kommission ist, von den Privatunternehmungen einzelner Mitglieder abgesehen, niemals über Asuncion hinausgekommen. Von wirklichen Erfolgen der Verwaltung ist aus jener Zeit bloß die Thätigkeit der brasilisch-paraguayischen Grenzregulierungs-Kommission zu erwähnen, im übrigen äußerte sich die Mißstimmung des Volkes durch zahlreiche Unruhen. Was es aber mit diesen Kundgebungen für eine Bewandtnis hatte, dafür möge die Schilderung eines Volksauflaufes, die ich unter den Akten des Ministeriums des Aeußern fand — sie bezieht sich allerdings auf die Regierung Rivarolas — Zeugnis ablegen. Man hatte einen bei den niederen Klassen sehr beliebten jungen Mann, namens Rufino Taboada, eingesperrt, und an die 3000 Weiber unternahmen den Versuch, das Gefängnis zu stürmen. Als sie aber an der Kaserne der brasilischen Truppen vorbeizogen, ließ der Kommandant, der gern Unruhen vermeiden wollte und der wohl seine Leute gekannt haben muß, von allen Musikbanden die „Palomita“, den paraguayischen Nationaltanz, spielen. Die Wirkung soll wunderbar gewesen sein, und als die 3000 Weiber vor dem Gefängnisse angetanzt kamen, soll von Unruhen nicht mehr die Rede gewesen sein. Zuweilen aber ging es auch ein bißchen ernster, und alle Revolutionen, die sich gegen eine unter brasilischem Einflusse stehende Regierung rich-

teten, hatten um so leichteres Spiel, als sie sich der argentinischen Grenzprovinz Corrientes als einer bequemen Ausrüstungs- und Operationsbasis bedienen durften. So drang beispielsweise General Caballero gegen Ende 1873 mit etwa tausend Reitern bis in die Mitte der Hauptstadt vor, wo es angesichts der brasilischen und argentinischen Truppen zum Kampfe kam. Jovellanos hatte sich aber gut vorbereitet, und nachdem Caballero die durch Kanonen und Schützen verteidigten Schanzen auf dem Marktplatze nicht zu nehmen vermocht hatte — es soll etwa 40 Tote und 60 Verwundete gegeben haben —, zwang die Haltung der brasilischen Truppen ihn zum Abmarsche. Zufällig befand sich General Mitre als außerordentlicher Abgesandter Argentiniens in der Stadt, seine Erklärung aber, daß jedes Eingreifen der Brasilier ernste Folgen nach sich ziehen werde, muß wohl trotz der Anwesenheit eines argentinischen Infanterie-Bataillons ungehört verhallt sein. Dennoch änderten sich die Verhältnisse, als Caballero wenig später (Januar 1874) in der Campaña die sogenannte Schlacht von Campo Grande gewann. Es kam eine Vereinbarung zustande, laut welcher Caballero, Gill, Bareiro und Serrano in das Ministerium eintraten, und damit war bereits das Schicksal der nächsten Präsidentenwahl zu gunsten der argentinischen Partei besiegelt. Wie es übrigens bei diesen Revolutionen zuzugehen pflegte, dafür noch ein Beispiel. Jovellanos ließ eines Tages einen mir bekannten Kaufmann rufen und empfing ihn mit den Worten: „Ich will übermorgen eine Schlacht schlagen, aber ich habe kein Geld, um vorher meine Truppen auszulöhnen. Wollen Sie mir inzwischen 7000 Patacons leihen?“ Der Kaufmann gab das Geld; als aber die große Schlacht geschlagen und siegreich für Jovellanos ausgefallen war, ließen sowohl die Rückzahlung wie die verheißenen Zollvergünstigungen auf sich warten. Erst die Drohung, in argentinischen Zeitungen den Bankerott der paraguayischen Regierung zu verkündigen, hatte Erfolg.

Mit dem 25. November 1874 nahm den Präsidenten-

sitz Gill ein, der, ein Lopez en miniature, wohl der thatkräftigste unter allen neueren Präsidenten von Paraguay gewesen ist. Gill lavierte zwischen brasilischem und argentinischem Einflusse, wie dies teilweise auch schon sein Vorgänger gethan. Unter seine Verwaltung fällt die Goldsucher-Expedition zu den Sierras von Maracayú und Amambay, sowie die bei weitem wichtigere Räumung des Landes von allen fremden Besatzungstruppen (22. Juni 1876). Unter denjenigen jungen Leuten aber, welche am eifrigsten gegen die Verwaltung von Rivarola und Jovellanos aufgetreten waren, befanden sich auch die überspannten Gebrüder Gadoy, und als Gill ihnen jede Anstellung im Staatsdienste abschlug, traf ihn eines Morgens, als er sich zum Regierungsgebäude begab und zwar auf der belebtesten Straße, eine Remington-Kugel. Lautlos stürzte der ermordete Präsident zu Boden. Der Vizepräsident Uriarte (er weilt noch heute in Asuncion als der einzige Ueberlebende von fünf gewesenen Präsidenten) übernahm die Regierung. Am 25. Nov. ging die zweite Präsidentschafts-Periode zu Ende, noch vorher aber (am 12. Nov.) hatte Paraguay einen großen Erfolg zu verzeichnen, den Schiedsspruch des Präsidenten Hayes von Nordamerika, der ihm den zwischen den Flüssen Paraná, Pilcomayo und Rio Verde gelegenen und bereits von den Argentinern besetzten Teil des Gran Chaco mitsamt dem Orte Villa Occidental (jetzt Villa Hayes) zuwies.

Am 14. Mai 1879, als bereits Bareiro, der frühere Londoner Gesandte des Lopez und unter allen Präsidenten von Paraguay sowohl der ehrlichste wie gebildetste, sein Amt angetreten hatte, folgte betreffs des Gran Chaco ebenfalls ein Grenzvertrag mit Bolivien. Auch würde die Verwaltung Bareiros sich durch eine Volkszählung ausgezeichnet haben, wenn nicht eine neue Revolution oder vielmehr ein neuer Putsch dazwischen gekommen wäre. Die Gebrüder Gadoy nämlich, die trotz der Ermordung Gills ganz ungestört in Corrientes lebten, planten im Verein mit andern Flüchtlingen einen bewaffneten Einfall in ihr Heimatland und mieteten zu diesem Ende den

Passagierdampfer Galileo. Da zwischen Corrientes und Asuncion keine telegraphische Verbindung besteht, so gedachten sie, bevor eine Mitteilung von ihrem Unternehmen dorthin gelangen konnte, die Hauptstadt von Paraguay zu überrumpeln. Es erwies sich aber, daß ihre Kräfte zu schwach waren, und auch der Versuch, von Humaitá aus das Landvolk für ihre Sache zu gewinnen, blieb erfolglos. Die Regierung von Paraguay hatte inzwischen schleunigst einen andern Passagierdampfer gemietet und bemannt. Der Galileo zog den kürzeren und mußte sich in argentinische Gewässer zurückziehen, wo er von einem Kanonenboote der dortigen Regierung mit Beschlag belegt wurde. Der nachfolgende Prozeß vor dem Gerichtshofe in Corrientes blieb nach Landesbrauch erfolglos, denn wer nicht freigesprochen wurde, war inzwischen entwischt. Den schönen, großen und eleganten Dampfer aber sah ich in Corrientes liegen, die Entscheidung über das Eigentumsrecht war noch immer nicht gefällt worden.

Als ein Unglück für Paraguay darf es wohl angesehen werden, daß Bareiro, der unzweifelhaft einer seiner tüchtigsten Staatsmänner gewesen, plötzlich und lebensgefährlich erkrankte. Nach seinem Tode hätte rechtmäßigerweise der Vizepräsident Saguier, einer der reichsten Männer des Landes, an die Spitze der Staatsmaschine treten müssen. Noch aber lag Bareiro in den letzten Zügen, als der Minister des Innern sich bei Saguier einstellte und ihm begreiflich machte, um seiner Anerkennung gewiß zu sein, müsse er sich erst der bewaffneten Macht versichern. Beide gingen zum Polizeigebäude, wo man sie in ein kleines, halbdunkles Zimmer führte und warten hieß. Nach einigen Augenblicken entfernte sich der Minister des Innern unter dem Vorgeben, daß er nachsehen wolle, wo denn der Polizei-Offizier stecke, und als Saguier, dem die Sache nachgerade langweilig vorkam, nun selbst zur Thüre trat, fand es sich, daß sie von außen verriegelt war. Die nachfolgenden Stunden müssen dem vertrauensvollen Vizepräsidenten nicht allzu rosig

vorgekommen sein, denn als gegen Abend endlich ein Polizei-Offizier mit einem Papier in der Hand in die Zelle trat, fand er den Aermsten in bedenklicher Aufregung. Die Aufforderung, die man an Saguier richtete, lautete so kategorisch als möglich: „Freiwillige Abdankung, oder . . . .“. Vor diese bedenkliche Wahl gestellt, zögerte Saguier nicht lange, er ergriff die dargereichte Feder und unterschrieb. Mit dem Aktenstück aber, welches die freiwillige Abdankung enthielt, stellte sich der Minister des Innern dem schleunigst zur Sitzung berufenen Kongresse vor. Das Ergebnis konnte nicht zweifelhaft sein; eine Stunde später war General Caballero, der in Wahrheit über die bewaffnete Macht verfügte, durch einstimmigen Beschluß der Kammer zum provisorischen Präsidenten ernannt. Man mußte ja eben jenen außerordentlichen Zeitläuften Rechnung tragen, die es gewollt hatten, daß an einem und demselben Tage der Präsident starb und der Vizepräsident freiwillig abdankte. Und wie schön doch, daß auch gleich ein Retter des Vaterlandes zur Stelle war! Am folgenden Tage klagte Saguier seinem Weibe und seinen Kindern das ihm zugefügte Leid, die ganze Stadt aber lachte, und da eine ehrliche Verwaltung, eine Zeit der Ruhe und des Friedens in Aussicht stand, so kam niemand weder das Wort „Gewaltthat“ noch „Verfassungsbruch“ in den Mund. Also geschehen im September 1880.

General Caballero blieb provisorischer Präsident bis zum Beginn der nächsten (vierten) Präsidentschafts-Periode, am 25. Nov. 1882 aber wurde er regelrecht zum Präsidenten erwählt.

Am 29. Oktober hatte ich die Ehre, durch einen der hervorragendsten Kaufleute von Asuncion sowohl dem General Caballero wie dem Minister des Auswärtigen Herrn Decoud vorgestellt zu werden. General Caballero ist ein untersetzter, kräftig gebauter Mann von mittlerer Größe, den man seinem blonden Haare und Barte wie seinem leichtgeröteten, wohlwollenden und gutmütigen Gesichte nach weit eher für einen englischen oder irischen

Gutsbesitzer als für einen Hispano-Amerikaner halten sollte. Herr Decoud, unter allen Staatsmännern Paraguays der hervorragendste und weitestschauende, ist eine schlanke Figur mit schwarzem Haare, distinguiertem Auftreten und scharfmarkierten, intelligenten Zügen. Der Präsident empfing mich in einem reichausgestatteten Prachtgemache des sogenannten „Cabildo", und der Zufall führte während der nächsten paar Minuten eine etwas komische Szene herbei. Im Eifer des Gespräches nämlich schrieb mir mein Begleiter die Aufgabe zu, daß ich in Panama behilflich sein wolle, zwischen Nord- und Südamerika einen Isthmus zu bauen. Ich schaute dem Präsidenten fest ins Auge mit der geheimen Angst, daß ich das in diesem Falle doch etwas unzeitgemäße Lachen nicht werde zurückhalten können. Dasselbe aber müssen auch wohl der Präsident und mein Begleiter gefühlt haben, denn nach einer kleinen Pause der Verlegenheit kam der allgemeine Ausbruch ziemlich gleichmäßig.

Von Parteihader ist im heutigen Paraguay nicht viel mehr die Rede. Seit mit Gill die volkstümliche Partei der Colorados ans Ruder gelangte, hat sich diejenige der Blancos gänzlich zersetzt. Auch liegt zwar noch stets ein brasilisches Kriegsschiff vor Asuncion, im übrigen aber haben sowohl Brasilien wie Argentinien das nutzlose Ränkespiel aufgegeben, um in würdigere Bahnen einzulenken. Die große Frage für Paraguay ist die seiner Finanzen. Mit Einschluß der Kriegsentschädigung, die niemals gezahlt werden kann, würden sich nach Tilgung der inneren Schuld die gesamten Verbindlichkeiten Paraguays auf 588 Millonen Patacons oder 2 Milliarden 352 Millionen Mark belaufen. Davon hat aber Paraguay bloß die an brasilische und argentinische Private zu zahlende Entschädigung (etwa 13 Mill. Patacons) sowie die englische Schuld (1 500 000 L.) anerkannt und beide ließen sich vielleicht in Land begleichen. Die Regierung besitzt angeblich an die 5 Millionen Cuadras — allerdings gehört einiges davon den noch unabhängigen In-

dianerstämmen am oberen Paraná, die zwar Handel mit Asuncion treiben, die aber selbst unter Lopez niemals Heeresfolge geleistet haben —, und sie brauchte davon bloß 1 700 000 zum Satze von 8 Mark zu veräußern, um aller Schulden ledig zu sein.

Drittes Kapitel.

Das Land der Frauen.

(Asuncion, die Hauptstadt von Paraguay. — Zerronnene Kaiserträume. — Palast, Theater, Arsenal und andre Ruinen aus Lopezscher Zeit. — Cigarrenrauchende Damen. — Die „Mädchen vom goldenen Kamm". — Auf dreißig Weiber ein Mann. — Die Familienverhältnisse sind haarsträubend nach europäischen Begriffen. — Ein Quiguaberá-Ball und spanisch-indianische Poesie. — Die Eisenbahn von Asuncion nach Paraguari. — Zu den Kordilleren von Paraguay. — Deutsche Kolonisten. — Klima, Ackerbau, Verwaltung und Handel.)

Etwa 30—40 km unterhalb Asuncion verändert sich plötzlich die Szenerie. Geradeaus vor uns taucht ein langgestreckter, von einer einzelnen Kuppe überragter Gebirgswall auf. Etwas später verschwindet zur rechten Seite die gelbe Tosca und schwere Blöcke ziegelroten Sandsteins umrahmen das Ufer. Auch das Erdreich ist rot und rot sind weiterhin die schroff abfallenden, mehr als haushohen und zeitweilig kirchturmhohen „Barrancas". Das Wasser hat hier ähnlich wie in Helgoland Lücken eingespült, das überhängende Gestein ist zusammengebrochen und so sind einesteils umfangreiche Grotten, anderenteils vereinzelte Riesensäulen entstanden, die von Buschwerk überkrönt aus der Brandung des Uferrandes emporragen. Die veränderte Vegetation kennzeichnet sich hauptsächlich durch das häufigere Auftreten von Palmen; in den Feldern bemerkt man Mais, Zuckerrohr, Tabak, sonst ist alles üppiges Buschwerk. Anstatt der Ebenen

Argentiniens und des Südens von Paraguay haben wir grünbekleidetes Hügelland vor uns, ähnlich wie an der Küste der brasilischen Provinz Santa Catharina. Unter diesen Hügeln ist am bemerkenswertesten ein abgestumpfter, schön bewaldeter Bergkegel, Lambaré genannt, der in Asuncions Umgebung den hübschesten Aussichtspunkt darstellt. Noch eine Wendung und die Stadt selbst liegt vor uns — auf sanft ansteigendem, von niedrigen Höhenzügen umrahmtem Gelände eine Fülle hervorragender Gebäude, die jedoch alle von der Ruine des Lopezschen Palastes überragt werden.

Leider wird das hübsche Bild sofort durch ein kleines Stückchen mittelalterlichen Zopftums getrübt. Die Dampfer fahren dicht an die Landungsbrücke des Zollhauses hinan, so daß man mit einem Schritt hinübertreten könnte, die Bootsleute von Asuncion würden jedoch auf diese Weise ihres Verdienstes verlustig gehen, und da sie nun einmal für ihr Patent eine gewisse Summe gezahlt haben, so will es eine hochweise Regierung, daß die Passagiere nur in Booten ans Land gelangen dürfen.

Das alte und eigentliche Asuncion ist gleich allen hispano-amerikanischen Städten schachbrettartig und etwas weitläufig angelegt; den Untergrund bildet weicher roter Sandstein, in den das abfließende Regenwasser des starken Gefälles wegen förmliche Schluchten eingeschnitten hat. Bei Regengüssen gleichen diese zum Wasser hinunterführenden Straßen kleinen Bergströmen, den großen Verkehr vermitteln jedoch die dem Wasser parallel laufenden Straßen, in denen der durch die Verwitterung des Felsens entstandene Sand das Gehen erschwert. Wäre der jüngere Lopez noch einige Jahre länger an der Herrschaft geblieben, so würden wohl heutigestags alle Straßen gepflastert sein. Immerhin gibt es aus Ziegeln angelegte, nur etwas hohe und unregelmäßige Bürgersteige, in Ermangelung einer Gasfabrik gibt es Petroleumlaternen, in Ermangelung einer Wasserleitung Brunnen und in Ermangelung der Droschken oder Privatwagen eine kurze, einigen englischen Kapitalisten gehörige Pferdebahnlinie,

die vom Wasser zur Eisenbahnstation führt. Mit Ausnahme der allerdings recht zahlreichen Paläste und Luxuswohnungen sind alle Gebäude einstöckig aus gutgebrannten Ziegeln recht solid aufgeführt und mit gelbbraunen Dachpfannen gedeckt. Das vorspringende Dach wird nicht selten von rohen Säulen getragen, die großen Parterrefenster sind mit dicken Eisenstäben vergittert und durch die Thür blickt man in einen oder mehrere, oder bisweilen eine ganze Reihenfolge von Höfen in römisch-andalusischem Stil, die aus Ziegeln gemauert sind. Die vornehmeren Häuser sind reich und beinahe luxuriös ausgestattet; fast allenthalben findet sich hübsches Mobiliar und bedecken Teppiche den Ziegelboden. Anders freilich in den Vorstädten; die in Laubwerk vergrabenen, von Kinder-Nachwuchs wimmelnden Häuschen und Ranchos liegen an unregelmäßig gewundenen Fußpfaden, die sich über Hügel und kleine Bäche dahinziehen. Immerhin aber finden sich auch hier hübsche Matten am Boden, finden sich einfache eiserne Betten, dazu Spiegel, Lampen und alle europäischen Bequemlichkeiten einfacherer Art.

Nun ist zwar das heutige Asuncion bloß noch eine Stadt von etwa 20 000 Einwohnern (vor dem Kriege zählte es 48 000), nichtsdestoweniger aber gilt es nächst Buenos Ayres, Montevideo und Rosario als der bedeutendste Handelsplatz am La Plata und dessen Zuflüssen. Und daneben und vor allem ist es die Hauptstadt eines für lange Jahrzehnte beinahe monarchisch regierten Landes, dessen Herrscher ihre Residenz gleich einem europäischen Königssitze auszuschmücken trachteten. Rechnet man dazu, daß die Mehrzahl dieser glänzenden Paläste nie vollendet wurde und gegenwärtig in Trümmern liegt, so mag man sich die unter amerikanischem Himmel doppelt auffallende Fremdartigkeit des Eindruckes vorstellen. Von älteren, noch aus der Jesuitenzeit herstammenden Bauwerken besitzt die Stadt nur mehrere Privathäuser und eine im häßlichsten spanischen Barockstil erbaute Kirche. Etwas späteren Ursprunges ist das erst unter dem älteren Lopez vollendete Regierungsgebäude, gewöhnlich „Cabildo“

genannt, ein ebenso schönes wie solides Denkmal italienischer Renaissance. Auch unter den Privatgebäuden gibt es nicht wenige, die durch Architektur und Luxus hervorragen, so beispielsweise das Haus des jüngeren Lopez (jetzt ein Klub), die Wohnung seiner Geliebten, Eliza Lynch (mit 24 balkongeschmückten Fenstern in der Front), der Palast seines Bruders (jetzt Hotel de Roma) ꝛc. ꝛc.

Die Krone des Ganzen bilden jedoch die Trümmer jener unvollendeten Riesenbauten, die, man weiß nicht recht, ob ein überlegener Geist oder ein blasierter Nachfolger der Könige von Aegypten und Persien hier im Herzen von Südamerika aufzuführen gedachte. Die allgemeine Ansicht geht dahin, daß der jüngere Lopez von einem Besuche in Paris napoleonische Ideen mitgebracht und, als er zur Herrschaft gelangte, diese durchzuführen gesucht habe. Sowohl die Herrschaft der Jesuiten wie diejenige der beiden Vorgänger des Lopez hatte darauf abgezielt, das Land nach außen abzuschließen, das Volk in Gefügigkeit zu erhalten und zu Arbeit und Wohlstand zu erziehen. Vor dem Kriege war Paraguay ein kleines China, selbständig erzeugte es die geringen Bedürfnisse des Landes, ganz abgesehen davon, daß die Ausfuhr von Bargeld bei schwerer Strafe verboten wurde. Das Land war Brasilien und Argentinien in bezug auf Ackerbau, Industrie und Gewerbe unendlich überlegen, es hatte keine Schulden, die umlaufenden Kassenscheine waren durch aufgespeichertes Wertmetall mehr als überflüssig gedeckt, die Dichtigkeit der Bevölkerung (etwa 1 300 000 Seelen gegenüber den heutigen 300 000) ermöglichte eine im übrigen Amerika unbekannte Energie in der Bodenausnutzung, kurz, Paraguay war der wohlhabendste und im Vergleich zu seiner Größe der bestbevölkerte Teil von Südamerika. Und da das liebenswürdige Volk von Paraguay seit Jahrhunderten zum Gehorchen erzogen war, so hat es dem jüngeren Lopez bei der Ausführung seiner weitgehenden Pläne weder an Geld noch an Menschenmaterial gefehlt. Es scheint, daß Lopez trotz des Abratens seines vernünftigen Vaters und vertrauend auf

seine 60 000 Mann wohlausgerüsteter und wohldressierter Soldaten von einem südamerikanischen Kaiserreiche träumte. Auch würde er nach allgemeiner Ansicht bei der militärischen Schwäche sowohl Brasiliens wie Argentiniens dieses Ziel, oder wenigstens einen Teil davon erreicht haben, wenn ihm ein seiner Kühnheit entsprechendes Genie zur Seite gestanden hätte. Anstatt aber seine Ausrüstung durch den Ankauf von Panzerschiffen zu vollenden, brach er den Krieg vom Zaun, anstatt die gegenseitige Eifersucht Brasiliens und Argentiniens für seine Zwecke zu benutzen, begann er mit beiden gleichzeitig den Kampf. Nach fünfjährigem Ringen siegte die vereinigte Macht der drei Oststaaten von Südamerika und mit der beinahe gänzlichen Vernichtung der paraguayischen Nation war auch, soweit sie nicht schon vorher vollendet gewesen, das Schicksal jener stolzen Baudenkmäler entschieden, die in napoleonischem Ideengange, sei es zum Schmucke der neuen Kaiserstadt, sei es zur Beförderung des materiellen Wohlstandes hatten dienen sollen. Und daß sich unter diesen Bauwerken neben manchem allzu groß Angelegten auch manche gesunde und vernünftige Idee findet, kann nicht geleugnet werden.

Lopez betrieb ohne Anleihe und ohne besondere Steuern den Bau jener Eisenbahn nach Villa Rica, die, bis Paraguari vollendet, noch heute die hauptsächlichste Verkehrsader des Landes darstellt. Den Ausgangspunkt jener Bahn bildet ein in moderner Pariser Renaissance gehaltenes und zu Lopez' Zeiten mit allem erdenklichen Luxus ausgestattetes Bahnhofgebäude, das jedenfalls in Südamerika zu den schönsten seiner Art gehört. Dieses Stationsgebäude stand schon bei Beginn des Krieges vollendet da und ist somit dem Geschicke des Verfalles entgangen. Bloß als Rohbau ohne Kalkverputz stellt sich dagegen das Mausoleum der Lopezschen Familie dar, ein weithin sichtbarer Kuppelbau, bei dem Lopez wahrscheinlich das Bild des Pariser Invalidendoms vorgeschwebt hat. Im Innern ist dieses schöne Gebäude ein Trümmerhaufen und an den zerbrochenen Säulen der Vorhalle

wetzen die Umwohnenden ihre Messer. Immerhin könnte mit nicht allzugroßen Mitteln dieses beinahe vollendete Pantheon ausgebaut und vielleicht als protestantische Kirche benutzt werden. Für alle Zeiten aber wird, falls die Ziegel keine anderweitige Verwendung finden, das Lopezsche Theater eine Ruine bleiben. Die Maßverhältnisse dieses bloß bis zum zweiten Stockwerk vollendeten Gebäudes würden diejenigen der Scala von Mailand übertroffen haben, seine Trümmer erinnern an das römische Kolosseum und man fragt sich mit Recht, woher in aller Welt der Erbauer des Theaters die Zuschauer habe herbeischaffen wollen. Inzwischen beginnt grünes Schlingwerk die riesigen Fenster zu umranken und im Innern hat ein findiger Kopf seinen Gemüsegarten angelegt: auf der Bühne wächst Kohl, im Parterre gedeihen Bananen, das Ganze ist eine Wildnis ureigensten Stils. Verfallen sind ebenfalls die weitläufigen Bogenhallen eines unter der Leitung des Obersten Wisner von Morgenstern begonnenen Zollgebäudes, das zum Stapelplatz nicht bloß für die Bedürfnisse Paraguays, sondern für ganz Bolivien und Matto Grosso bestimmt war. Eine ganze kleine Stadt für sich bilden die verödeten, thür- und fensterlosen Hallen des Arsenals, in dem große Schiffe gebaut wurden, aus dem zu einer Zeit, als weder Brasilien noch Argentinien an ähnliche Industrieleistungen dachten, das gesamte Artilleriematerial und die sonstige Ausrüstung der paraguayischen Armee hervorgegangen ist. Damals vermittelten paraguayische Dampfer den Verkehr mit Buenos Ayres, damals ließ Lopez direkte Dampfer zwischen London und Asuncion laufen, ein schneidender Widerspruch gegen heute, wo das Land an industriellen Anlagen außer seinen Mate-Mühlen, Ziegeleien, Gerbereien, Seifenfabriken u. s. w. bloß zwei Zuckerfabriken besitzt. Das Maschinenwerk des Arsenals ist von den nachfolgenden Regierungen verschleudert, bloß ein paar gigantische Dampfkessel liegen am Boden und skelettartig nehmen sich die Rippen eines niemals vollendeten Schiffes aus.

Noch kletterte ich eine Stunde lang auf begrasten

Hügeln herum — ehemaligen Schanzen, die das Vordringen der brasilischen Panzerschiffe und das Bombardement der Stadt nicht zu verhindern vermocht hatten —, dann wandte ich mich dem Lopezschen Palaste zu, einer noblen Ruine, die, wie immer der Charakter ihres Erbauers gewesen sein mag, Ehrfurcht einflößt und Ehrfurcht verdient. Man denke sich in herrlichster italienischer Renaissance einen Palast von etwa 100 Schritt Front. Von der landeinwärts gerichteten Vorderfassade springen zwei Flügel von je 75 Schritt Länge vor, in zwei Etagen laufen Säulenkorridore rundherum und ein mächtiger, von vier Säulchen überragter Mittelturm krönt das Ganze. Auf mächtiger Freitreppe schreitet man aufwärts, um auf gigantischer Balustrade die in Stein gehauenen Löwen (ihr Gesichtsausdruck hat etwas perfid Blutdürstiges) und das Wappen von Paraguay zu finden, in das die Buchstaben F S L (Francisco Solano Lopez) hineingemeißelt sind. Schreitet man durch die hohen Säle zur Rückseite des Palastes, so genießt man eines königlichen Ueberblicks über eine weite Strecke von Paraguay, über den Fluß und die gegenüberliegende Küste des Gran Chaco. Als die Spanier zuerst diese Gegenden betraten, soll der Paraguayfluß dicht an der heutigen Stadt vorbeigeflossen sein. Allmählich aber wählte er sich ein andres Bett und die heutige Stadt liegt außerhalb der Strömung recht günstig an einer tiefen, wohlgeschützten und für Schiffe jeden Tiefgangs zugänglichen Lagune, die, in ihrer größten Längenausdehnung durch eine niedrige Insel vom Flusse getrennt, bloß an zwei Stellen mit ihm in Verbindung steht. Dieses Binnengewässer also mit seinen Schiffen und Booten nimmt in jedem Landschaftsbilde, das man vom Lopezschen Palaste aus genießt, den Vordergrund ein, alles weitere sind hübsch begrünte Hügel und Ebenen, freundliche Gärten und Quinten (Landhäuser).

Als der Krieg ausbrach, soll dieser Palast schon unter Dach gewesen sein, mit den siegenden Heeren kam jedoch ein ganzes Gefolge von Abenteurern, die sich in dem verlassenen Staats- oder Privateigentum festsetzten,

die Dächer herunterholten, die Fenster und Thüren aushoben und alles Zerbrechliche zerschlugen. Heutigestags wohnte zwar im Palast eine kleine Truppe von Polizisten, immerhin aber nimmt die Zerstörung dieses herrlichen Architekturwerkes seinen Fortgang. Der Regen findet kein Hemmnis mehr, die Marmorplatten der Fußböden sind teilweise zerschmettert oder hinuntergeworfen, im Gebälke wühlen und bohren die Ameisen, und der Turm, der noch vor wenigen Jahren zugänglich war, kann augenblicklich gar nicht mehr, das zweite Stockwerk nur noch mit Lebensgefahr bestiegen werden. Von den vier Säulchen des Turmes ist das eine durch eine brasilische Bombe heruntergeworfen worden, zwei andre Bomben haben das Gemäuer durchbrochen; in den an die römischen Kaiserpaläste erinnernden Kellern, in denen sich ehedem Marställe, Küchen und Gefängnisse befanden, grinsen ungeheure Moder- und Schutthaufen dem Eindringlinge entgegen, kurz, ein Palast, der nach Material und aufgewandtem Fleiß für die Ewigkeit bestimmt schien, ist jetzt eine kaum besser erhaltene Ruine als das Heidelberger Schloß. Das Fundament des Ganzen bilden gigantische Blöcke roten Sandsteins, der Rest besteht, mit Ausnahme der ziegelgemauerten Säulen, aus schön behauenen Quadern eines gelblich weißen Sandsteins, der an das Baumaterial von Paris und Brüssel erinnert. Dabei ist weder Kalk noch Zement gespart worden, und hier wie bei den andern aus Ziegeln aufgeführten Bauten des Lopez ist die Mauerstärke derart, daß sie weder einem Römerpalaste, noch einer mittelalterlichen Burgfeste Unehre gemacht haben würde.

Ruinen wie diejenige des Lopezschen Palastes erwartet man in Amerika nicht, am wenigsten aus moderner Zeit, und wenn abends der Mond diese fremdartige Landschaft mit seinem geheimnisvollen Lichte übergoß, habe ich häufig auf der Terrasse gestanden, um nach dem Flusse hinausschauend über jene seltsamen Widersprüche nachzudenken, die sich hier vereinigen. Einen Palast wie den des Lopez besitzt das übrige Südamerika, ja, was mehr sagen will, besitzt Berlin nicht, drunten aber zu meinen Füßen zim-

merte man auf der einen Seite an einem erbärmlichen Boote, hauste auf der andern Seite in elenden, an die Fundamente des Palastes sich anlehnenden Ranchos eine kleine Kolonie von tierischen Indianern aus dem Gran Chaco, die, tättowiert um eine Schnapsflasche herumsitzend, sich in blödsinnigen Gesängen ergingen. So berühren sich in Amerika raffinierteste Kultur und ungeschlachteste Barbarei; ja, man braucht nicht einmal nach Asuncion zu kommen, um Beispiele dafür zu suchen: Montevideo und Buenos Ayres bieten deren die Menge.

Nach allgemeiner Annahme ist der Lopezsche Palast zur Wohnung des allmächtigen Präsidenten bestimmt gewesen, er trägt aber das Wappen des Staates und ist mit Staatsmitten aufgeführt worden. Dieser Widerspruch löst sich dadurch, daß zu jener Zeit die Interessen des Staates und der Lopezschen Familie gänzlich zusammenflossen, während es anderseits keinem Zweifel unterliegen kann, daß Lopez an eine Krone und an ein Reich dachte, welches außer dem damaligen Paraguay auch noch Teile von Brasilien und Argentinien, beispielsweise die Provinzen Corrientes und Entrerios (in denen ebenfalls das Indianerblut vorwaltet) umfaßt haben würde. Ueber die Summen, welche jene Riesenbauten des Lopez verschlungen, ist niemals etwas Zuverlässiges in die Oeffentlichkeit gedrungen; schade wäre es, wenn die heutige Regierung von Paraguay nicht früher oder später einmal jene 100 000 Patacons aufwenden sollte, die nötig sein würden, um den Palast vor weiterem Verfalle zu schützen und als Regierungsgebäude brauchbar zu machen. Allerdings findet sich in Republiken für dergleichen Dinge nur selten das hinreichende Geld, während Lopez ganz im Stile der deutschen Kleinfürsten und mit Hilfe seiner italienischen oder englischen Baumeister eine Hauptstadt ohne entsprechendes Volk schuf.

In den nächsten Jahren nach dem Kriege haben schwächliche Epigonen unter dem Drucke der brasilischen Bajonette gehaust, wie in Rom die mittelalterlichen Barone; neuerdings dagegen gibt sich durch vermehrte Baulust

frisches Leben kund. Die betreffenden Bauwerke, Landungsbrücke, Zollgebäude, Privathäuser u. s. w., sind zwar weniger pompös als diejenigen aus der Tyrannenzeit, vielleicht aber sind sie nützlicher, und auch in der Ausbesserung des Verfallenden, beispielsweise der Eisenbahn und des Stationsgebäudes, zeigt sich ein gewisser Unternehmungsgeist. Bloß einen Luxusbau aus neuerer Zeit habe ich in Asuncion gesehen: es ist das inmitten einer kleinen Gartenanlage eine der Verfassung gewidmete Säule, die eine Statue der Freiheit trägt.

Um nun gegenüber soviel Beschreibung des früheren Glanzes gerecht zu sein, will ich nicht unerwähnt lassen, daß das heutige Paraguay dem fremden Besucher denn doch weit heimischer und gastlicher entgegentritt als das ehemalige. Von Buenos Ayres bis Asuncion erfreute ich mich der Gesellschaft eines Landsmannes, der vor 18 Jahren Paraguay in kaufmännischer Angelegenheit bereist hatte, mithin am ehesten zu einem Vergleiche berechtigt war. „Damals," so äußerte der Betreffende, „betrat ich das Land mit Schrecken und war froh, als ich ihm den Rücken gewandt. Alles wimmelte von roten Flanellhemden (die Uniform der paraguayischen Soldaten), bei jeder Schildwache, die man nicht besonders höflich grüßte, setzte man sich Unannehmlichkeiten aus; wegen des Passes, den man sich drei Tage vor der Abreise zurückholen mußte, wurden dutzenderlei Schwierigkeiten erhoben, und als die Eliza Lynch mich als Deutschen und vorausgesetzten Musikkenner rufen ließ, um in einem Konzerte mitzuwirken, wagte ich keinen Widerspruch zu erheben." Nichts mehr von alledem. Die Soldaten und Polizeisoldaten mit rotem, tief in den Nacken gedrücktem Käppi, mit weißen Hosen und blauem, mit Rot eingefaßtem Waffenrocke, bewaffnet mit Remington-Gewehren, beziffern sich bloß auf 2- bis 300 Mann, nach seinem Passe wird niemand gefragt, und unter dem im Kriege tapfern, sonst aber nichts weniger als gewaltthätigen Volke genießt man eine größere persönliche Sicherheit als in irgend einer volkreichen Stadt Europas.

Von den 20 000 Einwohnern Asuncions mögen etwa

7—8000 männlichen Geschlechts sein; unter den Erwachsenen sind die meisten Männer Fremde, aber nahezu alle Frauen Einheimische. Und trotz jener namenlosen Unglücksschläge, welche dieses Mißverhältnis mit sich gebracht haben, läßt es sich nicht leugnen, daß das Volk von Paraguay einen einheitlich in sich abgeschlossenen Typus darstellt, einen weit einheitlicheren, als er sich irgendwo in Brasilien, Argentinien oder Uruguay findet. Nichts ist seltener in Paraguay als eine Negerphysiognomie; die Mischung zwischen Indianer- und Spanierblut ist jedoch eine so glückliche gewesen, daß wir eine der hübschesten, liebenswürdigsten und unter umsichtiger Leitung vielleicht auch entwicklungsfähigsten Rassenbildungen von Südamerika vor uns haben.

Und welcher Unterschied gegen Brasilien, gegen Argentinien, gegen Uruguay! Ist es dir, lieber Leser, vielleicht einmal vorgekommen, daß du, durch einen geräuschvollen Park spazierend, an ein Gitter kamst, hinter dem auf abgeschlossenem Raume die eigenartigeren Pflanzen sich unbelästigt vom Gewühle der Welt entwickelten? So ist Paraguay, ein zweites Japan oder eine zweite Südsee, ein Land, welches derjenige, der es besucht, niemals vergessen wird.

Die Farbe des Paraguayers bietet alle Schattierungen vom hellsten Weiß des Südeuropäers bis zum Braun des ungebrannten Kaffees, im allgemeinen herrscht ein gebräuntes Makkaroni-Gelb vor, doch achtet man kaum auf dergleichen Unterschiede, denn alle umschlingt gleichmäßig dieselbe Geistes- und Gemütsanlage. Die liebenswürdigsten Seiten des spanischen Charakters, die gewähltesten Formen spanischer Höflichkeit sind hier auf Indianerblut übergegangen, und jene feine Kunst der Jesuiten, die ein Volk von Kindern durch Freude, Scherz, Spiel und Tanz zur Arbeit erzogen, zeigt noch heute ihre Wirkungen.

Die vornehmeren Klassen, so pflegt man gemeinhin zu sagen, seien auf der ganzen Welt die gleichen. Das gilt denn auch für Paraguay, aber doch mit einigen Ausnahmen. Zunächst halten schlechte und abends beinahe

ungangbare Straßen, hält der Mangel von Theater, Konzerten und selbst Spaziergängen die feinere Damenwelt von dem außerhäuslichen Leben fern. Dabei soll nun nicht gesagt sein, daß sie sich ängstlich abschlössen oder abgeschlossen würden, thatsächlich aber verbringen denn doch die Damen den ganzen Tag im Hause, ohne Spaziergang, ohne frische Luft, und der Fremde wird sie, abgesehen von den Häusern, wo er Besuche macht, bloß frühmorgens in der Kirche oder auch bei abendlichen Tertulias zu Gesicht bekommen. Dabei ist schwarz in der Kleidung die Lieblingsfarbe, schwarz ist im schwarzen Haare der Kamm, schwarz sind die mutwillig-feurigen Augen, schwarz sind Mantel und Kleid: die Wirkung muß man gesehen haben, sie läßt sich nicht beschreiben.

Kommt man als Einheimischer in eines der besseren und durchweg recht gut ausgestatteten Häuser, so wird man mit Mate, kommt man als Fremder, so wird man mit deutschem Bier bewirtet werden. Es ist Stil, daß man bei Ankunft wie beim Abschiede jedem Einzelnen bis zum kleinsten Töchterchen hinab die Hand reicht. Dabei fehlt es nicht an gewählten Redensarten, an jenem Konfekt und Zuckerschaum der Sprache, in dem gerade spanische Lippen so Unübertreffliches leisten. Freilich darf man sich nicht wundern, wenn Damen der besten Gesellschaft frei und frank über Dinge sprechen, bei deren Erwähnung einem Europäer die Haare zu Berge stehen würden. Ebensowenig darf man sich über die häufigen „Carambas“ eines hübschen Plaudermäulchens entsetzen oder in Erstaunen geraten, wenn dieselbe Hausfrau, die soeben noch ein unschuldiges Glas Bier abgelehnt, sich eigenhändig eine mächtige Trichter-Zigarre zurechtdreht. Dabei liebt man den allerschwersten Tabak und läßt entweder die angerauchten Zigarren ein paar Stunden lang liegen, damit sie noch kräftiger werden, oder überträgt auch wohl das Geschäft des Anrauchens den Dienstboten.

Andre Eigentümlichkeiten bestehen darin, daß die Frauen, die einen großen Teil des Tages in ihren Hängematten verbringen, nicht gleichzeitig mit den Männern essen, daß

die Leute unter sich stets Guarani sprechen und daß sich zur Zeit der Siesta, etwa von 12 bis 3 Uhr mittags, kein anständiger Mensch auf den alsdann gänzlich ausgestorbenen Straßen zeigt.

Je länger man unter den „Paraguayos" lebt, desto mehr gewinnt man den Eindruck, daß dieses interessante Volk von den Spaniern bloß höhere Kultur und feinere Sitten angenommen habe, ebenso wie Rom von den Griechen, Gallien von den Römern, daß aber der Grundstock seines Blutes und Charakters etwas Eigenartiges, vom übrigen Südamerika Verschiedenes darstelle. Das tritt denn auch in dem zähen Festhalten der Guarani-Sprache zutage. In Asuncion spricht jedermann, und namentlich dem Fremden gegenüber, spanisch, ebenso wie man in der unteren Stadt von Brüssel französisch spricht, auch sind alle Urkunden und Bekanntmachungen, alle Laden- und Hausaufschriften in Spanisch abgefaßt, sobald aber die Leute unter sich sind, wird man schwerlich etwas andres als Guarani hören. In Kammer und Senat werden natürlich spanische Reden gehalten, was aber zwischendurch gesprochen wird, ist Guarani, und auch im Ministerrate bedient man sich des vertrauteren Idioms. Sogar der Minister des Auswärtigen glaubte, als er mich dem Staatspräsidenten vorstellte, einige meiner Bemerkungen der besseren Verständlichkeit wegen in die Indianersprache übertragen zu müssen. Entfernt man sich nun etwas weiter von der Hauptstadt, so findet man sehr bald heraus, daß der spanische Wortschatz der Leute immer geringer wird, bis er sich schließlich auf wenige der geläufigsten Redensarten beschränkt. Bei alledem aber und trotz ihrer weitgehenden Verbreitung wird die Guarani-Sprache als Aschenbrödel behandelt; wenn ein Fremder sie spricht, so verleiht ihm das im Volke große Beliebtheit; wenn ein Fremder sagt, daß er sie lernen wolle, so lacht man ihn aus. Während des Krieges wurde auf Lopez' Veranlassung zu Asuncion eine Zeitung in der Guarani-Sprache herausgegeben, sonst aber ist mir, da die Veröffentlichungen der Jesuiten sich längst verkrümelt

haben, nichts Gedrucktes in diesem Indianer-Idiom zu Gesicht bekommen. Die einzigen Lehrbücher, die man mir zeigte (Grammatik, Wörterbuch und Katechismus), waren in Leipzig gedruckt und kosteten in Asuncion 20 Patacons (80 Mark). Für diejenigen, welche die Sache interessiert, möchte ich erwähnen, daß das Guarani eine Anzahl Vokale, u. a. ein tief im Halse gesprochenes ü besitzt, die wir nicht kennen, und daß der Ton stets auf der letzten Silbe liegt.

Besonders zahlreich sind in Paraguay die höheren Klassen nicht, und trotzdem es großen Landbesitz, ja sogar mehrere Vermögen von 2—300 000 Patacons gibt, durchschnittlich auch nichts weniger als wohlhabend. Wenden wir uns also den mittleren Klassen zu, jenen „Quiguáberás" oder „Mädchen vom goldenen Kamm", die in diesem Weiberstaate den gesamten Kleinhandel, die Gewerbe, die kleinen Partikuliers, mit Einem Worte den Bürgerstand darstellen. Auf der Straße sieht man die Quiguáberás — und es finden sich die lieblichsten Gestalten darunter — mit untadelhaft sauberem, bis zur Hälfte der Brust ausgeschnittenem und die Arme nackt lassendem Hemde, mit weißem, spitzenbesetztem Unterrocke, mit schwarzer Seiden-Mantille, mit goldenem oder Schildplattkamme im schwarzglänzenden Haare, mit Ohrringen, Fingerringen und ein paar Korallenketten über der halb entblößten Brust. Schuhe gibt's nicht (oder nur bei festlichen Gelegenheiten) und ebensowenig Strümpfe, niemals aber fehlt in der Hand ein eleganter Fächer, niemals hinter dem rechten Ohre eine Rose oder Nelke, die just so befestigt ist, wie unsre Kaufleute in unbeschäftigten Augenblicken eine Feder oder einen Bleistift zu tragen pflegen. Rechnet man dazu den unübertrefflich eleganten, etwas tänzelnden Gang, so wird man gestehen müssen, daß es dem Aeußeren jener Schönen, die barfuß und mit Fächer einhergehen, zum mindesten nicht an Originalität fehlt.

Lassen wir jedoch die interessanten Quiguáberás einstweilen beiseite und wenden wir uns der niederen Bevölkerungsklasse, den „Placeras" zu. Auf einem der zwei

riesenhaften (aber in anbetracht der umgebenden Häuser recht unbedeutenden) Plätze von Asuncion befindet sich eine ebenso riesige Markthalle, deren sich keine europäische Stadt zu schämen brauchte. Diesen Ort muß man gegen 6 Uhr morgens besuchen, und man wird in anbetracht der braunen Glieder und weißen Gewänder, die sich hundertfältig dort herumtummeln, an Arabien und den Orient erinnert werden. Bloß die untadelhafte und unübertreffliche Sauberkeit des weißen, tief ausgeschnittenen Hemdes und des weißen Unterrocks — der einzigen Kleidungsstücke jener Weiber — würde man nirgendwo im Orient wiederfinden. Um die Lenden herum sind die betreffenden Kleidungsstücke aufgeschürzt, der Busen dient als Börse und Aufbewahrungsort von allerlei Kleinigkeiten, und eine der riesigen hellfarbigen Zigarretten (von Manilla-Format) vervollständigt die Toilette. Nach den auf dem Markte ausgestellten Waren zu urteilen, essen die Paraguayos sehr gern Fleisch, falls sie es bezahlen können, meist aber leben sie von gekochter Mandioccawurzel (der nicht giftigen Art), von Mais, süßen Kartoffeln, Liebesäpfeln, Orangen und einem „Chipa" genannten Brote, das aus Mandiocca, importiertem Käse, Eiern und Wasser bereitet wird. Diese vorwiegend vegetabilische Kost soll denn auch an dem etwas fahlen Aussehen der niederen Volksklassen die größte Schuld tragen, obwohl sie deren Zähigkeit im Ertragen von Strapazen nicht zu beeinträchtigen vermag.

Trotz zahlreicher gastlicher Einladungen, die mir namentlich von dem Herrn Travassos, ehemaligem Generallieferanten der brasilischen Armee und jetzigem Großgrundbesitzer in Paraguay, zu teil geworden, behielt ich während des Aufenthaltes in Asuncion meine behagliche Wohnung an Bord des Dampfers „Cisne". Von der Hitze litten wir — trotzdem Asuncion der heißeste Punkt des Landes ist — bei täglichen Regengüssen und entsprechender Abkühlung weniger als von Moskiten (die schlimmste Sorte kommt vom Chaco herüber) und — es ist das keine Uebertreibung — von dem schlafstörenden Geräusche der

aus dem Wasser emporschnellenden Fische. Jeden Morgen fuhren wir im Boote zu einem kleinen Wasserfalle, wo wir uns, umringt von zahlreichen Victoria regia, die auf dem Teiche umherschwammen, eines kühlenden Bades erfreuten. Morgens und nachmittags gab es Spazierritte, wozu man uns von allen Seiten bereitwilligst die schönsten Pferde zur Verfügung stellte, mittags wurde geschlafen und abends waren wir gewöhnlich zur Tafel geladen. Auf diese Weise lernte ich die für Fremdenbesuch bestehenden Einrichtungen gar nicht kennen, hörte aber, daß das Leben sehr billig sei, wenn man auch im Gasthause ebenso wie in Buenos Ayres $1^1/_2$ bis 2 Patacons täglich zu zahlen habe. Gewöhnlich trinkt man in Asuncion französischen Rotwein (er stammt teilweise aus den Fabriken von Buenos Ayres), mir zu Ehre aber wurde hervorgesucht, was an deutschen Weinen vorhanden war, Markobrunner, Steinberger Kabinett u. s. w., und diese Auswahl war wahrhaft fürchterlich. Wie, fragte ich mich, sollen auf diese Weise die Leute von der Vortrefflichkeit deutschen Weines Kenntnis erhalten, wenn man ihnen solche Medizin als menschenwürdiges Getränk zu bieten wagt. Und doch kam jede Flasche gewiß auf mehrere Patacons zu stehen.

Die bergig-hügelige Umgebung von Asuncion ist verhältnismäßig gut kultiviert, sie bietet einen Ueberfluß an Gärten, an Kirchen aus der Jesuitenzeit (mit einem Seitenturme) und an lieblichen Quinten (Landhäusern), von denen die schönsten seiner Zeit der Lopezschen Familie gehört haben. Zu beiden Seiten der etwas urwüchsigen Wege sind vielartige Bäume gepflanzt, Palmen, Bambu u. s. w., die sich zu einem schattigen Laubendache zusammenbiegen und im Vereine mit dem Bananen- und Orangendickicht der dahintergelegenen Gärten einen vollständigen Wald zu bilden scheinen. Von Bodengestaltung und Vegetation möchte ich jedoch an andrer Stelle eingehender sprechen und dem Leser einstweilen in einer kleinen Skizze den hervorragendsten Typus der gegenwärtigen Bevölkerung von Paraguay vorführen.

Laut den Angaben eines im Jahre 1857 abgehaltenen Zensus belief sich damals die Bevölkerung von Paraguay auf 1 337 439 Seelen und Lopez begann im Jahre 1864 den Krieg mit 60 000 Mann wohlbewaffneter und wohldressierter Truppen. In dem Maße aber, wie seine Heere durch Niederlagen dezimiert und abermals dezimiert oder zur Kapitulation gezwungen wurden, rief Lopez nach und nach den ganzen Rest der männlichen Bevölkerung, Greise und Kinder mit eingerechnet, zu den Waffen. Und damit auch die Weiber und Kinder in den den Feinden offenstehenden Landesteilen nicht in deren Hände fielen, schleppte er sie trotz des daraus entstehenden Elendes erbarmungslos mit sich. Dazu kam im Mai 1867 die Cholera; nachdem das brasilische Geschwader am 18. Febr. 1868 den Fluß bei Humaitá forciert hatte, wurde Asuncion geräumt und selbst nach der Schlacht von Itá Ibaté, die Paraguays letztes Heer vernichtete, trieb Lopez die ganze Bevölkerung, soweit er deren habhaft werden konnte, vor sich her zu den paraguayischen Kordilleren. Als die Kriegsflamme ausgebrannt war, weil sie nichts mehr zu verzehren fand, stiegen die unglücklichen Ueberlebenden abgemagert, krank und in Lumpen gehüllt von den Kordilleren hernieder; sie, die Gefangenen und jene vor dem Kriege Geflohenen, die in brasilischem Solde eine besondere Legion gebildet hatten, insgesamt etwa 200 000 Seelen, stellten die Nation von Paraguay, eine Wüste stellte das ehedem so fruchtbare Land dar. Von jenen 200 000 Köpfen seien, so rechnet man, Säuglinge und Greise mit eingerechnet, etwa 5 Prozent, also 10 000 männlichen Geschlechtes gewesen. Und diese 10 000 sollten unter dem Drucke einer feindlichen Besatzung, die bis 1876 im Lande blieb, unter dem Drucke der im Gefolge des feindlichen Heeres gekommenen Abenteurer den Wiederaufbau des Landes beginnen. Daß Paraguay seitdem in bezug auf die Bevölkerungsziffer vorangeschritten ist, steht fest, zweifelhaft dagegen erscheint es, ob das Land im stande sein wird, sich aus eigner Kraft auch in wirtschaftlicher Hinsicht zu heben. Vor $2\frac{1}{2}$ Jahren veran-

staltete die Regierung unter der Präsidentschaft von Bareiro eine Volkszählung, es kam aber die Expedition des „Galileo", und da die Arbeit ohnehin durch die unglaubliche Einfalt der Beamten auf Schwierigkeiten stieß (etwa in der Hälfte des Landes hatte man die Kinder, in andern Departements die Fremden nicht mitgezählt), so sind in einem gewissen Gefühle der Beschämung die Ergebnisse niemals veröffentlicht worden. Nach dem Materiale, welches mir der Minister des Aeußern zur Verfügung stellte, würde die gegenwärtige Bevölkerung sich auf etwas mehr als 300 000 Seelen belaufen, darunter schon wieder 100 000 männlichen Geschlechtes. In den ersten Jahren nach dem Kriege soll die Vermehrung der ausgehungerten Bevölkerung auffallend langsam, dann aber um so schneller vor sich gegangen sein.

Nun hat ein argentinischer Gelehrter im Departement Villarica eingehende statistische Studien gemacht, nach denen die Natur das Mißverhältnis der Geschlechter auszugleichen trachtet, indem weit mehr Knaben als Mädchen geboren würden. Von jenen 100 000 Seelen, die jetzt das männliche Element in Paraguay darstellen, entfällt der bei weitem überwiegende Teil auf die ganz kleinen Kinder, die erwachsene männliche Bevölkerung besteht entweder aus Fremden, aus ehemaligen Kriegsgefangenen oder aus einigen jungen Burschen von höchstens achtzehn bis neunzehn Jahren. Laut dem obenerwähnten Materiale, welches die Regierung mir zustellte, gibt es jener Orte noch immer die Menge, in denen bloß auf zwanzig oder selbst erst auf dreißig Frauen nur ein Mann entfällt. Nun sind zwar unter der Herrschaft der sehr stark auf eine Vermehrung des Volkes bedachten Jesuiten Massenverheiratungen die Regel gewesen; schon unter Francia und Lopez war jedoch die Ehe nicht mehr sonderlich beliebt und wurde auch von oben herab keineswegs begünstigt; heute aber ist sie den Verhältnissen entsprechend bei den mittleren und niederen Volksklassen eine Ausnahme. Außerdem macht sich der Männermangel noch nach einer andern Seite hin geltend. Wurde schon im alten Para-

guay ein großer Teil aller Arbeiten von den Frauen verrichtet, so wirken doch die jetzigen Verhältnisse ganz und gar dahin, die jungen Burschen zu trägen Drohnen zu machen und gänzlich des Arbeitens zu entwöhnen. Bei manchen ländlichen Arbeiten habe ich sie lachend umherlungern sehen, während die Frauen sich im Schweiße ihres Angesichts abmühten. Die gegenwärtig schon halb herangewachsene Generation wird namentlich auf dem Lande förmlich von den Frauen unterhalten; bei alledem aber zeichnet die Frauen, die man allerseits loben hört, ein freundliches, bescheidenes, zurückhaltendes Benehmen aus. Die gesellschaftlichen und Familienverhältnisse mögen nach europäischen Begriffen haarsträubend sein, bei alledem aber würde man in bezug auf äußerliche Formen nirgendwo seltener etwas Unziemliches oder Unpassendes sehen, und die Prostitution gehört, von der Hauptstadt abgesehen, in Paraguay zu den unbekanntesten aller Dinge.

Besuchte ich in Begleitung irgend eines Großkaufmannes oder Grundbesitzers von Asuncion die umliegenden Dörfer, so fanden sich in einem der kleinen, einstöckigen Häuser nicht selten bis zu einem halben Dutzend Frauen jeden Alters, dazu schwarzhaarige, braunhaarige, blondlockige Kinder, aber von Hausvätern, Brüdern u. dgl. war nicht die leiseste Spur zu sehen. Einige dieser Frauen waren Kleinkaufleute, d. h. sie exportierten Yerba (Mate) und Orangen, andre waren Gärtner, andre lebten von Hausindustrie (Spitzenklöppelei), kurz, es schien, als ob, wie auf der ostindischen Insel Bali, Handel, Gewerbe und Industrie gänzlich in den Händen der Frauen liege. Der interessanteste Typus unter diesem ganzen Bevölkerungselemente sind nun die Quiguáberás, die etwa den Pariser Konfektionsdamen entsprechenden „Mädchen vom goldenen Kamm", deren Toilette ich bereits beschrieben habe. Beinahe alle diese Weiber haben auffallend zierliche Füße und schön gebaute Hände, in ihren Zügen, namentlich auch in Schnitt und Ausdruck der Augen, liegt etwas unendlich Liebliches, Sanftes, Naiv-Kindliches, ähnlich wie bei den Japanerinnen.

Trat man zu einem halben oder ganzen Dutzend Besucher sporenklirrend in solch einfaches Haus, so empfingen die Frauen, ohne verlegen zu werden, ihre Gäste mit freundlichem Lächeln und vorgestreckter Hand, hatten für jedermann eine zeremonielle Begrüßung, brachten Stühle herbei, bereiteten Mate und ergingen sich in einer Art von gewählter, aber ganz natürlicher und ungezwungener Unterhaltung, die es wahrlich nicht vermuten ließ, daß keine von ihnen auch nur die leiseste Spur von Schulunterricht genossen. Woher solche Gewandtheit, solche Freundlichkeit, solcher Schick, dessen sich keine Pariserin zu schämen gehabt hätte? Das muß doch wohl Naturanlage sein. Dabei liegt diesen Weibern jede Sentimentalität so fern als möglich; sie wollen lachen, genießen und vor allem wollen sie ebenso artig und freundlich behandelt werden, wie sie selbst sich zeigen.

Gar zu gern hätte ich von dem in Europa noch so wenig bekannten Typus der Paraguayer einige hübsche Photographien mit heimgenommen. Wie aber das erreichen, da käuflich zu erstehende Photographien der Nationalkostüme hier noch unbekannt sind. Der einzige und recht herzlich schlechte Photograph hatte nichts vorrätig oder das wenige vielmehr, was er von Porträts vorrätig hatte, glaubte er nicht verkaufen zu dürfen. Meine Bekannten, die ich um Rat fragte, rieten zu einem größeren Quiguáberá-Ball, ein Vorschlag, der allerseits um so mehr Anklang findet, als man ja bei den mittleren und nicht bei den höchsten, sich allerwärts gleichenden Gesellschaftsschichten den Grundcharakter eines Volkes suchen muß. Der Kriegsminister bewilligte eine der beiden Militärmusikkapellen von Asuncion, die Dampfergesellschaft stellte das nötige Bier und die Liköre, eine wohlhabende Quiguáberá stellte ihre Wohnung zur Verfügung; mithin war für alles gesorgt. Als der betreffende Abend kam, wollte es kein Ende nehmen von den Doña Sol, Mercedes, Maria del Carmen, Pepita, Delfina, Sebastiana, Feliciana und wie sie alle heißen mochten. Aber, o Leidwesen, um sich ja recht fein zu machen, war etwa die

Hälfte der Mädchen nicht in der lieblichen Nationaltracht, sondern in nachgeahmter Pariser Grisettentracht erschienen. So viel Kultur oder vielmehr Unkultur in Paraguay, das hatte ich wahrlich nicht erwartet!

Es war eine herrliche Mondscheinnacht; vor den geöffneten Fenstern und Thüren schwirrten Tausende von Leuchtkäferchen, Hunderte von Moskiten, die man hier „Viudas“ oder Witwen nennt, und als erst die Musik zu spielen begann, hatte es mit den Habaneras, Palomitas und Tereres kein Ende, lauter Rundtänzen in langsamem Takte, die man bei uns nicht kennt. Die älteren Kaufleute von Asuncion tanzten, um sich populär zu machen, die jüngeren und die Eingeborenen aus eignem Antriebe und die Mädchen nicht bloß mit Anstand und Grazie, sondern mit Leidenschaft. Dabei belauschte ich in einem dichten Knäuel stehend folgendes Zwiegespräch:

„Doña Luz,“ flüsterte einer meiner Reisebegleiter, dem das, was er sagte, gewiß nicht ernst gemeint war, „willst du mich heiraten?“

„Das kennt man bei uns zu Lande nicht.“

„So, so! Und was kennt man denn?“

„Man liebt.“

„Nun, Doña Luz, willst du mich denn lieben?“

Das Mädchen schwieg. Der galante Italiener wiederholte seine Frage.

„Ja, ich weiß nicht,“ erwiderte nach längerem Zögern das Mädchen, „ob ich Sympathie für dich werde empfinden können.“

„Und wie, mein liebes Kind, wirst du das denn wissen?“

„Wenn du mir eine Blume bringst.“

„Eine Blume, was heißt das?“

„Ja, wenn du täglich bei mir vorüberkommst, dann will ich sehen, was ich fühle.“

Als ich kurz darauf Abschied nahm, wollte mir dieses Gespräch nicht aus dem Kopfe. Ist das, dachte ich, Unsittlichkeit, wie wohl irgend ein europäischer Sittenrichter behaupten würde, oder ist es die wahre, die natürlichste,

weil nicht von Zwang und Konvention abhängende Sittlichkeit des Weibes.

Betreffs der jüngeren Leute, die in Ermangelung von Theater und Kneipe ihre Abende bei der Geliebten zu verbringen pflegen, würde man allerdings eine solche Frage gar nicht aufzuwerfen brauchen; sie erklären dieses Land der Weiber und der Liebe, dieses Land, wo niemand eifersüchtige Regungen, niemand eine Kugel oder einen Dolchstoß zu befürchten habe, für das wahre und einzige Paradies.

Am Morgen nach jenem Balle befand ich mich im Besitze eines Dutzends von Photographien, die hübschesten Typen der paraguayischen Rasse darstellend, hinzugefügt aber hatte man eine Anzahl jener von unbekannten Dichtern herrührenden Lieder, die, halb in Spanisch, halb in Guarani abgefaßt, zum Teil noch aus alter Zeit stammen und beim Klange der Guitarre, zuweilen mit Kastagnettengeklapper und zum Tanze gesungen zu werden pflegen. Einige dieser Lieder sind so hübsch, daß ich es nicht unterlassen möchte, sie hier wiederzugeben. Sie lauten:

Uso peineta dorada
En mi trenzado cabello
Y alrededor de mi cuello
Collares de oro y coral.
En mi rebozo embozada
Me contoneo en la calle.
Luciendo mi recha talle
Con su yarbo natural.

(Ich trage einen goldenen Kamm in meinem geflochtenen Haare und um meine Schultern Ketten von Gold und Korallen. In meine Mantille gehüllt tänzle ich auf der Straße und trage meine gerade Taille mit ihrem natürlichen Adel.)

Múestrome á todos amable,
Jamás desprecio á ninguno
Mas solo consagro á uno
Mi sincero y puro amor.
Mi „tipoy“ y mi peineta
Son mi esclusivo tesoro,
El único bien que adoro
Mi „piscairo“ encantador.

(Gegen alle zeige ich mich liebenswürdig, niemals behandle ich jemand schlecht, aber einem nur widme ich meine reine und wahre Liebe. Mein Tipoy [das nationale Hemd] und mein Kamm sind mein einziger Besitz, der einzige Schatz, den ich anbete, ist mein bezaubernder Geliebter.)

Si un pretendiente
Pide mi amor,
Y está ocupado
Mi corazon.
Yo le contesto,
Tobé catú:
Solo para mi amigo
Che rohayú.

(Wenn ein Bewerber um meine Liebe fleht und mein Herz gerade besetzt ist, so erwidere ich: „Nichts da! Nur für meinen Freund, den ich liebe.")

Y cuando airosa
Me zarandeo,
Voy derremando
Gracia y salero,
Y esclaman todos:
Bendito cielo!
Cuanta gracia y donaire
Lleva ese cuerpo!

(Wenn ich stolz mich bewege, umhüllt mich Anmut und Witz und es rufen alle: „Heiliger Himmel, wie viel Grazie und Adel umschließt dieser Körper.")

Paraguay besitzt eine einzige, 72 km lange Eisenbahn, die in ihrem heutigen Zustande, obwohl viel benutzt und nicht übel rentierend, durchaus nicht den Anschauungen entspricht, welche ihren Bau veranlaßt haben. Das Herz der Ackerbau- und Tabakbezirke von Paraguay, der Mittelpunkt eines wirklich produzierenden Landstriches, ist Villa Rica, heutigestags ein Ort von etwa 10 000 Einwohnern. Nach des jüngeren Lopez Plane sollte Villa Rica durch einen hauptsächlich dem Warentransporte gewidmeten Schienenweg mit der Residenz- und Haupthandelsstadt des Landes verknüpft werden. Bei Ausbruch des Krieges

war jedoch die Bahn erst bis zu dem reizenden Paraguari vollendet, während die Erdarbeiten noch 5 km weiter (und das war die schwierigste Stelle) gediehen waren. Daß nach der Niederschmetterung des Landes an einen Weiterbau nicht gedacht werden konnte, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Das rollende Material war entweder vernichtet oder befand sich in trostlosestem Zustande, der Bahndamm war an einigen Stellen durch Regengüsse weggerissen und bei der Unehrlichkeit der damaligen Staatslenker verschlang die Wiederherstellung unglaubliche Summen, d. h. einen nicht unbeträchtlichen Teil der in London aufgenommenen Anleihen. Infolge der unaufhörlichen Revolutionen geriet die Bahn abermals in Verfall, bis der Staat sie neuerdings behufs Aufbesserung seiner Finanzen, beziehentlich behufs Tilgung des größten Teiles der inneren Schuld, an ein Privatkonsortium übertragen hat. Der Kaufpreis wurde nominell auf eine Million Patacons (vier Millionen Mark) festgesetzt; dieser Kaufpreis durfte jedoch in den von der Regierung ausgegebenen Schuldtiteln hinterlegt werden, die damals etwa 10 Proz. wert waren, so daß der wahre Kaufpreis sich auf bloß 100 000 Patacons (400 000 Mark) stellte. Außerdem hatte allerdings das Konsortium noch die Verpflichtung übernommen, in barem Gelde einen Vorschuß von 80 000 Patacons (320 000 Mark) zu tilgen, den die brasilische Regierung der paraguayischen behufs Anschaffung neuer Lokomotiven und andern Materials gewährt hatte. Die Anteilscheine der Bahngesellschaft sind nun niemals an den Markt gekommen, sondern befinden sich in festen Händen, etwa die Hälfte davon besitzt Herr Travassos, ehemaliger Generallieferant der brasilischen Armee, gegenwärtig Großgrundbesitzer und Industrieller in Paraguay; der Rest entfällt auf verschiedene Kaufleute in Asuncion. Die neuen Besitzer der Bahn sind wohl im stande gewesen, das im Betrieb befindliche Stück von Grund aus wiederherzustellen; um aber die Bahn in höherem Sinne rentabel zu machen, was bloß durch die Weiterführung bis Villa Rica ge-

schehen könnte, dazu fehlen ihnen die Mittel, und so trachten sie, wenn ich nicht irre, das Unternehmen an eine Aktiengesellschaft zu übertragen. Es heißt, daß der Kaufpreis der Bahn, einschließlich ausgedehnter Ländereien zu beiden Seiten, sich auf 400 000 Patacons (1 600 000 Mark), der Weiterbau bis Villa Rica sich auf 800 000 Patacons (3 200 000 Mark) stellen werde. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen dient die Bahn fast ausschließlich dem Personenverkehre, für den Warentransport kommt sie beinahe gar nicht in Betracht. Tabak und Yerba werden nämlich von Villa Rica aus mit schwerfälligen Ochsen-Carreten befördert und, anstatt diese Waren in Paraguari umzuladen, sie der Eisenbahn zu übergeben und in Asuncion abermals umzuladen, kommt die direkte Beförderung mit Ochsen-Carrete weit billiger zu stehen.

Beim heutigen Betriebe geht viermal wöchentlich (Sonntags, Montags, Mittwochs, Freitags) je ein Zug früh morgens nach Paraguari ab, um nach dreistündigem Aufenthalte daselbst wieder abzudampfen und abends nach Asuncion zurückzukehren. Man heizt mit Holz und wegen des langen Aufenthaltes an den zahlreichen Stationen dauert die Fahrt etwa fünf Stunden. Soweit ist nun die Bahn im wesentlichen nicht von ihren südamerikanischen Schwestern verschieden; ganz eigenartig aber treten uns die paraguayischen Eisenbahnverhältnisse entgegen, sobald man in Asuncion den Perron des stattlichen Bahnhofgebäudes betritt. Es wimmelt dort von weißgekleideten Gestalten, als ob man sich an der Küste Arabiens befände, nur sind die betreffenden lauter Weiber, Verkäuferinnen, Kauffrauen, Ackerbäuerinnen, Gemüsehändlerinnen, die zum Verkauf ihrer Erzeugnisse in die Stadt gekommen sind, und was dergleichen mehr ist. Auffallenderweise gibt es nicht weniger als vier Wagenklassen (in der ersten kostet ein Billet nach Paraguari 16 Realen = 6,40 Mark, in der vierten 4 Realen = 1,60 Mark), während meines Erachtens deren zwei vollkommen genügen würden. In der ersten Klasse sitzt die vornehme Gesellschaft, in der zweiten sitzen die Qui-

guáberás, in der dritten die Placeras und Ackerbäuerinnen, ohne daß man deshalb zu glauben brauchte, daß in Paraguay eine scharfe Klassen- und Kastentrennung bestände. Trotz der langjährigen sogenannten Tyrannei bewegen sich die niederen Klassen dort so frei, ungezwungen und anständig, wie ich es kaum vorher in einem andern Lande gesehen. Nach einem von mir angestellten Ueberschlage mochten sich in dem Zuge, dessen ich mich bediente, etwa 200 Personen befinden, darunter nicht mehr als 12 Männer. An all den zahlreichen Zwischenstationen herrschte reges Leben, sintemal die Bevölkerung, wie das auch bei uns in entlegeneren, vom großen Verkehre nicht berührten Gegenden der Fall zu sein pflegt, von weit und breit zusammengeströmt war, um das bloß viermal wöchentlich wiederkehrende Schauspiel des Anblickes so vieler fremder Gesichter zu genießen. Dabei wimmelte es von Verkäuferinnen, zum Teil allerliebsten Geschöpfen, die mit entblößten Schultern und freundlichem Lächeln ihr Chipabrot, ihre Zigarren, ihre Bananen, ihre gestickten Kinderhemdchen oder Schultereinsätze für das nationale Tipoyhemd (man kann dasselbe leider seinem allzugroßen Mangel an Material wegen keiner europäischen Dame verehren) und was sonst immer es sein mochte, anpriesen. Und wenn man ihnen dann versicherte, daß man kein Chipabrot esse, keine Zigarren rauche, keine Kinder besitze und für das Tipoy keine Verwendung wisse, so wollten sie sich beinahe totlachen. Bei alledem aber benahmen sich diese Leute so ruhig, so anständig, so wenig laut und verkehrten so freundlich untereinander, wie dies bei einem gleich großen Zusammenstrome von Frauen und Mädchen aus dem Volke in Europa schwerlich der Fall sein würde. Es ist eben augenscheinlich, daß die Frauen, die hierzulande Familienväter und Wirtschafter spielen müssen, dadurch auch ein bißchen mehr in weltmännischem Sinne ausgebildet werden. Anderseits standen die wenigen jungen Burschen faul und unthätig herum, barfuß und gekleidet in Hemd, weiße Hosen, Filzhut und gelbbraun gestreiften (es ist das die

natürliche, von der europäischen Industrie nachgeahmte Farbe des Vicuñahaars) Sommerponcho.

Die Bahnhofsgebäude waren einfach, aber selbst an den kleineren Haltstellen so solid und gleichsam für die Ewigkeit gebaut, wie alle Bauwerke, die aus Lopez' Zeiten herrühren. Die Szenerie war durchweg hübsch — gras- und baumbestandenes, teilweise beackertes Kampland zu beiden Seiten, etwas weiter aber Berge und Hügel —, auffallend schön aber wurde sie, als wir uns dem See von Itucarahy näherten. In Aregua stiegen wir aus und besuchten den Geistlichen, einen wohlwollenden Herrn mit intelligentem Gesichtsausdrucke. Sein Haus wimmelte von Frauen und kleinen Kindern. Ein hübsches, etwa fünfzehnjähriges Mädchen bot uns Zigarren an, nahm dann selbst eine, rauchte sie an und steckte sie, von rückwärts sich über den Stuhl lehnend, dem hochwürdigen Herrn in den Mund — ein Genrebild, das den Malern der alt-niederländischen Schule als Vorwurf hätte dienen können. Am jenseitigen Ufer des Sees befindet sich eine kleine deutsche Kolonie (einstweilen, soviel ich weiß, bloß von fünf Familien), die demnächst eine bedeutende Verstärkung erhalten soll. Wir würden sie besucht haben, wenn nicht der See sich allzu unwirsch gezeigt und eine Bootfahrt geradezu lebensgefährlich hätte erscheinen lassen. Man will denn auch, sobald die Kolonisation weitere Fortschritte macht, einen kleinen Dampfer hierher schaffen. Aus der Umgegend dieses Sees wäre sonst noch ein ehemaliges Landhaus der Madame Lynch, sowie die Stätte erwähnenswert (Cerra Leon), wo Lopez ehedem ein befestigtes Lager für 30 000 Mann hergerichtet hatte.

Mit Sonderzug fuhren wir weiter nach Paraguari, einem reizenden Oertchen, das mit Einschluß der Umgebung etwa 3000 Einwohner zählt, und stiegen im Hotel de France ab. Von Paraguari hätte ich mit Diligencia, sei es nach Villa Rica, sei es nach den südlichen Missionen, weitergehen können, bei knapp bemessener Zeit aber zog ich es vor, zu Pferde die Gebirgszüge in der näheren Umgebung, die sogenannten Kordilleren,

zu durchstreifen. Mit den dem allgemeinen Gebrauche dienenden Verkehrsmitteln ist es im heutigen Paraguay noch sehr schlecht bestellt; sie beschränken sich auf die Bahn und die wenigen Post- oder Diligencialinien. Zwar wird es sich bei näherer Erforschung des Landes erweisen, daß manche von den Zuflüssen des Paraguay und des Paraná für kleinere Dampfer fahrbar sind, doch gibt es bis zu diesem Augenblicke noch auf keinem dieser Flüsse geregelte Fahrten. Der Tebécuary ist allerdings bis in die Nähe von Villa Rica mit Dampfern befahren worden, doch sollen die ganz unglaublichen Krümmungen dieses Flusses die Schiffahrt sowohl schwierig wie unergiebig machen. Auch an Telegraphen besitzt Paraguay bloß die der Bahn entlang laufende Linie nach Paraguari, doch war gerade bei meiner Ankunft von Staats wegen eine Bewerbung für den Bau einer Telegraphenlinie von Asuncion nach Corrientes (bis dorthin reicht das argentinische Netz) ausgeschrieben — ein Umstand, der zu einem hübschen Scherze Veranlassung gab. Als ich mich nämlich an dem betreffenden Tage im Ministerium einstellte, nahm einer der Herren, dem meine Persönlichkeit schon früher ein Rätsel gewesen sein mochte, mich mit ernster Miene beiseite und fragte, ob ich wohl geneigt sein würde, von jeder Konkurrenz Abstand zu nehmen. Leider konnte ich nicht lange genug das Lachen unterdrücken und die Sache endete mit einem solennen Frühstücke.

Paraguari gleicht in seiner Anlage allen andern Ortschaften des Landes: auf einem weiten grasbewachsenen Platze liegt die von den Jesuiten erbaute Kirche, deren Vorderfassade an der einen Seite mit einem Glockenturme geschmückt ist. Daneben befindet sich die durch eine riesige Flaggenstange kenntliche Wohnung des allmächtigen Jefe politico. Ein andrer Platz umschließt den Markt und ist von einstöckigen Häusern eingefaßt, deren weit herabreichende Pfannendächer von urwüchsigen Säulen getragen werden, während hinter den vergitterten scheibenlosen Fenstern hübsche Kinder- und neugierige

Mädchengesichter hervorlugen. Vergebens habe ich mich im ganzen Orte nach einer einzigen Glasscheibe umgesehen, keines der beiden Wirtshäuser (Hotel de France und Hotel de Roma) besaß eine solche; in diesem Punkte also lebt man hier noch heute auf dem Standpunkte der alten Pompejaner. Eine andre Eigentümlichkeit ist die, daß die Leute des Nachts recht ungeniert vor den Häusern, d. h. auf den jedermann zugänglichen Trottoirs schlafen, sei es in Hängematten, sei es in Feldbetten.

Die Szenerie in Paraguaris Umgebung ist unvergleichlich schön: im Vordergrunde eine wellig-hügelige, teilweise bebaute, teilweise als Viehweide benutzte Ebene, im Hintergrunde ringsumher, seien es plateauartige und wohlbewaldete Bergkuppen, von denen die einen aus gelbem, die andern und meisten aus rotem Sandsteine bestehen, seien es vulkanartige Spitzkegel, in denen sich, wie man mir sagte, Basalt fände. Ich selbst bin leider verhindert gewesen, auch nur einen einzigen dieser Spitzkegel zu besteigen, und will weder über das Vorkommen von Basalt, noch über den etwaigen vulkanischen Ursprung dieser eigentümlichen Bergformen ein Urteil fällen. In Asuncion habe ich an einigen Stellen Basaltblöcke als Pflasterungsmaterial vorgefunden, in allen Fällen aber rührten diese aus Lopez' Zeiten her, und es wäre immerhin möglich, wenn auch nicht gerade wahrscheinlich, daß sie von auswärts herbeigeschafft worden wären. Soweit ich nach Augenschein und den Aussagen der wenigen wissenschaftlichen Autoritäten von Asuncion darüber zu urteilen vermag, sind in Paraguay und zuweilen auf beschränktestem Umkreise zwei geologische Formationen durcheinandergewürfelt, deren Grenzen gleichzeitig die Grenzen einer verschiedenartigen Bodenbildung und Vegetation darstellen. Die flachen, grasbewachsenen und als Viehweide benutzten „Kamps" werden von einer gelbgrauen, gipshaltigen Erde gebildet, die etwa der argentinischen Toska entsprechen mag. Sobald man sich aber den Bergen nähert, tritt die äußerst fruchtbare, waldbestandene und mit Vorliebe zum Ackerbau benutzte rote

Erde auf, die ein Verwitterungsprodukt des allenthalben in den Bergen zutage tretenden roten Sandsteins zu sein scheint. Dreiviertel des Landes, namentlich die ganze, augenblicklich einen einzigen Urwald darstellende Osthälfte, bestehen aus roter Erde, die gelbe herrscht dagegen im Süden, sowie in der Umgebung der zahlreichen Lagunen (Seen), Esteros (seichte Seen) und Bañados (Moräste) vor. Uebrigens muß die Zusammensetzung der gelben Erde großen Verschiedenheiten unterliegen; im allgemeinen gilt sie als wenig tauglich zum Ackerbau; gerade in den südlichen Missionen aber, die als äußerst fruchtbar gelten, soll fast ausschließlich gelbe Erde vorkommen. Im allgemeinen macht man sich, so glaube ich, in Deutschland sowohl von der Bodenbildung wie von der geologischen Beschaffenheit und dem Klima Paraguays eine ganz falsche Vorstellung. Von dem allerdings recht niedrig gelegenen Lande längs des Flußufers im Süden schließt man auf das Innere des Landes, von der Temperatur des recht heißen Asuncion auf das Klima der Berglande, die sich weiter landeinwärts zwischen dem Paraguay- und dem Paranáflusse ausdehnen. Thatsächlich ist nur ein ganz kleiner Teil von Paraguay niedriges, mit Seen und Sümpfen durchsetztes Land, den ganzen Rest bildet ein hübsches und wohlbewässertes Durcheinander von kleinen Ebenen, von bewaldeten Hügeln und Bergzügen. Wäre das nicht so, weshalb würden dann die Jesuiten, jene unübertrefflichen Meister in der Auswahl kolonisationstüchtiger Landstriche, gerade hier ihr theokratisches Reich zu begründen gestrebt haben? Und was die Temperatur anbelangt, so empfindet man schon bei der Fahrt von Asuncion nach Paraguari einen angenehmen Wechsel. Aus eigner Erfahrung vermag ich nach kurzem Aufenthalte nicht über das Klima zu urteilen. Manchmal schien das Wetter, namentlich bei Nordwind, einen Anlauf zu großer Hitze nehmen zu wollen, tägliche Regengüsse aber und fast ebenso häufige Gewitter erfrischten jedesmal wieder und ermäßigten die Temperatur, so daß ich sie niemals drückend oder höher fand als etwa

im nördlichen Teile der brasilischen Provinz Santa Catharina.

Besieht man sich Paraguays Lage auf der Landkarte, so sollte man auf ein ausgesprochen kontinentales Klima schließen, dem aber widersprechen die Aussagen aller derjenigen, welche in Asuncion meteorologische Beobachtungen anzustellen pflegen. Diese Herren behaupten, daß die Regengüsse sich ziemlich gleichmäßig über das ganze Jahr verteilten, daß die Temperatur beinahe weniger von der Jahreszeit als von der Windrichtung abhänge, und daß das Klima, anstatt kontinental zu sein, weit eher mit demjenigen der mittel- und südbrasilischen Küstenzone verglichen werden könne. Das erklärt man sich aus dem Vorhandensein jener ungeheuren Wassermassen, die, das Flußbecken des La Plata darstellend, in ihrer Gesamtheit und mit Hinzurechnung aller Nebenflüsse einem ausgedehnten Binnenmeere entsprechen würden. Aus der damit zusammenhängenden starken Verdunstung folgt nicht bloß eine allgemeine Milderung der Temperatur-Unterschiede, sondern es ergeben sich daraus auch allerlei Eigentümlichkeiten, die man sich auf andre Weise nicht erklären könnte, wie z. B. diejenige, daß die Hitze im September größer zu sein pflegt als im Oktober, und was dergleichen mehr ist. Im September nämlich erreicht der La Plata seinen geringsten Wasserstand und die Verdunstung ihr Minimum, im Oktober schwillt der Fluß und die Temperatur in Paraguay sinkt um einen oder mehrere Grade. Schroffe Wechsel, wie ich sie in Entrerios beim Umschlagen des Nordwindes nach Südwest gefühlt, sind mir in Paraguay nicht vorgekommen; immerhin soll der kalte Pampero bisweilen seine Wirkungen bis über Asuncion hinaus ausdehnen.

Das gelbe Fieber hat während des Krieges unter der brasilischen Armee einige Opfer gefordert, ist aber weder früher noch später in Paraguay beobachtet worden. Auch hat die durch Hunger und unbeschreibliche Leiden genährte Cholera 1867, sowie in den folgenden Jahren, einen großen Teil der Bevölkerung dahingerafft, seitdem aber sind epidemische Krankheiten nicht mehr vorgekommen.

Meine Ausflüge von Paraguari aus unternahm ich in Begleitung eines Franzosen, des Herrn Balansa, der 1874 als Mitglied einer wissenschaftlichen Kommission, die im Auftrage der paraguayischen Regierung das Land erforschen sollte, herübergekommen war und sich jetzt mit Indigobau und der Fabrikation wohlriechender Essenzen beschäftigt. Die Mietpferde, die man uns zur Verfügung stellte (Pferde und Carretas bilden im Innern des Landes das einzige Beförderungsmittel), waren schlecht, d. h. vorwiegend mit Gras und nicht hinreichend mit Mais gefüttert, immerhin aber vermochten sie uns ohne Ueberanstrengung an die sieben Leguas weit zu tragen. Der erste Ausflug ging zu dem ziemlich niedrigen Bergwall der sogenannten Kordilleren, zunächst über Kampland, auf dem zahlreiches Vieh graste, dann bei der Annäherung an das Gebirge durch üppigen Wald. Die sieben bis acht Palmenarten (Kokeren), die ich hier sah, und die Schlinggewächse erinnerten mich aufs lebhafteste an Dona Francisca, an jenen nördlichen Küstensaum der brasilischen Provinz Santa Catharina, mit dem ich Paraguay in Bezug auf Klima und Bodenproduktion vergleichen möchte. Als wir zum Anstieg des Gebirges gelangten, wurde das Pflanzengewirr zu dicht, als daß die Pferde weiter hätten vordringen können. Wir ließen sie daher zurück und ein mitgenommener Paraguayo begann mit dem Waldmesser freie Bahn zu schlagen. Triefend von Schweiß gelangten wir nach etwa einstündiger Arbeit an das Ziel unsres Marsches, auf das uns ein merkliches Getöse und eine leichte Wolke aufwirbelnden Wasserstaubes vorbereitet hatte. Ein namenloser Bach stürzt sich in beinahe senkrechtem Strahle an einer steilen, von Farnkräutern überzogenen Felsenwand (horizontale Schichten ziegelroten Sandsteins) abwärts, und wie mir Herr Balansa versicherte, hätten nicht zehn Leute in Paraguay diese reizende Szenerie gesehen.

Am folgenden Tage ging es nach der entgegengesetzten Richtung ebenfalls in die Berge, aber durch einen der bestbevölkerten Ackerbaubezirke. Hunderte von Frauen

begegneten uns, die Körbe oder Wassergefäße auf dem Kopfe trugen. Was uns besonders gefiel, wahr ihr tänzelnder Gang; auch nahmen sich die untadelhaft weißen Gewänder nicht übel aus, die im Winde flatternd Arme, Beine und die Schultern bis zur Hälfte der Brust unbedeckt ließen. Allen gemeinsam war ein gewisses freundliches Wesen: die jungen und hübschen nickten mit dem Kopfe, lächelten verschämt und murmelten ihr buenos dias, bloß die allerhäßlichsten gingen stumm und griesgrämig vorüber. Alle hatten Zigarren im Munde und einige trugen ihre Kinder rittlings auf der Hüfte. Dabei bewegten sie sich so schnell in dem fußtiefen roten Sande, in dem man mit Schuhen oder Stiefeln gar nicht hätte vorwärts kommen können, daß sie auf kürzeren Strecken mit unsern Pferden Schritt hielten. Mehrmals begegneten uns auch kleine Züge der von je sechs Ochsen gezogenen Carreten, von europäischem Fuhrwerke oder europäischen Wagen gibt es aber, so glaube ich, im ganzen Lande nicht die Spur.

Die über das ganze Land zerstreuten, durchaus nicht dorfartig zusammengebauten Wohnungen der Eingebornen stellten sich meist als Ranchos aus Rohr und Lehm dar, in denen man ein glücklich-idyllisches Leben zu führen schien. Die Erwachsenen saßen um ein Feuer herum oder lagen in Hängematten, während die viel zahlreicheren Kinder entweder im Zustande völligster Nacktheit oder mit irgend einem alten Hute oder dergleichen aufgeputzt ringsumher spielten. In ein paar Ranchos wurde sogar getanzt, und wenn man den Leuten etwas zurief, so antworteten sie so freundlich als möglich, nur ging ihre Kenntnis des Spanischen nicht sonderlich weit. Soviel ich darüber zu urteilen vermag, sind die Paraguaos schön und kräftig gebaut, obwohl ihre Körpergröße etwas geringer sein mag, als diejenige der Gaucho-Argentiner oder Uruguayer. Die Arbeitsliebe ist den Leuten durchaus nicht angeboren, sondern mit vieler Mühe durch ihre Jesuiten-Lehrmeister anerzogen; wollen sie aber arbeiten, so entwickeln sie, sei es im Bearbeiten des Bodens, sei

es im Marschieren, eine Zähigkeit und Ausdauer, die in Erstaunen setzt. Dabei hat sich das Volk als solches stets sanft und freundlich gezeigt, zu Scherz, Spiel und Tanz aufgelegt und doch im Kriege tapfer, gut diszipliniert und bei gleicher Zahl seinen Gegnern in jeder Hinsicht überlegen. Und dabei ist es recht interessant, historisch zu verfolgen, aus welchen Elementen denn eigentlich die paraguayische Nation geschaffen und herangebildet worden ist. Soviel wir wissen, waren die alten Guaranis, weil schwächlicher, ihren wilden Nachbarn vom Süden im Kriege nicht gewachsen, selbst wild würden sie trotz ihrer Anlage zum Ackerbau das Los ihrer ehemaligen Brüder, der heutigen Chaco-Indianer, d. h. die Ausrottung, geteilt haben, wenn sich nicht die Väter Jesu ihrer angenommen und sie außerhalb des großen Weltgetriebes bis zu jener Kulturstufe geführt hätten, welche die Berührung mit den Weißen und den Verkehr mit ihnen vertrug. Das Schaffen und Heranbilden dieser Nation ist eine Großthat der Jesuiten, der gegenüber all das kleinliche Geschrei von Knechtschaft und Tyrannei in den Hintergrund tritt. Und des weitern wird jedermann, der den Charakter dieses von Brasiliern wie Argentinern grundverschiedenen Volkes kennen gelernt hat, in dem Abschließungssystem Francias und des älteren Lopez eine Maßregel hoher Weisheit erblicken. Die Jesuiten schufen das Volk, Francia, der sich an ihre Stelle setzte, schuf den Staat, in der Ansicht, daß dieser Prozeß weit genug gediehen sei, und in dem Bestreben, ein großes Reich zu bilden, ruinierte der jüngere Lopez beide. Was nun die neueste, derjenigen der übrigen spanischen Republiken nachgebildete Staatsordnung mit ihren Revolutionen und ihrem häufigen Präsidentenwechsel zustandebringen wird, muß die Zeit lehren.

Weitere Besuche stattete ich einigen deutschen Kolonisten ab, bei denen es ungefähr ebenso aussah, wie in Dona Francisca. An Vieh mangelt es nirgendwo, obwohl die Viehzucht durchaus nicht im argentinisch-uruguayischen Stil als Hauptzweck betrieben wird. Rund um die Häuser

herum sieht man Orangen- und Zitronenbäume, Bananenstauden, Weinstöcke (sie bringen wenig Frucht und ebenso wie in Brasilien reifen die einzelnen Beeren einer Traube sehr unregelmäßig), ferner Palmen, Eukalypten, Pinien (die von Lopez eingeführte Araucaria brasiliensis), Guayabas u. s. w. Auf den Feldern, die meist schon mit Pflug bearbeitet werden, fand ich Zuckerrohr, Mais, Tabak, Bataten, Mandiocca, Indigo (eine einheimische Art, die besser sein soll, als der gewöhnliche), ferner Reis, Luzerne, einzelne Gemüse u. s. w. Ebenso wie in Brasilien klagte man über die diebischen Papageien, über die Reisvögel und die Ameisen, und ebenso wie in Brasilien fand sich nahezu in jedem Hause eine Einrichtung zur Bereitung des Zuckerrohrbranntweins (hier Caña genannt). Große Hoffnungen setzt man auf den Anbau des Kaffees, der einstweilen erst in sehr kleinen Mengen gepflanzt worden ist, aber ein ausgezeichnetes Produkt liefert. Aber auch die paraguayischen Wälder liefern zahlreiche Erzeugnisse, als das bedeutendste die Yerba (brasilisch Herva) oder den Mate. Aus den nußgroßen Beeren der traubenförmigen Kokerenfrüchte preßt man Oel, aus den Schalen der in großer Menge wild im Walde wachsenden bittern Orangen wohlriechende Essenzen und auch die zahlreichen harten Hölzer dienen als Ausfuhrware. Beim Rückwege umsummten uns Tausende von riesigen Schmetterlingen, die mindestens die doppelte Größe eines Kolibris hatten; wir gelangten zu zwei trichterförmigen „Maaren", die auf ein Haar denjenigen meiner Eifler Heimat glichen, und als ich wieder im Eisenbahnkoupee saß, fand ich mich gegenüber einer paraguayischen Schönheit, die zu einem Charakterbilde nach Art der Richterschen „Odaliske" das herrlichste Vorbild abgegeben haben würde. Ein schöneres Weib hatte ich bis dahin in Südamerika nicht gesehen, und wenn auch die dichten Rauchwolken, die sie, sich unbemerkt glaubend, während des Aufenthaltes an einer Station ihrer gigantischen Zigarre entquellen ließ, ein wenig die Poesie des Eindrucks verdunkelten, so wurde ich doch nicht müde, diese wundervollen Züge zu betrachten: ich begriff

nicht, wie man in unsern illustrierten Geographiewerken das Volk von Paraguay mit wahren Hottentottengesichtern darzustellen vermag.

Paraguay ist zweifellos von Natur eines der reichsten und schönsten Länder der Erde, in landschaftlicher Beziehung ein Paradies, in ackerwirtschaftlicher ein Boden, dessen Fruchtbarkeit durch eine Kultur von Jahrhunderten erprobt ist. Was diesem ehedem so reichen Lande heutigestags zu einer gedeihlichen Entwickelung fehlt, sind Menschen und Kapital. Gleich nach dem Kriege beschränkte sich die Bevölkerung auf einen schmalen Streifen am Paraguayflusse, und auch heute noch braucht man nicht eben weit zu gehen, um verlassene Dörfer und Städte zu finden, in deren Ruinen die wilden Tiere hausen. Nun könnte sich allerdings dieser Bevölkerungsmangel mit der Zeit heben, woran es aber außerdem fehlt, ist der innere Trieb zur Arbeit. Und daß das Volk aus sich heraus diesen Trieb und damit eine vermehrte Produktionskraft wiedergewinnen werde, daran ist, wie der gegenwärtige Minister des Auswärtigen, José Segundo Decoud, kürzlich in einer lesenswerten Schrift nachgewiesen hat, nicht zu denken. Decoud erwartet das Heil des Landes einzig und allein von einer starken europäischen Einwanderung. Schon mehrmals sind Versuche in dieser Richtung gemacht worden: der jüngere Lopez schloß während seines Aufenthaltes in Frankreich einen Vertrag ab, der seinem Vater nicht wenig Schwierigkeiten bereitete und zur Anlage einer gänzlich verunglückten Kolonie im Gran Chaco führte. Dann ist zu Anfang der siebziger Jahre unter der Präsidentschaft von Jovellanos ein Kolonisationsversuch mit Engländern und abermals mit Franzosen unternommen worden, der dem Staate große Summen kostete und ebenso unglücklich ausfiel. Die verlassenen Kolonien der Engländer und Franzosen habe ich selbst gesehen; die einzigen Kolonisten, die geblieben sind, waren Deutsche, die sich ohne Staatshilfe angesiedelt hatten. Groß ist übrigens die Ziffer der Deutschen nicht, sie beläuft sich für ganz Paraguay höchstens auf 100 Köpfe (die Engländer be-

rechnen ihr Gesamtkontingent auf etwa 80 Köpfe), während doch mindestens einige Tausende Italiener als Krämer, Gastwirte und dergleichen im Lande leben. Neuerdings scheint nun die Regierung von Paraguay der deutschen Einwanderung besondere Aufmerksamkeit zuwenden zu wollen; viel Positives kann sie bei der äußersten Beschränktheit ihrer Mittel allerdings nicht thun, immerhin aber sollen die Erträgnisse der Stempelsteuer (etwa 30 000 Patacons jährlich) dazu verwandt werden, den Kolonisten freie Fahrt von Buenos Ayres bis Asuncion zu gewähren. Auch würde die Regierung, der mehr als die Hälfte alles Landes gehört, etwaigen Kolonisationsgesellschaften weite Landstrecken unentgeltlich zur Verfügung stellen, wie dies ein Einwanderungsgesetz vom Juni 1881 bereits vorgesehen hat.

Früher ist bei der Kolonisation der Fehler begangen worden, daß man die Ankommenden allzusehr zersplitterte und ihnen keine hinreichend großen Grundstücke anwies. Für Paraguay sind die Kolonisationsverhältnisse in gewissem Grade dieselben, wie in Südbrasilien, in gewissem verschieden. Während beispielsweise in Brasilien die Arbeitslöhne unnatürlich hoch geschraubt sind, stehen sie in Paraguay sehr niedrig. Eine Frau erhält mit Kost drei Realen (1,20 Mk.) und ohne Kost vier Realen (1,60 Mk.), ein Mann vier bis fünf Realen (1,60 bis 2 Mk.) täglich. Unter solchen Verhältnissen kann natürlich der europäische Einwanderer mit dem Alteingesessenen nicht konkurrieren, wenn es sich um die alltägliche Anpflanzung der alltäglichen Landeserzeugnisse handelt. Er muß sich entweder auf neue und lohnendere Kulturen (beispielsweise diejenige des Tabaks) verlegen, oder aber die Einheimischen gegen billigen Lohn als Mägde und Knechte in Dienst nehmen, wie dies schon heutigestags im großen Gegensatze zu Brasilien geschieht. Wer sich übrigens besonders für die Kolonisationsfrage interessiert, dem empfehlen wir die allerdings etwas kostspielige Karte (hier kostet sie unaufgezogen 32 Mk.) von Paraguay, die, vom Obersten Wisner von

Morgenstern gezeichnet, 1873 in Wien (Maßstab 1 : 355 000) erschienen ist.

Die Verwaltung von Paraguay ist die einfachste, monarchischste und fast möchte man sagen, patriarchalischste unter allen Staaten Südamerikas, und so freisinnig auch die Verfassung vom 25. November 1870 sein mag, so hat sie doch nicht an der altüberlieferten Zentralisierung zu rütteln gewagt. Das Land zerfällt in 70 Departements, die von ebensovielen, wegen ihrer Mißwirtschaft und Willkürherrschaft berüchtigten „Jefes politicos" verwaltet werden. Die diplomatische Vertretung wird der Sparsamkeit halber bloß durch unbesoldete Konsuln besorgt, auch weiß man nichts von dem vielgestaltigen Steuergetriebe Brasiliens oder Argentiniens, wo jede Provinz und jede Gemeinde ihre besonderen Abgaben erheben, und wenn das Ende des Monats kommt, werden alle Beamten je nach dem Vorhandenen gleichmäßig bezahlt, d. h. der Minister hat vor seinem niedrigsten Untergebenen nicht den geringsten Vorrang. Gestohlen wird allerdings auch in Paraguay, aber doch vielleicht etwas weniger als in den übrigen „Musterrepubliken" von Amerika. Die Staatseinkünfte fließen fast ausschließlich aus den nicht übertrieben hohen Zöllen und in geringerem Maße aus Stempelsteuer und Gewerbepatenten; sie stellten sich 1880 auf 320 803 Patacons. Kriegskosten sind nach der gänzlichen Niederwerfung des Landes weder von Brasilien noch von Argentinien und Uruguay verlangt worden, wohl aber hat Paraguay die sich auf mehrere Millionen Patacons belaufenden Entschädigungsansprüche brasilischer und argentinischer Privaten anerkennen müssen. Soweit ich über die Sache Erkundigungen einzuziehen vermochte, hat vom 16. März 1880 bis zum 15. Februar 1881 eine gemischte paraguayisch-argentinische Kommission getagt und den Gesamtbetrag von 128 Forderungen auf 433 959 Patacons festgestellt. Auch erwartet man, daß die brasilischen Entschädigungsansprüche bald ihre Erledigung finden werden. Die paraguayische Regierung hat den brasilischen Verschreibungen im Betrage von 8 950 383

Patacons zustellen lassen, deren unbezahlte Zinsen jedoch schon zu der Höhe von 916 234 Patacons aufgelaufen sind. Und schließlich wären noch die etwas leichtsinnig in England aufgenommenen und ebenso leichtsinnig verschleuderten Anleihen zu erwähnen, die man auch wohl niemals zurückzahlen wird, es sei denn in jener Form, daß das ganze Land in General-Entreprise übernommen wird.

Als nominelle Münzeinheit gilt in Paraguay der in 100 Centesimos (10 Centesimos bezeichnet man als ein Real) zerfallende Peso fuerte oder Patacon, dessen Wert sich auf vier Mark beläuft. Nun aber sind in Paraguay niemals weder Gold- noch Silbermünzen geprägt worden, und die wenigen aus alter und neuer Zeit herrührenden Kupfermünzen stellen einen so geringen Wert dar, daß man sie, wenn überhaupt, bloß zu einem von dem Belieben des Empfängers abhängenden Kurse anzunehmen pflegt. 1870 beispielsweise ließ die Regierung Kupferstücke von vier Centesimos prägen, doch wurden dieselben von Anfang an zu zwei Centesimos ausgegeben und gelten heute höchstens einen Centesimo. Da nun auch die angrenzenden Staaten keine geprägte und dem Patacon entsprechende Münze besitzen, so ist derselbe ein rein imaginärer Wert. Man hilft sich mit ausländischen Münzen, namentlich den bolivischen Pesos (einen halben bolivischen Peso bezeichnet man als Boliviano) und deren Unterabteilungen, sowie mit chilenischen Pesos und peruanischen Soles. Der Wert der hervorragendsten ausländischen Münzen stellt sich nach hiesiger Rechnungsart wie folgt: ein Pfund Sterling = 5 Pesos fuertes, 20 Markstücke = 4,90, ein Peso von Bolivien = 0,75, ein Boliviano (halber bolivischer Peso) = 0,37½, ein chilenischer Peso oder peruanischer Sol = 0,85, ein Milreis (brasil.) in Silber = 0,50, Fünffranksstücke = 0,85, ein Louisdor = 4 Pesos fuertes u. s. w. Wie man sich betreffs des Kleingeldes hilft, möge aus folgendem Beispiele hervorgehen: Als ich für einen Real Früchte kaufte und zur Zahlung einen Boliviano hinüberreichte, erhielt ich 1) die gewünschten Früchte, 2) ein Stück Guttapercha, wie es bei der Pferde-

bahn von Asuncion als Zahlmittel dient, 3) die Hälfte einer entzweigeschlagenen spanischen Münze von unleserlichem Gepräge, 4) ein Päckchen Zigarretten von zweifelhafter Güte, 5) eine Schachtel Wachszündhölzer. Ich schaute noch verwundert auf die eigentümliche Bescherung, als ein vorübergehender Geistlicher mir mit einigen mil veces carajo die Sache erklärte.

Der Handel gestaltet sich durch diese Knappheit des Bargeldes naturgemäß zu einer Art von Tauschhandel; man bringt einen großen Teil der ausgeführten Landesprodukte nach Buenos Ayres, um sie dort gegen Einfuhrartikel einzutauschen. Und leider zeigt sich unter der Bevölkerung nur wenig Neigung zu einem volkswirtschaftlichen Aufschwung. Die Regierung ist freisinnig (sie hat z. B. mit dem 1. Januar 1881 für Ausländer die Zivilehe eingeführt), sie vermag aber bei der Beschränktheit ihrer Mittel nur wenig zu thun. Es gibt mit Ausnahme eines Nationalkollegs zu Asuncion keine Schule, es gibt bloß wenige und schlechte Aerzte und im Innern des Landes keine Postanstalten. Dasselbe gilt von Industrie und Gewerbe, soweit nicht die Ausländer dabei in Betracht kommen. Die wenigen überlebenden Männer von Paraguay waren nach Beendigung des Krieges zu sehr mit den anstrengenden Werken des Friedens und Familienlebens beschäftigt, als daß sie an größere Unternehmungen gedacht hätten. Soweit ihre Zeit nicht durch Hahnenkämpfe und andern Sport in Anspruch genommen wurde, begnügten sie sich damit, aufs neue in die Yerbawaldungen vorzudringen und durch den weiblichen Teil der Bevölkerung die Früchte der üppigsten Orangenhaine einheimsen zu lassen.

Bloß einmal vor wenigen Jahren schien es, als ob Paraguay durch die plötzlich auftauchende Nachricht, daß Gold in größeren Mengen dort gefunden worden sei, in verstärktem Maßstabe die Aufmerksamkeit der angrenzenden Länder auf sich lenken werde. Oberst Wisner v. Morgenstern, ein Oesterreicher von Geburt, hatte vor langen Jahren, als er unter dem älteren Lopez zu einer Expe-

dition nach dem oberen Paraná ausgesandt wurde, in der Sierra von Maracayú eine gewisse Aehnlichkeit zwischen der dortigen Gesteinsbildung und derselben in den Goldbezirken Brasiliens herauszufinden geglaubt. Am Ufer eines kleinen Flusses wußte er auf kurze Zeit die Ueberwachung seiner Untergebenen zu täuschen und fand, mit dem brasilischen Waschverfahren vertraut, im Flußsande eine beträchtliche Quantität Goldstaub. Als er dem älteren Lopez von seiner Wahrnehmung Mitteilung machte, soll dieser erwidert haben: „Die Sache war mir längst bekannt, aber schweigen Sie, bitte, einstweilen davon. Ich will mein Volk nicht von den Gewohnheiten des Ackerbaues hinwegziehen, erst wenn das ganze Land besiedelt und bebaut ist, können wir uns auf dergleichen Dinge einlassen." Antonio Lopez starb, sein Sohn folgte ihm und es kam der Krieg. Wisner wurde bei Lomas Valentinas mit einem großen Teile der Lopezschen Armee gefangen genommen, und erst 1876 gelangte der siebzigjährige Herr zur Ausführung seines Planes. Es wurden drei Expeditionen unternommen (auf der dritten unterlag Wisner den Strapazen), von denen die erste im Flußsande ein Nest von Goldstaub und Goldkörnchen gefunden haben will. Die zweite und dritte Expedition hatten dagegen so gut wie kein Ergebnis; denn wenn es auch nicht völlig an Spuren von Gold fehlte, so hätte doch bei deren Seltenheit an eine Ausbeute nicht gedacht werden können.

Paraguay ist unter den heutigen Verhältnissen und solange keine direkte Schiffsverbindung mit Europa besteht, eine bloße Handelskolonie von Buenos Ayres und als solche in bezug auf Ausfuhr und Einfuhr nicht einmal so bedeutend wie die aus Angehörigen aller möglichen Nationen zusammengewürfelten Kolonien der argentinischen Provinz Santa Fé. Die Einfuhr stellte sich 1878 auf 769000, 1879 auf 956000, 1880 auf 1003408 Patacons; Hauptgegenstand derselben bildeten billige Kattune und Salz, an dem es im Lande gebricht (während des Krieges erkrankten viele Leute durch Salzmangel). Bei der Ausfuhr figurieren Mate (er wird in frischen, später

trocknenden Häuten eisenhart und wasserdicht verpackt), Tabak, Zigarren, Orangen und Häute mit den größten Summen. Leider weisen die Ausfuhrlisten eine bedenkliche Stetigkeit auf, 1860, also vor dem Kriege, bezifferte sich die Gesamtsumme auf 1 695 904, 1873 auf 1 147 683, 1875 auf 607 652, 1878 auf 956 000, 1879 auf 1 582 000 und 1880 auf 1 163 417 Patacons. Als das größte Kaufmannshaus von Asuncion gilt dasjenige des Basken Uribe, in dessen Detailgeschäft für 1000 Patacons täglich verkauft werden. Von deutschen Kaufleuten nenne ich die Herren Vizekonsul Mangels, Metzler und Quell. Sehr geklagt wird von den Kaufleuten über die landesüblichen „Remates" oder Versteigerungen, durch welche die Einfuhr allzusehr gedrückt würde. Die Ziffer der im Hafen von Asuncion eingelaufenen Dampfschiffe belief sich 1880 auf 120, diejenige der ausgelaufenen auf 141, der Tonnengehalt beider auf 35 856.

Von der Rückreise möchte ich noch einen kleinen Zug erwähnen: In Villeta harrte unser ein ganzes, unter gebrechlichem Schuppen aufgestapeltes Gebirge von Orangen. Wir sollten davon so ungefähr eine Viertelmillion an Bord nehmen, an die sechzig weißgekleidete Weiber trugen bei Mondlicht in ameisenähnlichem Zuge die herrlichen Früchte herbei, mit denen etwas sehr sorglos umgegangen wurde, und als gegen Mitternacht die sechsstündige Arbeit vollendet war, sah man beim Klange einer Harmonie die Mädchen sich barfuß und mit fliegenden Gewändern im Tanze herumwirbeln.

Viertes Kapitel.

Buenos Ayres.

(Vergleich zwischen Buenos Ayres und Montevideo. — Außenreede und Binnenreede. — Kein guter Hafen in ganz Argentinien. — Die Häuser erinnern mit ihren 2 bis 4 Marmorhöfen an Pompeji. — Straßenleben und Volkstypen. — Argentiner und Fremde. — Gasthöfe und Nahrungsmittel. — Die elenden Münzverhältnisse bessern sich endlich. — Gelbes Fieber, Klima und Landschaftsfarben. — Ein Pampero-Sturm. — Die herrschende Stellung der deutschen Kaufleute am La Plata. — Eine Firmen-Liste.)

Es ist viel darüber gestritten worden, welche von den Hauptstädten Südamerikas als die erste zu betrachten sei. In Bezug auf die Bevölkerungsziffer ist es einstweilen noch Rio de Janeiro, in Bezug auf modernen großstädtischen Glanz Buenos Ayres. Und aller Wahrscheinlichkeit zufolge wird Buenos Ayres in nicht gar zu langer Zeit unter den Städten Südamerikas die bevölkertste sein, denn Rio de Janeiro wächst nicht mehr, oder wenigstens bloß durch Zuzug, keinesfalls durch einen Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle. Eine weitere Fortsetzung des Vergleichs fällt teils zu gunsten, teils zu ungunsten von Buenos Ayres aus. Rio de Janeiro besitzt einen der besten, Buenos Ayres einen der schlechtesten Häfen der Erde; Rio de Janeiro zählt in seiner unübertrefflich schönen Umgebung eine Fülle der herrlichsten Landsitze, dafür aber heimeln uns die eigentliche Stadt wie die Lebensweise nur sehr wenig an, während in dem land-

schaftlich unbedeutenden Buenos Ayres, wer nicht das Gegenteil wüßte, dem Luxus und Komfort, dem ganzen Stil des Lebens zufolge auf eine südfranzösische oder norditalienische Stadt, oder allgemeiner ausgedrückt, auf eine blühende Handelsstadt an der Nordküste des Mittelmeeres schließen würde. Wären nicht die ein-, höchstens zweistöckigen, flachdachigen Häuser mit ihren Marmorhöfen, so könnte man glauben, sich in Triest zu befinden; mit den Städten der europäischen Pyrenäen-Halbinsel hat dagegen Buenos Ayres, von der andalusischen Bauart der Häuser abgesehen, nicht die allergeringste Aehnlichkeit. Man wundert sich, wenn man nach Buenos Ayres kommt, auf südamerikanischem Boden eine Großstadt mit ausgeprägt europäischem Anstrich zu finden; damit man sich aber darum doch noch keine übertriebenen Vorstellungen mache, möchten wir gleich hinzufügen, daß die Anziehungskraft und der Reiz der südamerikanischen Metropole stets durch die Ungunst einer unschönen und unvorteilhaften Lage beschränkt werden wird. Sie teilt das Los von Darmstadt, Karlsruhe, Berlin. Alle Kunst vermag diesen Fehler nicht völlig mehr auszugleichen, und wenn wir daran denken, daß einige unsrer kleineren deutschen Residenzstädte im Verhältnisse zu ihrer Größe weit schöner sind als Berlin, so wird man auch verstehen, warum das kleinere, aber hübscher und freundlicher gelegene, mit noch glänzenderen Gebäuden ausgestattete Montevideo uns viel freundlicher entgegenlacht. Buenos Ayres besitzt einige sehr schöne Straßen und einige sehr schöne Plätze, im allgemeinen aber ist die weitläufig gebaute Stadt — sie bedeckt ungefähr den gleichen Flächenraum wie Paris — weder durchweg im modernen Sinne elegant, noch trotz ihres dreihundertjährigen Alters malerisch. Lebt man in einer der entfernteren Straßen, so könnte man glauben, in einem Landstädtchen zu wohnen. Und dann darf man auch aus einem Vergleiche mit europäischen Städten immerhin noch nicht auf eine gänzliche Gleichheit schließen. Man wird in Buenos Ayres alle Bedürfnisse befriedigen, man wird in den öffentlichen Einrichtungen, in den Läden

alles das und wahrscheinlich noch etwas mehr finden, was man von einer europäischen Stadt mit gleicher Bevölkerungszahl erwarten darf. Bei alledem aber lebt es sich nun einmal in Europa gemütlicher; diese Thatsache ist ebensowenig wegzuleugnen, wie jene andre allgemein bekannte, daß der Stil des Lebens in Paris weltmännischer und jovialer ist, als in London.

Eines der größten Hemmnisse in der Entwickelung Argentiniens besteht darin, daß das Land im engeren Sinne, d. h. südwärts bis zu den Küsten Patagoniens, keinen einzigen guten Naturhafen besitzt; trotz seiner langgestreckten Küste teilt es das Los Deutschlands. Dieser Nachteil wird zum Teil wieder durch die herrliche, drei große Provinzen dem Welthandel erschließende Wasserstraße des La Plata-Stromes ausgeglichen; gerade der hervorragendsten Provinz aber, derjenigen, welche für sich allein drei Viertteile der ausländischen Einfuhr in Anspruch nimmt, kommt diese Wasserstraße nur sehr wenig zu gute. Dort, wo der La Plata-Strom sich zu dem seeartigen Becken von Buenos Ayres und Montevideo erbreitert, macht er gleichzeitig eine Krümmung, deren konkave Seite auf uruguayisches, deren konvexe Seite auf argentinisches Gebiet entfällt. Wäre nun das Strombett enge, so würde dort, wohin der Strom steht, d. h. auf argentinischer Seite, das tiefere Fahrwasser sein, die starke Erbreiterung des Flusses aber, die verminderte Geschwindigkeit der Wassermassen und der Rückstrom, den zweimal täglich die Flut mit sich bringt, bewirken auf argentinischer Seite eine starke Ablagerung der Senkstoffe, während die Tiefe des toten Wassers bei Montevideo sich nur wenig verändert. Vielleicht wird jener Vorgang, der sich im Mittelalter bei Ravenna abspielte und das heutige Venedig bedroht, sich dereinst auch bei Buenos Ayres wiederholen; schon heute ist der Strand so flach und senkt sich so allmählich wie nur irgendwo an unsren niederdeutschen Küsten. Die Folge davon sind allerlei Hemmnisse der Schiffahrt, welche den Handelsverkehr mit schweren Kosten belasten. Kriegsschiffe und Postdampfer ankern etwa 8—10 Seemeilen

abseits von der Stadt auf der sogenannten Außenreede, die gewöhnlichen Handelsfahrzeuge benutzen die näher gelegene Binnenreede und löschen ihre Ladung durch die Vermittelung von Leichterfahrzeugen; bloß die kleinsten Seeschiffe vermögen direkt an den steinernen Molen oder jenen hölzernen Landungsbrücken anzulegen, welche sich sehr weit ins Wasser hinein erstrecken. Zur Ebbezeit werden große Flächen trocken gelegt und während der Flut ist es ein ganz gewöhnlicher Anblick, weit ab vom Lande irgend ein Schiff von Reitern und schweren Percheronpferden zu tieferem Fahrwasser hinausgeschleppt zu sehen. Viele Warenballen werden bei dem umständlichen Ausladen mit Leichterfahrzeugen und Karren durchnäßt, beschädigt oder auch in geschickter Weise geplündert; dennoch aber wäre eine Aenderung dieses Zustandes, wenn sie überhaupt möglich ist, nicht allen erwünscht; denn was den Kaufleuten so teuer zu stehen kommt, gewährt einer nicht eben bescheidenen Bevölkerungsklasse — meist Italienern — reichlichen Verdienst, und südamerikanische Politiker müssen stets auch mit der Volksgunst rechnen. Wie es heißt, will man einen großartigen Quai bauen, dessen Nützlichkeit jedoch sehr zweifelhaft sein würde; größere Hoffnungen setzen einsichtige Leute auf das Ausgraben ähnlicher Hafenbecken, wie Antwerpen sie besitzt, und auf die gründliche Kanalisierung des eine halbe Stunde abseits von dem eigentlichen Buenos Ayres vorüberfließenden Riachuelo-Baches. Die morastige Mündung dieses Flüßchens ist allerdings selbst für die allerkleinsten Schiffe unwegsam, man hat sie aber durch einen Kanal umgangen und schon heute wird die nicht sehr breite Wasserstraße, an deren linkes Ufer sich eine der Vorstädte von Buenos Ayres anlehnt, von einem mächtigen Mastenwalde überragt. Meines Wissens laufen alle Flußdampfer, welche den La Plata befahren, im Riachuelo ein, wo sie direkt an den Quai anlegen können, von den Seeschiffen aber bloß ein Teil der kleineren. Nach dem Gesagten ist es selbstverständlich, daß man, als es galt, eine neue Hauptstadt für die von Buenos Ayres losgetrennte Provinz gleichen Namens

herauszufinden, auf deren Hafenverhältnisse ganz besonderen Wert legte.

Die ungünstigen Hafenverhältnisse von Buenos Ayres sind um so mehr zu beklagen, als die Stadt gemäß ihrer geographischen Lage und politischen Stellung den natürlichen Einfuhrplatz für das zweitgrößte Reich Südamerikas darstellt. Die Provinzen am oberen La Plata beziehen ihre Waren bloß zum geringeren Teil von Rosario und andern Plätzen, zum überwiegenden Teil dagegen von Buenos Ayres, und der ganze Süden, der ganze Osten sind ausschließlich auf Buenos Ayres angewiesen. Im Jahre 1880 sind 2201 Seeschiffe, nämlich 1384 Segler (darunter 81 deutsche) und 817 Dampfer (darunter 37 deutsche) dort eingelaufen; direkt von deutschen Häfen kamen allerdings bloß 3,9 Prozent, aber auf die deutsche Flagge entfielen dem Tonnengehalte nach 7,4 Prozent, gegenüber 38 Prozent unter englischer, 14,7 Prozent unter französischer, 11,1 Prozent unter argentinischer, 9,1 Prozent unter italienischer, 6 Prozent unter brasilischer, 4,5 Prozent unter uruguayischer, 3,6 Prozent unter nordamerikanischer, 3,1 Prozent unter spanischer und 1,2 Prozent unter belgischer Flagge. Postdampfer nach Europa gibt es beinahe täglich, und wenn auch die schnellen durch Zuschüsse der heimischen Regierung gestützten französischen Dampfer bei der Postbeförderung — Briefe nach Europa laufen etwa 30 Tage — allen andern den Rang ablaufen, so stehen doch auch die deutschen Dampfer der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft und des Norddeutschen Lloyd bei gutem Ertrage in allerhöchstem Ansehen. Für die Ueberfahrt zahlt man in der ersten Kajütte 600, beziehentlich 500 Mark, in der zweiten Kajütte, wo eine solche vorhanden ist, 450 und im Zwischendeck 240 Mark. Leider kommen die ebenso vortrefflichen Schiffe der Hamburger Kosmos-Linie, die zur Westküste Südamerikas weiterfahren, gleich den auf derselben Linie verkehrenden englischen Dampfern bloß zeitweilig, aber nicht auf allen Fahrten von Montevideo aus nach Buenos Ayres herüber. Montevideo hat nämlich

schon durch seine geographische Lage und mehr noch durch das bessere Fahrwasser — das, wenn es auch den großen Postdampfern keineswegs das Anlegen am Quai ermöglicht, sie dennoch viel näher als bei Buenos Ayres herankommen läßt — einen großen Vorzug vor der argentinischen Handelsstadt voraus. Man klagt jedoch auch betreffs Montevideos über allzu hohe Gebühren. Es laufen in diesem vielbesuchten Hafenplatze alljährlich etwa 1000 überseeische und 2800 Küstenfahrzeuge an; dem Tonnengehalte der überseeischen Schiffe nach folgt die deutsche Flagge gleich hinter der englischen und französischen, eine Thatsache, die allein dem Verkehre der großen Postdampfer zuzuschreiben ist.

Vom Wasser her gesehen, gewährt Buenos Ayres einen hübschen Anblick, obwohl einen weniger hübschen als Montevideo; tritt man aber ans Land, so hat man ohne die erfrischende Abwechselung auch nur der leisesten Bodenerhöhung eine Art von flachem Schachbrett mit endlosen, eintönigen, rechtwinkelig sich schneidenden Straßen vor sich. In solchen amerikanischen Städten sind Pferdebahnen weit notwendiger als irgendwo in Europa, und nur selten findet man eine Straße, durch welche nicht alle paar Minuten irgend ein »Tranvia« mit der Aufschrift »Anglo-Americano« oder »Anglo-Argentino« — der Fahrpreis beträgt zwei Papierthaler, also etwa 32 deutsche Pfennige — einherrasselt. Daß der Umfang von Buenos Ayres bei einer Einwohnerzahl von bloß 200 000 Seelen demjenigen der französischen Hauptstadt gleichkommt, haben wir bereits erwähnt, an den eigentlichen Kern aber schließen sich noch die Vorstädte San Isidoro, Flores, Belgrano, Morron, Barracas u. s. w. an, und geht man noch weiter hinaus, so trifft man auf eine prosaische Umgebung, ähnlich derjenigen Berlins, ähnlich derjenigen aller größeren in der Ebene gelegenen Städte, eine Umgebung, in der Schuttplätze, roh gemauerte Magazine, Gärten, kleine Baumgruppen, Eisenbahngitter und dergleichen die Staffage der Szenerie bilden. Kommt man von Montevideo, so befremdet die Beobachtung, daß Buenos Ayres in bezug

auf Gasthöfe, Kaffeehäuser und Theater weit weniger glänzend ausgestattet, daß es weniger lebensfroh und, von der unbedeutenden Umgebung abgesehen, weniger reinlich, weniger hübsch gebaut und alles in allem ein älterer Ort ist. Im übrigen herrscht natürlich in der Stadt von 200 000 Einwohnern mehr Leben und Verkehr als in derjenigen von 80 000, wobei ich jedoch die Bemerkung nicht unterlassen möchte, daß beide Städte, sowohl Montevideo als Buenos Ayres, weit großstädtischer sind als beispielsweise Köln.

Der dem Wasser zunächst liegende Teil der Stadt, der auch die schönsten öffentlichen Gebäude — Kathedrale, Post, Polizei, Bahnhöfe, die beiden Regierungspaläste u. s. w. — umschließt, ist nicht übel, ja die beiden Geschwisterplätze „Plaza de la Viktoria“ und „Plaza 25 de Mayo“, haben etwas Majestätisches; sobald man sich aber einige „Cuadras“ (Häuserblocks) weit davon entfernt, fehlt alle und jede Abwechselung, so daß die eintönigen, architektonisch durchaus nicht hervorragenden Häuserreihen einem sehr langweilig vorkommen. Das Pflaster der ausnahmslos 10 m breiten Straßen ist recht herzlich schlecht, die Trottoirs dagegen sind ganz gut, wenn auch etwas schmal, nur liegen sie in mehreren der älteren Straßen in sehr verschiedener Höhe — bisweilen 1—2 m hoch — über dem Straßenpflaster, so daß man jeden Augenblick auf holperigen Treppen herauf- und heruntersteigen muß. Die längste Straße ist „Calle Rivadavia“, welche die ganze Stadt in zwei gleiche Teile teilt; die elegantesten, durch die reichsten Läden geschmückten Straßen sind „Calle Peru“ und „Calle Florida“; im allgemeinen aber drängt sich das Geschäftsleben in Buenos Ayres weit weniger als anderwärts auf einzelnen Straßen zusammen; der größte Strom von Menschen entwickelt sich mittags gegen 1 Uhr in der „Calle San Martin“ vor der von allen Kaufleuten besuchten Börse.

Von allen Gebäuden der Stadt ist die Kathedrale architektonisch das wirkungsvollste, ihre Vorderseite scheint dem Pantheon und der Madeleine, ihr Mittelschiff mit

der Kuppel darüber der Peterskirche nachgebildet zu sein; im Innern ist sie mit Teppichen belegt und im Gegensatze zu den schmutzigen Kirchen Brasiliens just ebenso sauber gehalten, wie jedes europäische Gotteshaus. In einer Nische ruhen unter anspruchsvollem Denkmal die Gebeine des 1850 zu Boulogne in Frankreich verstorbenen Generals San Martin, die 1880 unter der Präsidentschaft Avellanedas herübergeholt und hier beigesetzt wurden. Beim Abendgottesdienste begleitete eine herrliche Orgel den gut geleiteten Männerchor — Frauenstimmen werden, seit sie schon vor längerer Zeit von der katholischen Kirche in Deutschland und vor kurzem durch Kardinal Manning auch in England als unheilig verpönt wurden, meines Wissens bloß noch in den katholischen Gotteshäusern der Vereinigten Staaten angewandt —, und außer dem Umstande, daß mehrere Schoßhündchen frei herumliefen, sah ich nichts, was von europäischen Gepflogenheiten verschieden gewesen wäre. Sehr anspruchslos ist der rosarot angetünchte Sitz der Nationalregierung, sehr anspruchslos auch das Parlamentsgebäude; im übrigen fehlt es nicht an hervorragenden Baudenkmälern, wenn sie auch den Gesamtcharakter der Stadt weit weniger als in Montevideo beeinflussen.

Und nun zu der interessantesten Eigentümlichkeit der beiden La Plata-Städte, — ich meine den ganz eigenartigen Baustil der Privathäuser und jene ausgiebige Verwendung von Marmor, wie sie sich in gleichem Umfange bei keiner andern Stadt der Erde wiederfindet. In dem belebtesten Viertel von Buenos Ayres, d. h. in der Umgebung der beiden Plätze „Viktoria" und „25 de Mayo", findet man zwei-, drei- und vierstöckige Häuser genau ebenso wie in jeder andern Großstadt, schon ein wenig abseits aber beginnen jene langen Reihen von Privathäusern, deren Außenseite recht unbedeutend ist, die niemals mehr als 1—2 Stockwerke haben und bei denen man durch künstlerisch modellierte Eisengitter von durchbrochener Arbeit in eine ganze Aufeinanderfolge von allerliebsten, saubern, mit Blumen und Springbrunnen geschmückten Marmor-

höfen hineinblickt. Montevideo und Buenos Ayres haben diese lieblichste aller Hausschablonen aus Andalusien erhalten, Andalusien aber empfing sie von den Arabern und diese verdankten sie wahrscheinlich den Gräko-Lateinern Unteritaliens, so daß also jene Aehnlichkeit, die betreffs Häuserbaues, Trottoiranlage und mancher andern Dinge zwischen Pompeji und den beiden Städten am La Plata besteht, vielleicht doch nicht ganz zufällig ist. Als Baumaterial dienen in Montevideo und Buenos Ayres hübsch geformte, obwohl etwas sorglos gebrannte Ziegelsteine, den Marmor aber bezieht man als Ballast und zu billigen Frachten einstweilen noch beinahe ausschließlich aus Italien, obwohl sich im Lande sehr schöner findet. Und nirgendwo vorher habe ich eine so ausgiebige Verwendung dieses schönen Materials gesehen. Man bekleidet nicht bloß einzelne Teile der Außenseite mit dünnen Marmorplatten, sondern zum Bau der Treppen, zum Beleg der Höfe verwendet man in den vornehmeren Häusern bloß Marmor und nichts andres als Marmor, was ebenso stattlich wie reinlich aussieht und den Dienstboten das Sauberhalten der Böden, die bloß mit einem nassen Tuche abgewischt zu werden brauchen, sehr erleichtert. Einen weiteren Luxus gestattet man sich bei den nach künstlerischen Zeichnungen in durchbrochener Eisenarbeit hergestellten Thür- und Fenstergittern. Die flachen Dächer (Azoteas) werden mit Ziegelsteinen belegt, und über einigen von ihnen — aber häufiger in Montevideo als in Buenos Ayres — erheben sich kleine Warttürme, die sogenannten Miradores. Dabei fällt es mir nun ein, daß vielleicht einmal jemand fragen könnte, weshalb denn die Dächer flach seien. Der nächstliegende Grund ist wohl der, daß schräge Dächer viel mehr Material erfordern und viel kostspieliger sind, daß man sie also bloß dort anwenden wird, wo Schneefall oder starke Regengüsse sie erforderlich machen. In solchem Klima aber, wie dasjenige von Montevideo und Buenos Ayres, in einem Klima, wo es viel weniger Regentage gibt als bei uns und der Schnee niemals liegen bleibt, würden schräge

Dächer nicht bloß nutzlos, sondern weit weniger praktisch sein. Auf flachen Dächern kann man abends hübsch spazieren gehen und frische Luft schöpfen, vor allem aber dienten in jener älteren Zeit, als Buenos Ayres noch keine Wasserleitung besaß, die flachen Dächer dem Bedürfnisse nach Wasser. Die Dächer sind alle ein wenig nach einwärts geneigt, und durch thönerne oder metallene Röhren fließt das Regenwasser, dessen Menge für jeden einzelnen kurzen Guß recht bedeutend zu sein pflegt, in die unter den Marmorfliesen der Höfe angebrachten Zisternen ab. Als Ergänzung dazu findet man in den meisten Höfen einen runden, aus blauen Porzellanplatten bis zu Manneshöhe aufgemauerten Brunnen, der zu den Zisternen hinabführt. Die Küche befindet sich fast stets am äußersten Ende der Häuser, die ja wegen der Aufeinanderfolge von zwei, drei und selbst vier Höfen sehr tief werden, und nach altrömischer Sitte, die aber ja auch noch im heutigen Spanien die Regel ist, kocht man über ziegelgemauertem Ofen, in dem einige Holzkohlen glimmen. Im großen und ganzen gibt es bei dieser Häuseranlage bloß Parterre, dessen häufig mit durchbrochener Eisenarbeit vergitterte Fenster außerdem gar nicht besonders hoch über der Straße liegen. Man kann also, falls nicht Vorhänge oder Holzmarkisen das verhindern, ganz bequem in die nach der Straße zu gelegenen Zimmer hineinsehen. Abends zur Dämmerungszeit wird man häufig durch die Oeffnungen der Markisen hindurch Geflüster vernehmen oder die Umrisse von Gesichtern sehen. Auf diese Weise pflegen die Damen von La Plata sich die Welt zu betrachten.

Gewöhnlich besitzt jede Familie, wenigstens jede wohlhabendere Familie, ein Haus für sich, die Ausnahmen sind jedoch häufig. Tritt nun schon bei der Gesamtanlage der Häuser in gemäßigter Form jenes antik-orientalische Streben hervor, mit Vernachlässigung der Außenseite mehr das Innere der Häuser zu schmücken, so gilt dies nicht bloß für die architektonisch so wirksamen Höfe mit ihren Blumen und Springbrunnen, sondern auch für die Aus-

stattung mit Schaukelstühlen und sonstigem Komfort, wie denn in den höher entwickelten Staaten Amerikas eine Stadtbevölkerung mehr Waren zu gebrauchen pflegt, als eine gleich zahlreiche in dem vorsichtigeren und sparsameren Europa. Mit all diesem soll nun allerdings nicht gesagt sein, daß europäische Wohnungsverhältnisse nicht doch auch in mancher Beziehung selbst für diese Länder vorzuziehen seien. Ueber den Vorrang unsrer mitteleuropäischen oder dieser licht- und luftfrohen andalusischen Häuseranlage läßt sich streiten. Eine gewisse eigenartige Schönheit kann man den letzteren nicht absprechen, Häuser aber, in denen es bloß Parterrezimmer gibt, welche sich um die zwei oder drei Binnenhöfe herumziehen, müssen im Winter — von Heizung durch Kaminfeuer ist ohnehin höchstens in dem Wohn- oder Speisezimmer die Rede — recht kühl, im Sommer, wenn die Sonne gerade senkrecht auf das Dach brennt, recht heiß sein. In Andalusien, also in Sevilla, Granada u. s. w., wo alle Häuser mehrere Stockwerke haben, tritt das schon weniger hervor, in Montevideo aber und in Buenos Ayres haben einige der reicheren unter unseren Landsleuten es vorgezogen, ihre Villenanlagen vor der Stadt im mitteleuropäischen Stile einzurichten.

Noch möchte ich erwähnen, daß, wenn ich richtig beobachtet habe, der andalusische Häuserstil, der mehr oder minder mit der europäischen und der tropischen Hausschablone durcheinandergewürfelt, in ganz Südamerika, am reinsten aber bloß am La Plata vorkommt, gerade dort in drei verschiedenen Formen aufzutreten pflegt. In den Gasthöfen, Ministerien, höheren Schulanstalten oder sonstigen Gebäuden, von denen man eine tüchtige Anzahl von Zimmern verlangt, gibt es meistens zwei oder zuweilen drei Stockwerke. Aus den Thüren der Parterrezimmer tritt man sofort in einen der oben geschilderten Höfe, in den oberen Stockwerken aber laufen an der Innenseite Galerien entlang, von denen man in den Hof hinunterblickt. Diejenigen Zimmer, welche in diesen oberen Stockwerken der Straße zugekehrt sind, erhalten

ihr Licht von der Straße her durch europäische Fenster, obwohl ihre Thüren gleich denen aller andern Zimmer auf die Galerie hinausführen. Bei jenen weit zahlreicheren Zimmern aber, die an der Seite oder nach rückwärts liegen, führen sowohl Thür als Fenster nach der Galerie hinaus. Das also ist die eine Form; bei der zweiten, die man hauptsächlich in städtischen Privathäusern findet, dienen die Fenster der Front bloß zum abendlichen Beschauen des Straßenlebens, während die Fenster im übrigen ganz wegfallen und den Zimmern Zugang, Luft und Licht bloß durch eine mit verschiebbaren Vorhängen versehene Glasthür geboten wird. Die dritte Form findet sich auf dem Lande, wo Glasfenster noch eine Seltenheit und die ausnahmsweise angebrachten fensterartigen Luftlöcher meistens mit Eisenstäben vergittert sind. Will man in einem Zimmer solcher ländlichen Wohnung dem Lichte mehr Zugang gestatten, als Luftlöcher und Ritzen ihn darbieten, so muß man die ohnehin fast niemals verschließbare Thür öffnen, ein andres Mittel gibt es nicht.

Um jedoch auf Buenos Ayres zurückzukommen, so sei hier noch erwähnt, daß bis zum Jahre 1874 ein sehr starkes Baufieber herrschte, von 1875 bis 1877 aber wurde fast kein einziges Haus mehr gebaut und Hunderte von Italienern, welche hier vorwiegend als Bauarbeiter thätig sind, waren ohne Beschäftigung. Gegenwärtig geht es wie allerwärts so auch am La Plata besser, ohne daß man jedoch aufgehört hätte, an die früheren Zeiten der sogenannten Blüte des Handels (in Wahrheit war es wohl mehr Ueberspekulation) zurückzudenken.

Gehen wir nun zu einer Schilderung des Straßenlebens über, so möchte ich von vornherein erwähnen, daß, was bereits von dem europäischen Aussehen der Stadt gesagt wurde, noch mehr für deren Bevölkerung gilt. In Montevideo und Buenos Ayres darf man ganz gewiß nicht darauf rechnen, galoppierende Gauchos mit rotblauem Poncho oder überhaupt Leute zu sehen, die äußerlich auch nur im geringsten von den gewohnten Typen kontinentaleuropäischer Großstädte verschieden wären. Von den

200000 Einwohnern der argentinischen Hauptstadt mag etwa die Hälfte europäischen Ursprungs sein; man berechnet die Zahl der Italiener auf 50000, diejenige der Spanier auf 20000, diejenige der Franzosen auf 15000 und diejenige der Deutschen auf 3000; über die ebenfalls recht zahlreichen Schweizer und Engländer habe ich keine zuverlässigen Angaben erhalten können. Ist es nun aber auch selbstverständlich, daß die in Europa geborenen Kaufleute, Handwerker und Gewerbetreibenden ganz europäisch aussehen, so herrschen doch auch bei den Argentinern, Männern sowohl als Frauen, französische Moden vor. Zuweilen sieht man zwar einmal eine Dame in Mantilla, das aber ist selten, und bei den Männern könnte höchstens von einer eigenartigen Haar- und Barttracht die Rede sein. Sie vereinigen nämlich Schnurrbart und Knebelbart zu einem spitzen Zipfel nach abwärts, während das lange schwarze Haar in losen, etwas aufgebauschten Locken nach rückwärts gestrichen wird. Im allgemeinen sind die „Porteños" der argentinischen Hauptstadt (das Wort stammt von puerto, Hafen, und ist ein Gegenstück zu der Bezeichnung der Einwohner von Rio de Janeiro als „Fluminenses") ebenso wie die übrigen Argentiner ein hochgewachsener, wohlgebildeter Menschenschlag, dessen Charaktereigenschaften man allerdings nicht durchweg loben hört. Von Indianerblut ist bei diesen Stadtbewohnern nicht das geringste zu bemerken, wenn man sich auch nirgendwo in Südamerika über etwas allzu bräunliche Physiognomien wundern darf. Wie aber auch sollte es bei der stets wachsenden Vermischung mit europäischem Blut anders sein? Behauptet doch eine kürzlich vom statistischen Amt herausgegebene Schrift, daß im Durchschnitt der Jahre von 1870 bis 1878 bloß 19,21 Prozent aller hauptstädtischen Ehen (51,46 Prozent in den Landbezirken der Provinz Buenos Ayres) sich auf Argentiner und Argentinerinnen, dagegen 2,04 Prozent (beziehentlich 1,11 Prozent) auf Argentiner und Europäerinnen, 16,20 Prozent (beziehentlich 20,65 Prozent) auf Europäer und Argentinerinnen, und 62,55 Prozent

(beziehentlich 26,88 Prozent) auf Europäer und Europäerinnen bezogen hätten. Ist nun schon die leiseste Spur von Indianerblut in Buenos Ayres eine Seltenheit, so tritt doch die Negerrasse noch viel mehr in den Hintergrund. Neger-Physiognomien sieht man kaum sehr viel häufiger als in London, dagegen scheinen Mulattinnen als Kindermädchen besonders beliebt zu sein. Das militärische Element tritt natürlich im Straßenleben weit weniger als in europäischen Städten hervor (immerhin jedoch mehr als in Brasilien), bloß ein Korps von 1000 blaugekleideten Vigilantes oder Schutzleuten erinnert daran, daß auch hier zuweilen und wohl etwas häufiger als bei uns die Gewalt angerufen wird.

Die Durcheinanderwürfelung der Nationalitäten begünstigt am La Plata in auffallender Weise das Polyglottentum; Leute, die in geläufigster Form drei bis vier Sprachen beherrschen, sind in dortigen Kaufmanns- und sonstigen Kreisen weit zahlreicher als selbst in Paris oder New York, und mit Französisch könnte sich, wer des Spanischen nicht mächtig wäre, in Buenos Ayres weit besser vorwärts helfen, als irgendwo sonst in nichtfranzösischen Ländern. Jene selbe Durcheinanderwürfelung aber ist auch wohl der Grund, weshalb die Eigenart des Argentiners hier in der Hauptstadt bereits derart abgeschliffen ist, daß man sich in einer europäischen Stadt zu befinden glaubt. Von der Kleidung haben wir bereits gesprochen, ganz das Gleiche aber gilt von den Gesellschaftsformen, von der ganzen Geistes- und Sinnesrichtung. Die Frauen beispielsweise üben ganz genau jene äußerliche Frömmigkeit, wie sie im heutigen Frankreich oder Spanien die Regel ist, den Männern aber scheinen alle kirchlichen Angelegenheiten so gleichgültig als möglich zu sein. Bei alledem ist nichts auffallender als die Beobachtung, mit welcher Leichtigkeit das Spaniertum alle fremden Elemente an sich zieht und assimiliert, ja, die Ausländer sind, wenn sie frisch aus Europa herübergekommen, ganz versessen darauf, sich so schnell als möglich auch im Verkehre untereinander des Spanischen zu bedienen. Da aber

Sprache und Verwaltung die beiden Hauptbegriffe sind, um welche sich alle nationalen Ideen drehen, so scheint es mir, daß die spanische Herrschaft am La Plata durch den starken Zustrom aus allen Ländern Europas und namentlich aus Italien wohl langsam umgemodelt, aber niemals aus dem Sattel gehoben werden kann. Die Geistesbildung hat durch den Zustrom der Fremden entschieden gewonnen, anscheinend auch die Charakterbildung, immerhin aber bildet mangelhafte Kindererziehung den Krebsschaden sowohl des angelsächsischen wie des spanisch-portugiesischen Amerikas. Hispano-amerikanische oder brasilische Rangen sind Geschöpfe, von denen ihre Eltern sich mißhandeln lassen und die jeder Durchreisende am liebsten einen Kursus von Backpfeifen durchmachen lassen würde.

Neben der Politik spielt in all diesen südamerikanischen Ländern das Geschäft (negocio) die größte Rolle, und man kann nicht leugnen, daß jene fortdauernden Antriebe, welche ein starker Zustrom von Einwanderern mit sich bringt, die lebhafteste Energiebethätigung hervorrufen. In bezug auf reich ausgestattete, hochelegante Läden und Warenlager braucht Buenos Ayres den Vergleich mit keiner europäischen Stadt von gleicher Bevölkerungsziffer zu scheuen, auch fehlt es nicht an französischen Friseuren, an italienischen Künstlern und deutschen oder schweizerischen Handwerkern mit spanischem Vornamen und Titel. Noch auffallender aber zeigt sich jene Energie in der schnellen Einführung aller möglichen Neuerungen — es geschieht das nicht selten auf Kosten der Gründlichkeit —, die in Europa bisweilen viel länger auf sich warten lassen. Schon seit Anfang 1881 besitzt Buenos Ayres, um ein Beispiel anzuführen, seine Telephongesellschaft. Ein Bädeker fehlt noch, wie er ebenfalls, was viel auffallender ist, für Nordamerika fehlt, als Adreßbuch aber und Fahrplan dient der „Guía mensual de Kidd".

An Palästen, Museen, Theatern, Konzerten und ähnlichen Dingen kann sich Amerika selbstverständlich und trotz aller sonstigen Leistungen noch nicht mit Europa messen. Immerhin mangelt es nicht an gesellschaftlichen

Vergnügungen. Schauspiel und lyrische Oper kann, wer hinreichende Geldmittel dafür besitzt, das ganze Jahr hindurch besuchen und eine hochgefeierte italienische Operngesellschaft pflegt die sechs Monate der Wintersaison zwischen Buenos Ayres und Rio de Janeiro zu teilen. Des weiteren fährt die vornehme Welt in dem nicht sonderlich schönen Park von Palermo spazieren, im Floridagarten gibt es bisweilen „deutsche Konzerte im Freien", an verschiedenen andern Orten spielen zuweilen die Militärmusik-Kapellen, und wer sich keinen Zutritt in spanische Familien zu verschaffen gewußt hat, mag im „Fremdenklub" hiefür Ersatz finden.

Die Gasthöfe (Hotel de la Paix, Hotel Argentin u. s. w.), die Restaurants (als der feinste gilt „Café de Paris") und Kaffeehäuser von Buenos Ayres sind, wie bereits erwähnt, weder so glänzend noch so gut wie in dem kleineren Montevideo. In den Gasthäusern zahlt man für Wohnung, Licht und Beköstigung in französischem Stil, aber ohne Wein, etwa 50 Papierthaler (8 Mark) täglich; die Kaffeehäuser spielen nur eine geringe Rolle, weil der Kaffeegenuß überhaupt nicht beliebt ist und Mate zwar in unglaublichen Mengen, aber bloß in Privathäusern getrunken wird; äußerst zahlreich sind dagegen die Confiterias, in denen man Kuchen und Eis ißt. Wie überall im La Plata-Gebiet überwiegt auch in den großen Städten die animalische Nahrung, in seiner Beschaffenheit aber steht dieses zähe, durchaus nicht sonderlich wohlschmeckende Fleisch weit hinter dem zurück, welches man allenthalben in Europa zu erwarten berechtigt ist. Man darf eben nicht vergessen, daß in diesem Lande des sprichwörtlichen Fleischüberflusses fast ausschließlich magere und schlechtgenährte Tiere geschlachtet werden. Die Zubereitung der Speisen geschieht nach italienisch-französischer Art und bildet ebenso wie die größere Reinlichkeit einen angenehmen Gegensatz zu Brasilien. Als Getränk dient französischer Bordeaux, oder einheimischer Tucumanwein, der als Tischwein ein wenig schwer ist und schläfrig macht. Da aber in Buenos Ayres eine ganze Anzahl Bordeauxfabriken

bestehen, die sich gewiß nicht immer der unschädlichen Grundstoffe bedienen, so möchte der Tucumanwein denn doch wohl vorzuziehen sein. Das Bier, wenigstens das aus Europa eingeführte, gilt als Luxusgetränk. Deutsche Marken haben nach und nach die englischen verdrängt, müssen aber neuerdings dem billigeren einheimischen Gebräu — die Flasche davon kostet im Wirtshause sechs, im Laden fünf Papierthaler — das Feld räumen. An außergewöhnlichen, dem Durchreisenden auffallenden Nahrungsmitteln bietet Argentinien nicht das geringste, es seien denn eine Anzahl Früchte der gemäßigten Zone, die gleichzeitig mit paraguayischen Orangen, mit brasilischen Bananen und Ananas aufgetischt werden. Eigenartig ist für Buenos Ayres die Sitte, daß allabendlich durch jede auch der entlegensten Straßen einige Milchkühe getrieben werden. Die Einwohner werden durch das Geklingel der Kuhglocken darauf aufmerksam gemacht und kommen mit Gläsern und Gefäßen aus den Häusern, um sich vor dem Zubettegehen einen Trunk warmer Milch zu holen.

Auffallend ist es, daß ein so energisch und mit so viel hochtönender Reklame vorwärtsstrebendes Land wie Argentinien sich bis vor kurzem mit Münz- und Währungsverhältnissen begnügt hat, wie sie sich gleich elend und verworren wohl nirgendwo sonst mehr auf der Erde vorfanden. Den amtlichen Berechnungen lag allerdings im gesamten Bereiche der Republik eine Münze namens Gold-Patacon zu Grunde, die aber ganz imaginär war, sintemal noch niemand ihre nähere Bekanntschaft gemacht hatte. In Buenos Ayres war, seit 1876 der Zwangskurs eingeführt worden, alles Hartgeld aus dem Verkehre verschwunden, anstatt dessen begnügte man sich mit schmutzigen, bezeichnenderweise mit Ochsen und Schafen geschmückten Papierfetzen, deren Wert ihrer Aufschrift zum Trotze sehr gering war, und komisch genug klang es, wenn der deutschsprechende Kellner eines Wirtshauses für das Glas Bier „zwei Thaler“, oder der Haarschneider für seine Dienstleistungen „zehn Thaler“ verlangte. Außer diesen Scheinen aber, die auf Pesos de moneda corriente (ein

Papierthaler, geschrieben m/c $1, hatte ungefähr einen Wert von 16 deutschen Pfennigen) lauteten, gab es auch noch solche, die auf Peso fuerte lauteten und fünfundzwanzigmal mehr wert waren. Ein Schein mit der Aufschrift Diez Pesos galt beispielsweise 1,60 Mark, ein solcher mit der Aufschrift Diez Pesos fuertes 40 Mark. Und um die Verwirrung voll zu machen, gab es keinerlei Papiergeld, welches für die ganze Republik gültig gewesen wäre. Die auf Pesos und Pesos fuertes ausgestellten Noten der verschiedenen Banken in Buenos Ayres galten bloß für die Provinz gleichen Namens, die auf Pesos Bolivianos ausgestellten Scheine der Provinz Cordoba galten bloß für diese, und das gleiche wiederholte sich bei allen übrigen Provinzen. Dazu kam die nicht minder auffallende Thatsache, daß man im bürgerlichen Leben allenthalben in Argentinien, ausgenommen die eine Provinz Buenos Ayres, nach den alten minderwertigen Pesos Bolivianos — Bolivien hat inzwischen im Anschluß an Chile, Peru und Kolumbien ein verbessertes Münzsystem mit Dezimaleinteilung eingeführt — rechnete. Nun zerfiel der alte Peso Boliviano in 8 Realen, und noch während meiner Reisen durch Argentinien waren in 13 von den 14 Provinzen Argentiniens außer den Provinzialbanknoten bloß halbe und Viertels-Bolivianos in Umlauf. Die Provinzialbanknoten existierten in Abschnitten bis zu einem Real und es stand darauf geschrieben, daß der Vorzeiger für acht solcher Scheine einen bolivischen Peso erhalten werde, in Wahrheit aber wurde der alte bolivische Silber-Peso allenthalben zum Kurse von neun Papier-Realen angenommen. Dieses ganze zerfahrene System würde sich schon früher als unhaltbar erwiesen haben, wenn nicht im Handelsverkehre mit fremden Ländern denn doch jener imaginäre, in 100 Centavos zerfallende Patacon, Piaster, Dollar oder Peso fuerte seine Dienste geleistet hätte. Man setzte eben die Preise in Patacons aus und berechnete jene Münzen oder Kassenscheine, in denen Zahlung erfolgte, nach ihrem jeweiligen Marktwerte.

Für den Patacon gibt es leider kein andres Zeichen

als für den nordamerikanischen Dollar, die brasilischen Milreis und alle jene zahlreichen Pesosorten von Südamerika, nämlich das Zeichen $. Nun wird das Pfund Sterling, welches ja im Welthandelsverkehre unter allen Münzsorten der König ist, gewöhnlich zu $ 4,88 bis $ 4,90 (argentinischen Patacons) angenommen und man berechnet den alten bolivischen Peso mit $ 0,70, den neuen, der mit dem Peso von Chile, Peru und Kolumbien gleichwertig ist, mit $ 0,80, die Freimarken lauten gegenwärtig — früher besaßen einzelne Provinzen, wie z. B. Corrientes und Cordoba, eigne Freimarken — in der ganzen Republik auf Centavos, und das Porto eines Briefes nach Europa beträgt, um ein Beispiel anzuführen, $ 0,12, oder 3 Papierthaler von Buenos Ayres. Uebrigens waren schon während meiner Anwesenheit in Buenos Ayres die Münzen in Thätigkeit, um jenem „Nationalbier", jener „Nationalwurst" und all jenen schönen Nationaldingen, von denen man in Argentinien zu sprechen pflegt, nun auch endlich das Nationalgeld hinzuzufügen. Und eigentümlich genug ist es, daß gerade ein politisch so unruhiges Land wie Uruguay die schönste Hartgeld- und Dezimalwährung besitzt, während Brasilien und Argentinien sich trotz ihres besseren Kredits mit schmutzigem und zerrissenem Papiergelde begnügen, beziehentlich letzteres sich bis vor kurzem damit begnügt hat. Dasselbe aber wiederholt sich ja auch in den finanziell zerrütteten Ländern des Orients. Wo das Vertrauen in die Staatsleistung dermaßen gesunken ist, daß niemand ihren Versprechungen Glauben beimißt, da kann natürlich das Papiergeld keinen Eingang finden. In dieser Weise ist das Papiergeld vom Handelsstande Montevideos erfolgreich zurückgewiesen worden. Im heutigen Uruguay gilt das Pfund Sterling gesetzlich $ 4,70 (uruguayische Pesos fuertes) und die deutsche Doppelkrone, ebenfalls gesetzlich, $ 4,60, sowohl die silbernen Pesos fuertes aber wie die Nickel- und Kupfermünzen (für 10 Centesimos ist die Bezeichnung „Real" üblich) hat man absichtlich minderwertig ausgeprägt, damit sie nicht außer Landes gehen. Um auch

gleich Paraguay zu erwähnen, so genüge die Angabe, daß man sich auch dort mit einem imaginären Patacon begnügt, in dem alle Preise ausgesetzt werden, während man die thatsächlich umlaufenden Münzen nach ihrem jeweiligen Marktwerte berechnet. Von einheimischem Gepräge gibt es bloß noch aus Lopezscher Zeit einige Kupfermünze, das Pfund Sterling aber berechnet man mit ℳ 5 (paraguayische Patacons), den alten bolivischen Peso mit ℳ 0,75 und den neuen bolivisch-chilenisch-peruanisch-kolumbischen Peso mit ℳ 0,85.

Und nun zu einem gänzlich verschiedenen Thema, ohne dessen Behandlung jedoch die Schilderung der argentinischen Hauptstadt unvollständig sein würde. Die beiden La Plata-Städte erfreuen sich bei der Seltenheit langwieriger Landregen fast beständig eines klaren, heiteren Himmels; das Klima gleicht ganz auffallend demjenigen Mittel- und Norditaliens. Die Luft von Buenos Ayres ist aber darum doch nicht immer so vortrefflich, wie der Name dieser Stadt der „guten Lüfte" es verheißt; wenn die Sonne recht tüchtig auf die Dächer der tiefgelegenen, schutzlosen Stadt brennt, so vermag man es in den dumpfen, drückenden Parterreräumen, bei denen bloß das Oeffnen der Thüre dem Luftzuge Zutritt gestattet, kaum auszuhalten. Dazu kommt die zweifelhafte Beschaffenheit des aus dem Flusse destillierten Trinkwassers (früher gab es sogar bloß Zisternenwasser) und (trotzdem man viel von Kanalisation spricht) die allerungenügendste Abfuhr, so daß auch das heutige Buenos Ayres für etwaige Epidemien ein einträgliches Feld sein würde. Seitdem aber das gelbe Fieber 1871 so schrecklich gewütet — 140 000 Menschen sollen damals geflohen und von den Zurückbleibenden 25 000 gestorben sein —, ist kein solch schlimmer Gast mehr zum La Plata gekommen und die Gesundheitsverhältnisse sind im allgemeinen recht günstig. Während des ersten Semesters 1881 bezifferten sich beispielsweise in der Provinz Buenos Ayres die Geburten auf 10 151 (darunter 25 Proz. uneheliche), die Todesfälle bloß auf 4984. Was das Pflanzenleben betrifft, so gedeihen schon

Apfelsinen und Zitronen nicht mehr, geschweige denn Bananen, Ananas oder sonstige Tropenfrüchte; für Kirschen hinwiederum und manche andre Obstsorten ist das Klima schon zu warm, so daß eigentlich bloß Pfirsiche, Aprikosen, Birnen und Weintrauben reichlich und in vortrefflicher Beschaffenheit vorkommen. Die Urteile lauten jedoch sehr verschieden und ebenso schwer hält es, sich über den Umfang des winterlichen Laubabwerfens der Bäume klar zu werden. Es gibt ja ohnehin nicht gerade sehr viel Bäume am La Plata und unter diesen verlieren alle aus Europa eingeführten im Winter ihr Laub. Etwa die Hälfte des Baumwuchses besteht jedoch aus Nadelhölzern, Myrtaceen, Eukalypten u. s. w., deren Aussehen sich im Winter nur wenig verändert.

Die Landschaftsfarben sind am La Plata weit lebendiger als in Brasilien, sie gleichen ebenso, wie die klimatischen Verhältnisse, denjenigen Italiens. Nun ist es allerdings eine alteingelebte Ansicht, daß der Tropengürtel den blauesten Himmel und die glühendsten Farben besitze; gerade deshalb aber, weil diese Ansicht so tief wurzelt, möchte ich ihr eine kurze Widerlegung widmen. Selbst in neueren und neuesten Geographiewerken wird von „dem herrlichen Blau des Tropenhimmels" gesprochen. Nun ist aber, wenn man einmal alle Tropenländer in einen Topf werfen will, der Tropenhimmel nichts weniger als wundervoll blau, seine Farbe ist ebenso matt wie diejenige des Himmels von Berlin. Woher jener allgemein verbreitete Irrtum, der sich von Buch zu Buch weiterschleppt und selbst in den Aeußerungen solcher Leute wiederkehrt, die thatsächlich in den Tropen gelebt haben? Wir möchten einen Versuch machen, im folgenden den Ursprung dieses Irrtums zu erklären. Schon demjenigen, der bloß von Köln nach Paris reist, wird ein gewisser Unterschied in den Farbentönen und auch in Bezug auf das Blau des Himmels auffallen. Schon das Bois de Boulogne besitzt Farben, die um einige Schattierungen lebhafter sind als diejengen des Berliner Tiergartens oder des zoologischen Gartens zu

Köln. Noch mehr tritt das hervor, sobald man sich eine Strecke südwärts, etwa zum Genfer See, wendet. Oberitalien bringt eine neue Steigerung, Rom und die Kampagna wieder eine, und wer das Phänomen weiter verfolgen wollte, würde in den glutversengten Farben, dem blauschwarzen Himmel, dem roten, violetten und selbst grünen Dämmerungspurpur Nordafrikas und namentlich Aegyptens dessen Höhepunkt entdecken. Dringt man weiter in südöstlicher Richtung vor, etwa nach Indien hin, so begleiten uns die glühenden Farben des Orients längs der ganzen Küste Arabiens und bis über Sokotara hinaus. Wer aber in Ceylon landet, auf Java oder wo immer in der ostasiatischen Tropenwelt, der wird keinen blauschwarzen Himmel mehr finden, sondern neben und über aller verschwenderischen Tropenvegetation die gewohnten Farbenschattierungen Mitteleuropas. Der Maler, dem es beliebt hat, die Palmen von Java mit Purpurtönen im Hintergrunde wiederzugeben, dieser Maler hat ganz gewiß gelogen. Und ebenso wie in Südasien ist es im tropischen Nordaustralien, in Brasilien und Westindien. Man übersieht eben nur allzu häufig, daß das Blau des Himmels und die Landschaftsfarben sehr wenig mit der Temperatur und sehr viel mit dem Feuchtigkeitsgehalte der Luft zu schaffen haben. Wie aber sollte in jenen feuchtigkeitüberladenen Tropenländern, in denen Kleider oder Schuhe, die ein paar Tage ohne Lüftung bleiben, sich mit einer Schicht von Pilzen überdecken, der Anblick eines tiefblauen Himmels herauskommen? Aegypten und der Orient verdanken ihre glühenden Purpurtinten der Reinheit und Trockenheit der Luft, ähnliche Verhältnisse walten in Kalifornien, ähnliche Verhältnisse walten auch, obwohl sehr selten, hier und dort in den Tropen, beispielsweise auf den Hochebenen von Festlandsindien, im allgemeinen aber finden sich intensives Blau des Himmels und lebhafte Farben weit häufiger in subtropischen als in tropischen Ländern. Die Ansicht, daß nach der Analogie Italiens und Aegyptens die Farben immer lebhafter würden, je mehr man sich

dem Aequator nähere, beruht eben auf Irrtum. In einzelnen Fällen ist auch die Erklärung der Farbenverhältnisse eines Landes beinahe ebenso schwierig, als wenn man bei dieser oder jener Person bestimmen sollte, warum sie eine blühende oder blasse Gesichtsfarbe habe. Auch die Länder besitzen gerade so gut wie die Menschen ihren individuellen Charakter. Peru beispielsweise, unter allen Tropenländern eines der trockensten, ein Land, in dem es nahezu niemals regnet, besitzt trotz seiner vielen kahlen, das Sonnenlicht zurückstrahlenden Gesteinflächen keine andern Farben als Köln. Die Erklärung liegt in diesem Falle darin, daß die höheren Luftschichten während des ganzen Jahres im Winter mehr, im sogenannten Sommer weniger mit grauen Nebelmassen überladen sind, die höchstens als Tau, niemals als Regen zu den feuchtigkeitdürstenden niederen Luftschichten und dem ausgetrockneten Erdreiche gelangen.

Zu den unangenehmsten Eigentümlichkeiten des im allgemeinen gar nicht üblen La Plata-Klimas gehören die gefürchteten Pampero-Stürme, wie ich einen der schlimmsten am 9. November in Buenos Ayres miterlebte. Nachdem während mehrerer Tage eine äußerst schwüle Witterung geherrscht hatte, begann sich gegen Mittag der Himmel zu bedecken und eine mächtige blauschwarze Wolkenwand lagerte während mehrerer Stunden unbeweglich am Horizonte. Gegen 4 ½ Uhr verließ ich meine Wohnung, um einen Besuch abzustatten; es war windstill und der Himmel drohte mit einem Gewitter. Etwa zehn Minuten später begann es in mäßigem Wirbelwinde durch die Straßen zu sausen und kleine Staubsäulen aufwärts zu heben. „Sollst du nach Hause zurückkehren?“ überlegte ich; die Sache schien aber noch nicht so dringend zu sein. Als ich mich jedoch um die nächste Straßenecke wandte, kam es herangestürmt, als ob aller Staub und Sand der afrikanischen Wüsten sich hier ein Rendezvous gegeben hätte. Man sah keine Häuser mehr, keine Straßen, ich schloß die Augen und drückte mich in die Nische eines Hauses, während mehrere Minuten lang ein

ununterbrochener Sandsturm durch die Straßen dahinfegte. Als ich die Augen wieder zu öffnen vermochte, fielen bereits die ersten schweren Regentropfen, Donnerschläge von unerhörter Gewalt folgten nach, und als ich abermals eine halbe Stunde später ans Nachhausegehen dachte, glichen die meisten Straßen kleinen Seen, in denen man bis zur Höhe des Kniees herumwaten mußte. Die Trottoirs waren von herabgeworfenen und zerbrochenen Dachpfannen bedeckt, in den Straßen schwamm allerlei Hausrat, auf der Reede war ein Schiff gekentert und das schon beinahe vollendete Ausstellungsgebäude, das Ausstellungsgebäude, welches demnächst die ankommenden Waren hätte aufnehmen sollen, existierte nicht mehr. Nicht ein Pfosten war davon stehengeblieben, nicht ein Balken, ein Brett war mehr in seiner früheren Lage, das Material lag so hübsch übereinandergeschichtet auf dem Platze, als ob ein etwas unordentlicher Baumeister es behufs späterer Verwendung dort hätte aufführen lassen.

Dieses dem Ausstellungspalaste zugestoßene Unglück war um so mißlicher, als die Eröffnung der vom «Club industria» zur Feier des 300jährigen Bestehens von Buenos Ayres und ursprünglich für das Jahr 1880 geplanten Ausstellung schon mehrmals, zunächst wegen des Krieges zwischen Buenos Ayres und der Zentralregierung, dann wegen der Besorgnis vor einem Zwiste mit Chile hatte verschoben werden müssen. Die Eröffnung erfolgte schließlich am 18. März 1882.

Daß durch eine Verkettung glücklicher Umstände für längere Zeit Antwerpen den La Plata-Handel nahezu monopolisiert hatte, gehört in Deutschland zu den allgemein bekannten Thatsachen; daß aber der bei weitem größte Teil dieses Handels durch deutsche Hände geht, scheint mir um so mehr einer Erwähnung und selbst längeren Auseinandersetzung wert zu sein, als diese Machtstellung der deutschen Kaufleute am La Plata in ihrem heutigen Umfange erst seit wenigen Jahren besteht. Mit dem Sturze des Tyrannen Rosas begann in den fünfziger

Jahren der Handel Argentiniens in vorher ungeahnter Weise aufzublühen; überseeische Telegraphen aber und transatlantische Postdampfer waren doppelschneidige Waffen, welche, die Energie des Handelsverkehres aufs äußerste steigernd, auch die Wirkungen der von 1873 bis 1878 andauernden Handelskrisis um so tiefer empfinden ließen. In den Jahren 1873 und 1874 gab es wie allerwärts so auch hier eine auffallend große Anzahl von Bankerotten, in dem darauf folgenden Gesundungsprozesse hat jedoch, ohne daß bis zu diesem Augenblicke von glänzender Geschäftslage die Rede hätte sein können, der deutsche Kaufmannsstand fortdauernd Boden gewonnen.

In Buenos Ayres spielen heutigestags die deutschen Kaufleute dem Anteile nach, welchen sie am Ausfuhrhandel nehmen, die erste Rolle; eingebüßt haben am meisten die Engländer, die jedoch noch immer die größte Kapitalkraft besitzen, während der französische Kaufmannsstand zwar viele Firmen, aber doch mehr solche zweiten oder dritten Ranges, Firmen, welche ihren Verdienst in den untersten Rangstufen des Handels und Gewerbes suchen, in sich schließt. Der Ausfuhrhandel, so sagt man, gehe nahezu vollständig und der Einfuhrhandel zu einem großen Teil durch deutsche Hände. Die Gründe dafür, daß deutsche Kaufleute namentlich ihren englischen Nebenbuhlern mehr und mehr Feld abgewinnen, liegen einesteils in der persönlichen Tüchtigkeit und Zähigkeit gar vieler unter ihren Angehörigen, zweitens, so seltsam dies auch klingen mag, in einer schwierigern Gestaltung oder, wie die Kaufleute es zu nennen pflegen, Verschlechterung des Geschäfts. Als in den La Plata-Staaten der Verbrauch europäischer Waren begann, nahm man ohne viel Federlesens, was herübergesandt wurde, und da England sowohl wie Frankreich am flinksten zur Stelle waren, so haben sich einmal der schwer wieder auszurottende Geschmack und die Vorliebe für englisch-französische Waren eingebürgert. Mit zunehmendem Angebot und namentlich mit der Handelskrisis kam ein etwas wählerischer Geist in die Leute, und da die Engländer

vielleicht ein bißchen allzu konservativ an dem Althergebrachten, an ihrer stolzen und ehrenwerten Vorliebe für die Waren des eignen Vaterlandes festhielten, da sie noch immer fast ebenso wie früher in Stapel- und Massenartikeln arbeiten wollten, so vermochten ihnen die rührigen kosmopolitischen Deutschen, denen bei ihrem Warensortiment weit mehr Urteil und Ueberlegung zu Gebote stand, den Rang abzulaufen. Auch das mehr persönliche Ansehen der deutschen Kaufleute ist im Wachsen begriffen, wenn es sich auch einstweilen mit demjenigen der kapitalkräftigeren und bei allerlei Eisenbahn- und sonstigen Unternehmungen beteiligten Engländer noch nicht ebenbürtig zu messen vermag.

Unter denjenigen Ausfuhr- und Einfuhrfirmen von Buenos Ayres, deren Inhaber Ausländer sind, können etwa 60 als deutsche, 50 als französische, 36 als englische, 19 als italienische, 4 als spanische und 4 als nordamerikanische bezeichnet werden, wobei jedoch zu bemerken ist, daß der Geschäftsumschlag der 36 englischen Firmen vielleicht doppelt so groß ist, als der der 50 französischen. Die Namen der deutschen Häuser sind: Boie Hermanos und Co. (Mitglieder der Firma: G. Boie, W. Grabau, Einfuhr von Manufakturwaren), P. Dillemann & Co. (Mitglied P. Dillemann in Paris und F. Katzenstein, Einfuhr von Eisenwaren, Agentur in Paris), Th. Bracht & Co. (Mitglied Th. Bracht in Antwerpen, A. Meyer, H. v. Bernhard, Ausfuhr von Landesprodukten), H. H. v. Eicken (Mitglied H. H. v. Eicken jun. in Antwerpen, H. H. v. Eicken sen., W. v. Eicken, Ausfuhr von Landesprodukten), Fels & Co. (Mitglied Adam Fels, Querfeld, Einfuhr von Manufakturwaren), Hardt, Koch & Co. (Mitglied E. Hardt, J. Koch, Prokurist W. Staudt, Kommanditäre Hardt & Co. in Berlin und J. Wülfing & Sohn in Lennep, Einfuhr von Manufakturwaren, Ausfuhr von Wolle), J. Steinheuer, Fr. Loog Nachfolger (Mitglied J. Steinheuer, Fr. Loog in Deutschland, Einfuhr von Goldwaren), Lüders & Co. (Mitglied C. Lüders in Hamburg, G. Meyn, Prokurist E. Kettenbusch, Einfuhr

von Kurzwaren, Agentur für die Hamburger Dampfer), Mallmann & Co. (Mitglied E. Mallmann in Paris, F. Mallmann, E. Wagenknecht, O. Lackmann, Einfuhr von Manufakturwaren, Ausfuhr von Landesprodukten, Häuser in Paris und Montevideo), Mantels und Pfeiffer (Mitglied A. Mantels, Chr. Pfeiffer, F. W. Rabba, Einfuhr von Kurz- und Eisenwaren), G. Rick & Co. (Mitglied G. Rick in Köln, G. Büttner, Ausfuhr von Landesprodukten), Saffenberg & Co. (Ausfuhr von Landesprodukten), Wedekind, Fehr & Co. (Mitglied S. Niebuhr, Wedekind in Hamburg, C. Fehr in Zürich, C. Cropp in Burscheid, Becker in Montevideo, Prokurist J. Fischer, Einfuhr von Manufakturwaren und Einzel-Ausfuhrhaus in Montevideo), Bletscher & Co. (Mitglied W. Pickenpack, W. Schröder, Ladengeschäft und Gerberei), E. Brandes & Co. (Mitglied E. Brandes in Paris, W. Möller, Einfuhr von Kurzwaren), H. Burmeister (Konsignatär für Landesprodukte), Ad. Hopmann (Agentur für Manufakturwaren), W. Lippold (Einfuhr von Spielwaren), C. Wiesner de Chapeaurouge (Konsignatär für Landesprodukte), Arning & Hütz (Mitglied W. Arning in Rotterdam, H. Hütz in Antwerpen, Ausfuhr von Landesprodukten, Einfuhr von Eß- und Trinkwaren), Bemberg, Heimendahl & Co. (Mitglied O. Bemberg und Wehner in Paris, R. Heimendahl, Einfuhr von Manufakturwaren, Ausfuhr von Talg, Häuser in Rosario und Paris), Moller & Co. (Mitglied E. Moller, A. Moll, Garbens, Einfuhr von Kolonialwaren, Ausfuhr von Landesprodukten), E. Tornquist & Co. (Mitglied E. Tornquist, R. Lynen, F. Lynen in Montevideo, Prokuristen J. Golff, A. Böhmer, E. Hecker, Einfuhr von Kurz- und Kolonialwaren, Ausfuhr von Landesprodukten, Häuser in Montevideo und Rosario), Hammer & Peltzer (Mitglied E. Hammer, R. Peltzer, Einfuhr von Droguerien und Brauerei), R. Krüger & Co. (Mitglied R. Krüger, S. Kley, Einfuhr von Kristallwaren und Porzellan), C. Lenz Nachfolger (Mitglied E. Lenz, A. Lenz, C. A. Sick, Einfuhr von Goldwaren), Zieser & Co. (Mitglied W. Zieser, C. Josué, Register von Manufakturwaren).

Fernere deutsche Firmen sind: W. Bertram (Ausfuhr von Landesprodukten), O. Dillenius (Einfuhr von Goldwaren), G. Kohlstedt & Co. (Einfuhr von Manufakturwaren), Lohmann & Co. (Mitglieder F. Lohmann in Iserlohn, C. Stamm, Einfuhr von Kurzwaren), Peters Hermanos (Einfuhr von Kolonialwaren), Baron Bahre & Jansen (Einfuhr von Kurzwaren), F. Bertuch & Co. (Einfuhr landwirtschaftlicher Artikel), W. Schneidewind &. Co. (Einfuhr von Kolonialwaren, Zigarren u. s. w.), Deetgen & Co. (Ausfuhr von Landesprodukten, Einfuhr von Eß- und Trinkwaren), H. Hollmann & Co. (Ausfuhr von Landesprodukten), Th. Hegenbarth (Mitglieder Th. Hegenbarth, O. Hegenbarth, Einfuhr von Kristallwaren), Ernesto Ingwersen (Einfuhr von Korallenarbeiten), R. W. Kirschbaum (Einfuhr von Eisenwaren), W. Müller (Einfuhr von Droguen), H. Rathje (Einfuhr von Tabak und Zigarren), Sehlmeyer & Voigt (Einfuhr von Manufakturwaren), Aug. C. Linck & Co. (Einfuhr von Kolonialwaren und Zigarren), Hermann Altgelt (Einfuhr von Kolonialwaren und Einzel-Ausfuhr), F. Heitmann & Co. (Einfuhr von Kolonialwaren), H. Retienne (Einfuhr von Droguen), G. Ruscheweyh & Co. (Einfuhr von Kurzwaren), A. Simmermacher (Einfuhr von Droguen) und P. O. Wirths (Einfuhr von Kolonialwaren).

Eine Erwähnung verdienen des weitern die sogenannten Barraqueros oder Einkäufer von Landeserzeugnissen, weche zwar nicht selbst Ausfuhrhandel treiben, unter denen sich aber einige sehr energische und reiche Firmen befinden. Es sind dies: G. Bachmann, W. Beckhaus, A. Brüning, F. Brunkhorst, Bardeloß & Lüders, G. H. Clausen, Dan. Dieckmann, A. Ebbinghaus, C. W. Fremery, Hugo Grieben & Co., O. Hinsch, Ed. Napp, A. Schleicher & Vogtherr, D. Kirchhoff, A. Ellerhorst. Und schließlich gibt es noch 34 deutsche Mäkler. Eine Aufzählung der nicht besonders zahlreichen Ladengeschäfte (Franzosen und Italiener haben in dieser Hinsicht das Monopol) würde für deutsche Leser keinen Wert haben; wir erwähnen bloß die Noltesche Buchhandlung. Die ehedem in Buenos Ayres

bestehende „Deutsch-Belgische La Plata-Bank“ ist 1875 infolge der etwas unklugen Verwaltung eingegangen, bloß in Montevideo, wo die Regierung der Bank große Summen schuldete, gibt es bis zur Abwickelung dieser Forderungen noch eine Filiale.

So viel über die deutschen Kaufleute in Buenos Ayres. Eine hohe Rangstellung der in fremde Länder ausgewanderten deutschen Kaufleute ist aber noch lange nicht gleichbedeutend mit einer hohen Rangstellung des deutschen Handels, des Verkehres von und nach Deutschland. Die deutschen Kaufleute sind allerwärts Kosmopoliten und ganz besonders sind sie es in Buenos Ayres; sie beziehen ohne Rücksicht auf die Herkunft ihre Waren nach dem Geschäftsinteresse; sie haben keine Dienste von unsrer Seite zu erbitten, wir aber wohl welche von ihnen. Die hier am Platze ansässigen Engländer und Franzosen beziehen niemals deutsche Waren, wohl aber beziehen die Deutschen englische und französische Waren. Da steckt also ein kleines Mißverhältnis, das erst allmählich gehoben werden wird. Es gibt ja im Handel mancherlei derartige Seltsamkeiten. Deutsche Kaufleute besorgen hüben und drüben das Geschäft zwischen Antwerpen und Buenos Ayres oder zwischen Manchester und Buenos Ayres, deutsche Kaufleute führen die beliebtesten Sorten englischer Kattune ein, deutsche Schiffe kommen von fremden Häfen und bringen fremde, fremde Schiffe bringen deutsche Waren, und was dergleichen mehr ist.

Nach der offiziellen Statistik der Argentinischen Republik hätte die Einfuhr aus Deutschland sich 1876 auf 1 738 404, 1877 auf 1 990 457, 1878 auf 2 132 778, 1879 auf 1 218 616, 1880 auf 2 288 852 und 1881 auf 3 413 771 Patacons belaufen. Die Reihenfolge der Nationen würde nach dieser Statistik sein: England, Frankreich, Uruguay, Nordamerika, Italien, Belgien, Spanien, Brasilien, Deutschland. Die Ausfuhr nach Deutschland soll 1879 1 536 932, 1880 2 459 859 und 1881 3 875 684 Pesos Fuertes betragen haben. Die Reihenfolge der Nationen ist beim Ausfuhrhandel Frank-

reich, Belgien, England, Nordamerika, Deutschland. Die Vermehrung der direkten Ausfuhr nach Deutschland hat von 1879—1880 nicht weniger als 60,04 Prozent betragen. Nach denselben statistischen Quellen soll Deutschland am Einfuhrhandel 1876 mit 5 Prozent, 1877 mit 5,1 Prozent, 1878 mit 5 Prozent, 1879 mit 2,7 Prozent und 1880 mit 5,2 Prozent, am Ausfuhrhandel 1876 mit 3 Prozent, 1877 mit 2,8 Prozent, 1878 mit 2,7 Prozent, 1879 mit 3,2 Prozent und 1880 mit 4,4 Prozent, und am gesamten auswärtigen Handel 1876 mit 3,9 Prozent, 1877 mit 3,9 Prozent, 1878 mit 4 Prozent, 1879 mit 3,9 Prozent und 1880 mit 4,7 Prozent beteiligt gewesen sein.

Diese ganze Handelsstatistik hat keinen andern Wert, als denjenigen, zu zeigen, in welchem Umfange ein gewisser genau abgegrenzter Teil des Handelsverkehrs zwischen Deutschland und Argentinien gewachsen ist, ein Gesamtbild von dem Umfange dieses Handelsverkehres vermag sie nicht zu entrollen. Der überwiegende Teil aller zum La Plata gesandten deutschen Waren nimmt seinen Weg über Rotterdam, Havre und vor allem über Antwerpen. Dies gilt namentlich für die Rheinlande, aus denen man wohl nur in Ausnahmefällen Waren über Hamburg oder Bremen zum La Plata sendet. Nun figurieren die über Havre und Antwerpen verschifften Waren in den argentinischen Zolllisten als solche von französischer oder belgischer Herkunft, während man doch ohne Uebertreibung behaupten kann, daß der größere Teil aller in Antwerpen gelandeten Waren seinen Weg nach Deutschland nimmt. Wir befinden uns ja einmal in der traurigen Lage, daß ein Teil der zu unsrem Binnenlande gehörigen Küste, daß selbst die Mündung unsres größten und schönsten Stromes andern Nationen gehört. Man behauptet hier, daß sowohl der Handel mit Deutschland im allgemeinen wie auch ganz besonders mit Uebergehung von Antwerpen der direkte Handel sich andauernd und schnell steigere, daß nächst England (dieses sendet noch immer seine Stapelartikel, namentlich Kattune) und Frank-

reich Deutschland schon jetzt die meisten Waren einführe und daß die Verhältnisse sich im Gegensatze zu Nordamerika, wo die eigne Industrie immer mächtiger die Einfuhr bekämpfe, aller menschlichen Voraussicht zufolge in der Zukunft noch besser gestalten würden.

Den deutschen Firmen am La Plata darf man keinen Vorwurf daraus machen, wenn sie noch immer den bedeutendsten Teil ihrer Waren aus England und Frankreich beziehen, sie müssen eben dafür sorgen, im Kampfe des Lebens obenauf zu bleiben. Und dann fehlt es durchaus nicht an dem guten Willen, der deutschen Ware eine größere Verbreitung zu verschaffen; es ist mir im Gegenteil nur selten ein Ort vorgekommen, wo die deutschen Kaufleute sich mit deutscher Ware gleich viel Mühe geben, gleich energisch dafür eintreten. Unter den Kaufleuten von Buenos Ayres habe ich weniger Klagen über die deutsche Industrie gehört, als beispielsweise noch in Rio de Janeiro; man erklärt sie für im höchsten Grade konkurrenzfähig und bedauert bloß, daß sie manche Waren nicht liefern könne oder, hinreichend für das Inland beschäftigt, nicht liefern wolle. Uebrigens ist es mit den Geschäftsverbindungen wie mit Frauen und Regierungen: die Fehler werden schnell bekannt, die Tugenden nur in Ausnahmefällen. Der Gründe, weshalb am La Plata über die deutsche Ware ein günstigeres Urteil gefällt wird als anderwärts, sind zwei. Zunächst haben seit langer Zeit viele deutsche Binnenlandsfirmen, beispielsweise vom Rhein und der Mosel, auf direktem Wege die Erzeugnisse Argentiniens bezogen, und zweitens haben nicht wenige deutsche Fabrikanten, namentlich aus Solingen und Remscheid, zu ihrem großen Vorteile durch persönlichen Aufenthalt in Südamerika den Markt studiert. Die Kenntnis des Geschmacks und der Anforderung eines Landes ist aber für einen lohnenden Ausfuhrhandel das erste Erfordernis: der Produzent hat sich dem Konsumenten anzubequemen und nicht dieser jenem. Ponchos beispielsweise trägt man bloß im Binnenlande von Südamerika, Sarongs bloß unter den Malayen Inselindiens, und da-

bei hat nicht bloß jedes Einzelland, sondern jede Provinz, zuweilen jeder Bezirk seine bestimmte Geschmacksrichtung. Chilenische Ponchos würden in Paraguay nicht bloß unverkäuflich, sondern gänzlich wertlos sein, ebenso umgekehrt. Und nun erst der wechselnde Geschmack an ein und demselben Orte. Hat sich einmal an irgend einem Industrieplatze Europas die genaueste Kenntnis der Bedürfnisse eines überseeischen Konsumlandes eingebürgert, wie dies beispielsweise betreffs der Schweiz mit ostindischen Sarongs der Fall ist, so erhält die kaufmännische Korrespondenz den Produzenten stets auf dem Laufenden, es entwickelt sich ein lohnender Handelsverkehr, dem niemals mit einem Schlage, sondern erst nach langjähriger mühsamer Arbeit Konkurrenz gemacht werden kann. Nun sind England und Frankreich uns überall vorangegangen, sie besitzen die größere Routine und betreffs deutscher Waren wird doch noch stets über die Unkenntnis der betreffenden Märkte geklagt. Wie wäre diesem Mangel abzuhelfen? Das einzige Radikalmittel ist vermehrte Energie, ein Hilfsmittel würden vielleicht Handelsmuseen in Berlin, Hamburg, Köln u. s. w. bilden. Mit diesen Handelsmuseen könnte man aber ständige Musterausstellungen vereinigen, zur Bequemlichkeit jener zahllosen überseeischen Kaufleute, die alljährlich ihrer Einkäufe wegen nach Europa kommen.

Ein amerikanisches Publikum pflegt von Industrie- und Gewerbeerzeugnissen weit mehr zu verbrauchen als ein gleich zahlreiches europäisches. Rechnet man dazu, daß Buenos Ayres, als der Zentralpunkt für ganz Argentinien, eine größere Auswahl an Waren aller Art aufweist, als dies bei europäischen Städten von gleicher Bevölkerungszahl der Fall zu sein pflegt, so wird man begreifen, daß die größte hiesige Firma es bis zu einem Umsatz von 150 Millionen Mark jährlich gebracht hat. Für den auswärtigen Handel kommt außer Buenos Ayres noch Rosario als Versorgerin von wenigstens elf Binnenprovinzen in Betracht, immerhin aber sind Stadt und Provinz Buenos Ayres selbst während des Kriegsjahres

1880 an der Produktion mit 69,5 %, an den Zolleinnahmen mit 87,5 % beteiligt gewesen. Bei der Ausfuhr treten seit den letzten neun Jahren Häute etwas mehr gegen Wolle in den Hintergrund, auch hat seit vier Jahren die Getreideausfuhr einen größern Umfang angenommen. In der Einfuhr ist Deutschland hauptsächlich mit Spiritus, Branntwein, Likören, Geweben, Kleidungsstücken und Eisenwaren vertreten.

Ganz eigenartig und nach europäischen Rechtsbegriffen unerhört ist ein Privilegium der Provinzialbank von Buenos Ayres, wonach deren Forderungen denjenigen aller sonstigen Gläubiger, und mögen dieselben auch früheren Datums sein, voranstehen. Da ist es denn allerdings keine Kunst mehr, Bankier zu sein. Einer der Herren Bankdirektoren behauptete zwar, es würde von jenem Vorrecht niemals mehr Gebrauch gemacht; als ich ihn aber fragte, warum man denn nicht dieses Raubritterprivileg über Bord würfe, erwiderte er, dasselbe bestehe seit 30 Jahren, und selbst Unsitten könnten so tief Wurzel gefaßt haben, daß der bloße Wille, sie auszurotten, nicht genüge. Das größte Bank-Institut des Landes, die Nationalbank, ist kürzlich zu einer Staatsbank für die argentinische Republik umgestaltet und gleichzeitig ihr Aktienkapital von 8 Millionen auf 30 Millionen Patacons erhöht worden.

Was nun die Geschäftslage von Montevideo anbelangt, so sehnt man sich nach der ehrlichen Verwaltung Latorres zurück und erklärt, die jetzige Regierung lasse soviel stehlen und in Privattaschen fließen, daß einerseits der Staat keine Einnahmen mehr habe, anderseits die ehrlichen Kaufleute nicht mehr gegenüber den Schmugglern bestehen könnten. Von den acht Banken, die während der Blütezeit in Mondevideo bestanden, befinden sich die meisten in Liquidation. Amtliche Angaben beziffern die Ausfuhr für 1881 auf 18 300 000 Pesos fuertes gegen 19 752 201 in 1880 und 16 645 961 in 1879. Dabei soll Deutschland bloß mit 78 798 Pesos beteiligt sein (die Reihenfolge ist England, Brasilien, Frankreich, Nord-

amerika, Belgien, Argentinien, Cuba, Italien, Portugal, Spanien, Chile, Deutschland), es ist aber augenscheinlich, daß ebenso wie bei Brasilien der überwiegende Teil des Handelsverkehrs mit Deutschland über Havre und Antwerpen geht.

Die Namen der deutschen Firmen in Montevideo sind: Mallmann & Co. (Einfuhr von Manufakturwaren und Ausfuhr von Landesprodukten); Wedekind, Fehr & Co. (dito); E. Tornquist & Co. (dito); Menet & Co. (Einfuhr von Manufakturwaren); C. Brandes & Co. (Einfuhr von Kurzwaren, sowie Eß- und Trinkwaren); Adolf Rabe (Manufakturwaren); C. F. Ballg (Einfuhr von Leder- und Schuhwaren; dieses Haus gilt auch als schweizerisch); Ernesto Quincke (Kurzwaren und Manufakturen); Fr. C. Tappen (Agent der Fleischextraktfabrik von Lucas Herrera & Co.); Aug. Hoffmann, (Agent der Liebigschen Fabriken von Fray Bentos); Gust. Möller (Agent der Hamburg-südamerikanischen Dampfergesellschaft, der Kosmosline u. s. w.); Joh. Rich. Schwartz (Agent des Norddeutschen Lloyd); Fr. W. Roggen (Ausfuhr von Landesprodukten); Ed. Barthold (dito); G. Michaelsen & Co. (Einfuhr von Materialwaren); C. Engelbrecht (Einfuhr von Pianos); Marquez, Möller & Co. (Ausfuhr von Landesprodukten, Einfuhr von Eß- und Trinkwaren); C. Fribolin (dito); C. Behrens (Agent mehrerer Versicherungsgesellschaften); E. Grauert (Einfuhr von nordamerikanischen und brasilischen Waren).

Fünftes Kapitel.

Die beiden Gaucho-Republiken am La Plata.

(Der Anteil des Indianerblutes an dem Entstehen südamerikanischer Nationen. — Späte Entwickelung der La Plata-Länder. — Rosas, der Nero von Argentinien. — Urquiza. Mitre, Sarmiento, Avellaneda und Roca. — Der Bürgerkrieg im Jahre 1880. — Buenos Ayres erhält dieselbe Stellung wie Washington. — Gewesene Präsidenten in ärmlichen Verhältnissen. — Zur Geschichte von Uruguay. — Artigas, Flores, Latorre und Santos. — Trotz aller Revolutionen ein Aufsteigen zum Bessern. — Die Fremden. — 10 000 Deutsche in Argentinien, mit Einschluß der Deutsch-Schweizer und Oesterreicher 26 000.)

Bei unsrer modernen Tagespresse, aus der ja die überwiegende Anzahl aller Menschen ihre Kenntnisse von fremden Ländern schöpft, ist es ein schwer zu verwindender Fehler, daß mehr über plötzliche Ereignisse und Umwälzungen als über den stilleren Verlauf der natürlichen Entwickelung berichtet wird. Wie aber sollen wir uns, um ein Beispiel anzuführen, über die Lage der Dinge in Südamerika klar werden, wenn bloß ab und zu eine nicht näher erläuterte Nachricht von Revolution, Präsidentenwechsel, Erdbeben oder ähnlichem zu uns herüberdringt? In ihrer ewigen Wiederholung wirken diese Meldungen ermüdend; ein höheres Interesse können sie bloß für den haben, der hinreichend mit südamerikanischer Politik vertraut ist, um jenen ganzen Entwickelungsgang zu verfolgen, in dessen Verlauf die einzelne Nachricht bloß ein Glied darstellt.

Und ein Entwickelungsgang, ein Aufsteigen zu ruhigeren Zuständen und höherer Kultur ist thatsächlich auch in jenem spanischredenden Teile von Südamerika erkennbar, den wir als einen einzigen Revolutionsherd zu betrachten gewohnt sind. Dieser Entwickelungsgang ist für die verschiedenen Teile von Spanisch-Südamerika, in welche dasselbe zu Anfang dieses Jahrhunderts zerfiel, verschieden gewesen, und wer heutigestags, wie das noch so vielfach geschieht, alle diese zahlreichen Republiken in einen Topf werfen wollte, der würde den Thatsachen geradeswegs ins Gesicht schlagen. Ich entsinne mich, in einer der bedeutendsten englischen Zeitungen eine Phantasiekarte unsrer Erde gesehen zu haben, welche die bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts zu erwartenden politischen Umwälzungen darstellen sollte. Die spanischen Republiken hatten sich auf dieser Karte mit Brasilien zu einem einzigen großen Staatenbunde zusammengeschlossen, dem auf der Nordhemisphäre die durch den Erwerb von Kanada und Mexiko vergrößerte Union gegenüberstand. An eine solche Zukunft Südamerikas, an den Zusammenschluß zu einem Staatenbunde, wie er für Australien thatsächlich im Bereiche der Wahrscheinlichkeit liegt, glauben manche Leute, die Südamerika bloß aus der Studierstube kennen; wer selbst längere Zeit in den einzelnen Staaten gelebt hat, wird trotz aller gelegentlichen Erwähnung einer „Union Americana“ weit eher das Gegenteil, d. h. eine fortschreitende Erweiterung des zwischen den einzelnen Republiken bestehenden Gegensatzes voraussagen.

Es klingt allerdings ein bißchen seltsam, wenn in Südamerika soviel von einer orientalischen, einer paraguayischen, einer argentinischen Nation ꝛc. gesprochen wird, die doch alle, wenigstens in ihren gebildeten Kreisen, ein und dieselbe Sprache reden; thatsächlich aber hat schon vor Jahrhunderten die Ausbildung eigner Nationalitäten begonnen, und wenn auch heutigestags nach unsren Begriffen das Wort „Nation“ noch nicht ganz zutreffend sein sollte, so wird doch morgen oder übermorgen niemand mehr etwas daran auszusetzen haben. Manche

Eigentümlichkeiten, wie z. B. der stark entwickelte politische Ehrgeiz und die Anlage zur Rhetorik sind allen spanisch-redenden Südamerikanern gemeinsam, daneben aber vergleiche man doch einmal den Argentiner mit dem Chilenen: man wird in Bezug auf körperliche, geistige und Arbeitsanlagen die größte Verschiedenheit finden. Mir dünkt es, daß der Gegensatz zwischen Argentinern und Orientalen nicht minder groß sei als derjenige zwischen Deutschen und Schweizern, der Gegensatz zwischen Argentinern und Chilenen nicht minder groß als zwischen Deutschen und Oesterreichern. Den Paraguayern aber stehen die Argentiner wie wir den Niederländern, den Brasiliern wie wir den Franzosen gegenüber. Und wie auch könnte es anders sein, wenn man die ungeheure Verschiedenheit der Bodengestaltung, der Lebensweise, der Erwerbsverhältnisse, namentlich aber die Verschiedenheit bei jenem Grundstock niederer Völkerschaften in Betracht zieht, auf welchen das europäische Reis aufgepfropft ist. Im größten Teile von Brasilien bilden Neger und die Reste einzelner Indianerstämme den Grundstock der Bevölkerung, die argentinische Nation aber, wenn man einmal von einer solchen sprechen will, ist aus einer Vermischung der Spanier mit den rohen und wilden Pampa-Indianer, die paraguayische aus dem sanfteren Volke der Guarani, die chilenische aus dem der Araukaner hervorgegangen, und im Inneren Perus lebt noch heute, wenn auch unterdrückt und verdummt, so doch beinahe unvermischt die alte Rasse der Quichua. Vergleicht man aber die große Verschiedenheit im Charakter jener Pampa-Indianer, jener Guarani, Araukaner und Quichua, so wird man den Zerfall des spanischen Südamerikas in beinahe ein Dutzend Republiken kaum mehr als Zufälligkeit ansehen dürfen.

Unter einem Einflusse von außen her, der sich fortdauernd auf den gesamten Komplex erstreckt hätte, und wäre es auch nur die Fortdauer der spanischen Herrschaft gewesen, hätten diese Länder für längere Zeit vereint bleiben können; nachdem aber einmal die auf ihnen lastende Hand weggenommen war, ist es weit eher als

ein Wunder zu betrachten, daß sie in nicht noch weit mehr Fetzen zerfallen sind. Der Grund, weshalb dieses nicht geschah, ist wohl in der aus Nordamerika übermittelten Föderativ-Schablone zu suchen, die dem Ehrgeize vieler ein ergiebiges Feld schuf, und so wird man, sobald man einmal den rücksichtslosen Egoismus spanischer Politiker als vorhandene, nicht wegzuleugnende Thatsache annimmt, dieses vielgescholtene Föderativsystem eher als ein Sicherheitsventil ansehen müssen, welches noch weit größere Zuckungen abgewandt hat. In denjenigen Ländern, wo entweder der Volksgeist besonnener war, wie in Chile, oder in solchen, die vermöge ihrer Kleinheit leichter von einem jeweiligen Machthaber beherrscht werden konnten, wie in Paraguay, ist man schneller zur Einrichtung geordneter Zustände gelangt; in jenem riesigen Landkomplexe aber, welcher sich auf der Karte als Argentinien darstellt, war dies erst nach endlosen Versuchen und Umwälzungen möglich, und in einem andern umfangreichen Gebiete, dem sogenannten Staatenbunde von Columbien, wird die Sache voraussichtlich noch für lange Zeiten nicht zu ihrem endgültigen Abschlusse kommen. In drei südamerikanischen Republiken, nämlich in Argentinien, in Columbien und Venezuela, hat seit der Loslösung von spanischer Herrschaft die Frage, ob Staatenbund oder Einheitsstaat, die Grundlage aller politischen Umwälzungen gebildet; außerdem aber gab es für Argentinien noch einen zweiten, durch die besonderen Verhältnisse dieses Landes begründeten Zankapfel, der ohne Gegenstück im übrigen Südamerika dasteht: es ist das die Stellung einer übermächtigen, alle Intelligenz und alles Kapital umschließenden Großhandelsstadt zu den ausgedehnten aber schwach bevölkerten Provinzen. Daß für Columbien der Kampf um die Staatsform noch Jahre und vielleicht Jahrzehnte lang fortdauern werde, haben wir bereits als wahrscheinlich bezeichnet, aber auch an der viel weiter entwickelten Ostküste Südamerikas hat die dauernde Konsolidierung und Abrundung der Staaten noch immer nicht ihren endgültigen Abschluß gefunden. Betreffs des ungeheuren Kaiserreiches im Nor-

den ist für eine Zukunft, die sich höchstens auf Jahrzehnte bezieht, der Auseinanderfall in zahlreiche Republiken mindestens ebenso wahrscheinlich, wie eine Fortdauer des heutigen Zustandes. Sollte es aber einmal zur Auflösung Brasiliens kommen, so würden sich nach den Anschauungen solcher Politiker wie Latorre und Silveira Martins zwei Länder, die viel Gemeinschaftliches haben, nämlich Uruguay und die Südhälfte von Rio Grande do Sul, aneinander anschließen. Betreffs Argentiniens scheint, seit im Jahre 1881 die Teilung Patagoniens auch in allen Einzelheiten mit Chile vereinbart wurde, eine weitere Gebietsveränderung für die nächste Zeit nicht mehr bevorzustehen. Der Einheitsgedanke und das Einheitsgefühl ist mit der Einkehr geordneter Zustände immer mehr erstarkt, und wenn sich auch namentlich in den beiden „mesopotamischen" Staaten noch ab und zu zentrifugale Bestrebungen bemerkbar machen, so dürften sie doch schwerlich auch nur zu einem vorübergehenden Erfolge stark genug sein.

Alle diese Betrachtungen haben wir vorausschicken müssen, um in dem nachstehenden knappen Abrisse der Geschichte von Argentinien und Uruguay nicht bloß eine sinnlose Aufeinanderfolge ehrgeiziger Bestrebungen erblicken zu lassen. In Peru ist es immerhin möglich, daß jemand ohne andre Triebfeder als seinen Egoismus, ohne andres Mittel als seine Schlauheit zu den höchsten Gewalten gelangt, in Argentinien aber vermochten doch nur diejenigen emporzukommen, die ihren Ehrgeiz in einer nationalen Idee verkörperten.

Der ersten Entdeckung des La Plata-Stromes im Jahre 1509 folgten furchtbare Kämpfe mit den schlecht bewaffneten aber zahlreichen Indianern und, da Pizarros Glück die meisten Abenteurer nach Peru lockte, ein bloß langsamer Nachschub. 1535 wurde Buenos Ayres zum erstenmal und nach seiner Zerstörung 1580 an einer andern Stelle zum zweitenmal gegründet; 1553 brachte man das erste Rindvieh ins Land, und als die Spanier sich auch im heutigen Paraguay und Uruguay auszubreiten begannen, entbrannte jener langwierige Kampf,

in dem die Raubzüge der portugiesischen Mamalucos eine Hauptrolle spielen und der erst 1776 mit der Verzichtleistung Portugals auf das heutige Uruguay seinen Abschluß fand. Tüchtige Gouverneure, die bald von Spanien herübergesandt, bald von den Ansiedlern erwählt wurden, verwalteten das Land, und was für eisenharte Männer sich darunter befanden, das möge aus der kurzen Erwähnung einer einzelnen Thatsache hervorgehen. Am 2. November 1541 landete ein Adelantado namens Alvaro Nuñez Cabeza de Vaca gegenüber der Insel Santa Catharina im heutigen Kaiserreiche Brasilien und erreichte 130 Tage später mit 150 Mann und 20 Pferden Asuncion, die damalige Hauptstadt der Spanier — ein Marsch durch dichtesten Urwald, der meines Wissens niemals wieder von einer Truppenabteilung unternommen worden ist. Erst 1739 wurde das heute so stattliche Montevideo gegründet, wie denn alles in allem der Aufschwung der La Plata-Länder weit jüngeren Datums ist als die Blüte Brasiliens, Perus und Westindiens.

Jene großartigen Umwälzungen, zu welchen die französische Revolution den Anstoß gab, machten sich nirgendwo in Amerika früher fühlbar als am La Plata. Schon 1801 eroberten die Portugiesen jene orientalischen Missionen, welche, wenn auch als unbenutztes, einer neuen Besiedelung harrendes Land noch heute zur brasilischen Provinz Rio Grande do Sul gehören. In zweiter Linie glaubten auch die Engländer ihr Schäflein ins Trockene bringen zu können: am 27. Juni 1806 wurde Buenos Ayres und im folgenden Jahre Montevideo von ihnen besetzt. Ganz unerwarteterweise aber entwickelten die argentinischen Kreolen unter der Führung des Franzosen Liniers ebenso viel Tapferkeit, wie sie Anhänglichkeit an das alte Mutterland zeigten. In Buenos Ayres vermochten die Engländer sich überhaupt bloß sechs Wochen zu halten, und als am 3. Februar 1807 auch Montevideo mit Sturm genommen wurde, schloß der englische Befehlshaber einen Vertrag, dem zufolge das ganze La Plata-Gebiet geräumt wurde. Nun hatten aber solch stolze

Erfolge das Selbstgefühl der Kreolen außerordentlich erregt, und da es schon damals nicht an ehrgeizigen Geistern fehlte, die das Volk von seiner tiefgewurzelten Anhänglichkeit an die spanische Heimat loszulösen trachteten, so kam es unter dem Eindrucke jener Unglücksnachrichten, an denen keine Post aus Europa es fehlen ließ, zu einer vorsichtigen Form von Unabhängigkeitserklärung. Die Argentiner feiern den 25. Mai des Jahres 1810 als den Geburtstag ihrer politischen Freiheit, einer Freiheit, die bei der gänzlichen Hilflosigkeit des damaligen Spaniens zunächst nicht allzu teuer erkauft wurde. Da sich aber das Blatt auch einmal hätte wenden können, da man sich nicht sicher fühlte, solange die spanische Herrschaft ringsumher auf festen Füßen stand, so kämpfte man nicht bloß gegen jene Altspanier, die sich nach Montevideo zurückgezogen hatten, sondern sandte auch Heere nach Paraguay und Bolivien, um einer Rückeroberung des Landes vorzubeugen. In den Schlachten von Cotagaita, Suipacha, Huagui, Tucuman, Cerrita, San Lorenzo, Vicalpurgio, Ayouma ꝛc. wechselte das Kriegsglück, ein großer Erfolg aber war am 22. Juni 1813 die Einnahme Montevideos, zu welcher der die argentinische Marine befehligende Engländer Brown nicht am wenigsten beigetragen hatte. Im folgenden Jahre überstieg der argentinische General San Martin die Anden, er siegte bei Chacabuco und Maypú, und mit der gänzlichen Vertreibung der Spanier hätte nunmehr die wirtschaftliche Entwickelung des Landes den gehofften Aufschwung nehmen können, wenn sich nicht die innere Zwietracht als der gefährlichste aller Feinde erwiesen hätte.

Was nutzte es, daß mehrere Kongresse von Abgeordneten aller Provinzen aufs neue und in feierlichster Form die Unabhängigkeitserklärung wiederholten, waren doch die politischen Leidenschaften so stark, daß keiner der jeweiligen Machthaber, die den Titel „Direktor“ führten, das Ende seiner Amtszeit erreichte. Als 1820 General Rondeau gestürzt worden war, ohne daß Unitarier und Föderalisten sich über einen Nachfolger einigen konnten, gab es that-

sächlich nicht weniger als 13 verschiedene Regierungen, unter denen Cabildo und Gouverneur von Buenos Ayres eine gewisse Hegemonie ausübten. Im Jahre 1824 versuchte in Buenos Ayres ein konstituierender Kongreß ein neues festeres Band zwischen den einzelnen Provinzen herzustellen und am 7. Februar 1825 trat der noch heutigestags als Argentiniens größter Staatsmann verehrte Unitarier Rivadavia als erster Präsident der Republik sein Amt an. Rivadavia dankte schon zwei Jahre später ab und Oberst Dorrego, der föderalistische Gouverneur von Buenos Ayres, übernahm die Regierung. Gegen ihn zettelte General Lavalle eine Verschwörung an, Dorrego wurde gefangen und erschossen, Lavalle aber vermochte sich gegenüber der Opposition eines einflußreichen Estanciero und Militärs — jenes selben Rosas, der später eine so große Rolle spielen sollte — nicht zu halten und am 6. Dezember 1829 übernahm Manuel Rosas als Gouverneur der Provinz Buenos Ayres gleichzeitig auch, wie dies in Ermangelung eines Präsidenten der Fall zu sein pflegte, die Leitung der Gesamtangelegenheiten; der schlaue Gaucho hielt jedoch seine Zeit noch nicht für gekommen, nach dreijähriger Amtszeit trat er zurück, und erst als der Wirrwarr sich bis zum Aeußersten gesteigert hatte, als man ihm zum sechstenmal die Diktatur antrug, erschien er auf dringendes Flehen abermals, um von nun ab siebzehn Jahre lang die tyrannischste Herrschaft zu führen, welche das spanische Südamerika jemals gesehen hat.

Ehe wir jedoch die weiteren Geschicke dieses modernen Nero verfolgen, mögen ein paar Bemerkungen über Uruguay, den Zankapfel zwischen Argentinien und Brasilien, hier eingeschaltet werden. Nach Abschüttelung des spanischen Joches hatte ein gewisser Artigas, der anfänglich das Schmuggeln und später den Krieg als eine Art von grausamem Sport betrieb, unter den uruguayischen Gauchos das größte Ansehen erlangt; Brasilien aber verband sich mit seinen Gegnern, eroberte das Land (1816—1817) und gab ihm am 21. Juli 1821 nebst dem Titel Provincia Cisplatina eine brasilische Verwaltung. Argentinien

glaubte sich dies nicht gefallen lassen zu dürfen, und nachdem der sogenannte Kriegszug von dreiunddreißig vaterlandsliebenden Uruguayern bereits einen Aufstand entflammt hatte, trat es trotz seiner inneren Verwirrung offen in den Kampf ein. Der argentinische General Alvear siegte bei Ituzaingo und durch den Vertrag vom 27. August 1828 überließ Brasilien die Banda Oriental sich selbst, d. h. den Zerwürfnissen ihrer Staatslenker.

Und nun zurück zu Rosas. Obwohl seinem politischen Glaubensbekenntnisse nach Föderalist, hat er doch wie niemand vor oder nach ihm die ganze Republik zu gunsten der Hauptstadt zentralisiert und nicht ohne Geschick, wenn auch durch unerhörte Greuel, den Krebsschaden des wirtschaftlichen und politischen Lebens, die Anarchie, thatsächlich gebändigt. Von 1835—1843, so behaupten die argentinischen Historiker — unter denen General Mitre der hervorragendste ist — habe Rosas vier Personen vergiften, 722 erdolchen, 1393 erschießen und 3765 den Hals abschneiden lassen; 14 920 seien im Kampfe gefallen, 1600 auf der Straße ermordet worden und 10 000 geflohen. Bei alledem aber hat es Rosas als eine Art von argentinischem Cromwell verstanden, sowohl die wirtschaftlichen Hilfsquellen des Landes zu entwickeln, als eine sparsame und geordnete Verwaltung einzuführen. Der erste Anstoß zu Rosas' Sturz ging von dem bereits erwähnten General Lavalle aus, der von Montevideo aus erfolgreich intrigierte. Rosas, hierob erbittert, entsandte den General Oribe zur Eroberung Uruguays, Montevideo aber, wo außer den einheimischen Truppen eine italienische Legion unter Garibaldi, eine französische unter Oberst Thibaut und eine baskische unter Oberst Brie fochten, hielt sich tapfer. Acht Jahre lang, von 1843—1851, belagerte Oribe die Stadt; als England und Frankreich die Einstellung der Feindseligkeiten forderten, vermochte eine Blockade des La Plata, die von 1845 bis zur französischen Revolution dauerte, ihn ebensowenig zum Abmarsche zu bringen, wie 1851 eine Expedition der Franzosen nach Montevideo. Inzwischen aber hatte Urquiza,

einer von Rosas' Generälen, der zur Zeit Gouverneur der Provinz Entrerios war, sowohl mit andern Provinzen als auch namentlich mit Brasilien Unterhandlungen angeknüpft, die auf den Sturz des argentinischen Diktators abzielten. Am 1. Mai 1851 erließ Urquiza einen Aufruf, überschritt mit sorgfältig ausgerüstetem und von europäischen Offizieren einexerziertem Heere den Uruguay-Fluß, vertrieb Oribe, dessen Soldaten größtenteils zu ihm übergingen, und marschierte nun geradeswegs gegen Buenos Ayres. Rosas brachte in aller Eile 25 000 Mann zusammen, mit denen er bei Monte Caceros Stellung nahm. Am 3. Februar 1852 gab das Schlachtenglück seine in diesem Falle höchst bedeutsame Entscheidung, es entschied für Urquiza. Rosas floh noch am gleichen Abende an Bord des Postdampfers „Centaur", auf dem er nach Southampton abdampfte. Und in Southampton hat der alternde Tyrann bis zu seinem vor wenigen Jahren erfolgten Tode auf einem kleinen Landgute gelebt. Besuchten ihn Gäste aus Buenos Ayres — und ich habe mit vielen Kaufleuten gesprochen, die Rosas durch persönlichen Verkehr kannten —, so pflegte der hochbetagte Greis noch gern seine Geschicklichkeit im Lassowerfen zu zeigen, jene Kunst, in der es ihm ehedem auf der Estancia seines Vaters kein Gaucho gleichgethan.

Daß nach Rosas' Sturze Urquiza das Haupt der provisorischen Regierung wurde, verstand sich von selbst. Seltsamerweise aber hat der glückliche General niemals danach gestrebt, Rosas' Nachfolger zu werden, sei es nun, daß ihm die Lust, sei es, daß ihm die Gelegenheit dazu fehlte. Zu Santa Fé trat auf Urquizas Veranlassung ein Verfassungsrat zusammen, der am 1. Mai 1863 sein Machwerk veröffentlichte, das verwöhnte Buenos Ayres aber wollte sich nicht fügen und nach einer zwecklosen Belagerung verlegte man den Regierungssitz nach Paraná und den Einfuhrhafen für alle ausländischen Waren — diejenigen, die nicht direkt, sondern über Buenos Ayres kamen, mußten achtzehn Prozent Differentialzoll bezahlen — nach Rosario, während die Provinz innerhalb der

Konföderation einen souveränen Staat für sich bildete. Nun hätte, so sollte man meinen, dieses Verhältnis gerade für Buenos Ayres am drückendsten sein müssen. Dem aber war nicht so, die Provinzen müssen wohl sehr sehnsüchtig nach ihrer schönen Hauptstadt verlangt haben, denn man beschloß, Buenos Ayres zu zwingen. Urquiza siegte thatsächlich am 11. November 1859 bei Cepeda und Buenos Ayres nahm die Verfassung von 1853 an. Inzwischen aber war am 1. März 1860 Urquizas Amtszeit zu Ende gegangen und Derqui wurde sein Nachfolger, während man Mitre am 1. Mai zum Gouverneur der Provinz Buenos Ayres erwählte. Um Buenos Ayres zu versöhnen, ging der abermals in Santa Fé zusammengetretene Verfassungsrat auf alle Forderungen der Hauptstädter ein; als sich aber Buenos Ayres weigerte, fernerhin jene 100 000 Patacons jährlich zu zahlen, welche für die Rückerstattung der Zollstätte von ihm verlangt wurden, kam es zum abermaligen Kriege. Auf seiten der Zentralregierung befehligte Urquiza, auf seiten der Hauptstädter General Mitre. Am 17. September 1861 kam es bei Pabon zur Schlacht und Mitre siegte, d. h. seine Infanterie behauptete das Schlachtfeld, während die Kavallerie von Entrerios diejenige der Hauptstädter in die Flucht schlug. Urquiza, der, wie einige behaupten, im geheimen mit Mitre einverstanden gewesen wäre, ging nach seiner Provinz Entrerios zurück, die er in beinahe fürstlich absoluter Stellung regierte, Derqui floh nach Montevideo und Mitre wurde im April 1862 von allen Provinzen mit der provisorischen Verwaltung betraut. Mitre hat vom 12. Oktober 1862 bis zum 12. Oktober 1868 als regelrechter Präsident an der Spitze der argentinischen Republik gestanden, er eröffnete am 25. Mai 1865 den ersten Nationalkongreß, der ausnahmslos von allen Staaten der Republik beschickt war, und nicht lange nachher machte er in hochtönender Rede Mitteilung von der Kriegserklärung Paraguays. Während des fünfjährigen Feldzuges weilte Mitre meist draußen beim Heere, so daß er sein Talent für die innere Verwaltung erst kurz vor dem

Rücktritte, als der Tod des Vizepräsidenten ihn zurückrief, erproben konnte. Außer mehreren Aufständen ist aus Mitres Verwaltung, der man eine Hinneigung zu autokratischem Wesen vorwirft, bloß die Inangriffnahme der Eisenbahn von Rosario nach Cordova erwähnenswert.

Als Mitres Nachfolger leitete bis zum 12. Oktober 1874 ein Mann die Verwaltung, dem man den Titel „Schulmeister" beizulegen beliebt hat. Dr. Sarmiento, 1811 zu San Juan geboren, hatte sich stets ganz besonders für das Schulwesen interessiert, er hatte längere Zeit als Flüchtling und Schriftsteller in Chile gelebt, er hatte Europa bereist und war 1864 Gesandter in Washington gewesen. Als Präsident widmete er den Kolonien in der Provinz Santa Fé besondere Sorgfalt und veranstaltete 1871 eine Ausstellung in Cordova. Unter allen Ereignissen aber, welche in die Zeit seiner Verwaltung entfallen, erregte keines mehr Aufsehen und Teilnahme, als das gewaltsame Ende Urquizas. Der Charakter dieses Mannes bildet so, wie die argentinischen Geschichtswerke ihn uns darstellen, die seltsamsten Rätsel und Widersprüche. Auf der einen Seite eine peinliche Sorgfalt, ein hohes Talent in der Vorbereitung seiner Maßnahmen, auf der andern Seite, falls der Mann wirklich so ehrgeizig war, wie man ihn schildert, die absoluteste Unfähigkeit, seine Siege in vollem Maße auszunutzen; auf der einen Seite allerlei Erzählungen von Klugheit und hohem Sinne, auf der andern die Behauptung, kleine oder vielmehr größere Barzahlungen seien Urquiza doch noch lieber gewesen, als seine ehrgeizigen Ziele. So viel ist sicher, daß der Mann, obwohl selbst ein schlauer, habgieriger Gaucho, dennoch die meisten seiner Landsleute an Einsicht überragte, wie er es denn in ganz vortrefflicher Weise verstanden hat, die teils von ihm direkt, teils unter seinem alleinherrschenden Einflusse verwaltete Provinz Entrerios ganz wunderbar emporzuheben. Dabei aber sorgte Urquiza doch auch recht gut für seine Privatinteressen, und als seine Schöpfung, eine Republik ohne Buenos Ayres, eine Republik mit der Hauptstadt Paraná (in

Entrerios) sich als verfehlt erwiesen, lebte er in stiller Zurückgezogenheit auf dem palastähnlichen Landsitze San José. Dort bewirtete er noch im Februar 1870 den Präsidenten Sarmiento und das diplomatische Korps, am 11. April aber wurde der neunundsechzigjährige Greis auf Veranlassung seines Stiefsohnes Lopez Jordan ermordet. Erst im Februar 1871 gelang es den Truppen der Regierung, eines Aufstandes Herr zu werden, den Lopez Jordan mit den reichen Geldmitteln seines Stiefvaters angezettelt hatte.

Schon seit Rosas' Zeiten hatte der Streit zwischen Unitariern und Föderalisten sich mehr und mehr zu der Frage zugespitzt, welche Stellung innerhalb der Republik dem reichen und bevölkerten Staate Buenos Ayres gebühre. In dieser Frage ist das Urteil der unparteiischen Ausländer den hochmütigen Porteños meist nicht günstig gewesen; denn wenn man auch durchaus nicht verkannte, daß die höhere Intelligenz auf seiten der Leute von Buenos Ayres war, so war doch das Verlangen nach Gleichstellung und Entwickelung der Provinzen allzu gerechtfertigt, als daß, wer nicht gerade aus persönlichen Interessen der andern Partei angehörte, sich ihm hätte verschließen können. Nun war Urquiza ein Mann der Provinz gewesen, Mitre dagegen ein eingefleischter Porteño. Mit Sarmiento kam hinwiederum ein Mann ans Ruder, der nicht in Buenos Ayres geboren war, und als nun im Jahre 1874 die Wahlvorbereitungen darauf hindeuteten, daß abermals ein Provinzler gewählt werden würde, ging die Gegenpartei unter Mitres Leitung zu offener Gewalt über. Der Krieg spielte sich hauptsächlich im äußersten Westen ab: der mitristische General Arredondo, der, von Villa Mercedes kommend, Mendoza genommen hatte, wurde von dem jetzigen Präsidenten, damaligen Obersten Roca, bei Santa Rosa geschlagen. Roca wurde General, der Aufstand, der viele Anhänger gezählt hatte, solange es Aussicht auf Erfolg gab, war bald niedergeschlagen: die ganze Sache soll etwa 2000 Menschen das Leben gekostet haben. Der neugewählte Präsident, ein junger, bisher ziemlich unbe-

kannter Advokat namens Avellaneda, trat am 12. Oktober 1874 sein Amt an und die Zeit seiner Verwaltung verfloß so friedlich und ruhig, daß aus ihr bloß die großartigen Unternehmungen an der Indianergrenze erwähnenswert sind. 1879 rückte General Roca mit 4500 Mann, die in drei Armeen eingeteilt waren, aus, um die Indianergrenze südwärts bis zum Rio Negro und Rio Neuquen vorzuschieben. Während des langwierigen aber erfolgreichen Feldzuges wurden etwa 20 000 Indianer teils getötet, teils gefangen und verpflanzt. Von dem eroberten Lande behielt die Regierung sich 220 Q.-Leguas für Kolonisationszwecke vor, das übrige wurde an Privatleute vergeben.

Als die Präsidentschaftswahl des Jahres 1880 herannahte, bäumte sich abermals der Stolz des Porteños auf. Seitens der Regierung war General Roca, seitens der Hauptstadt war Tejedor, der Gouverneur der Provinz Buenos Ayres, als Kandidat aufgestellt worden. Von Anfang an konnte der Erfolg Rocas kaum zweifelhaft sein; dennoch oder gerade deshalb griff Buenos Ayres, dem sich von den vierzehn Provinzen bloß Corrientes anschloß, zu den Waffen. Die jungen Leute organisierten sich zu Truppenkörpern, Kruppsche Kanonen und Remingtongewehre wurden in großer Menge gelandet, ohne daß die Nationalregierung dies zu hindern vermochte; Präsident Avellaneda mußte aus der Stadt fliehen und am 16. Juni ging man zu offenem Aufstande über. Avellaneda schlug sein Hauptquartier in Chacarita auf, von wo er Tejedor als Rebellen bezeichnete; die Nationalgarden wurden einberufen, alle verfügbaren Truppen herbeibeordert und binnen kurzem sah man sich in der Lage, die widerspenstige Stadt von der Seeseite her mit der Flotte, von der Landseite mit etwa 10 000 Mann, zu denen noch weitere 10 000 neu ausgehobene Rekruten hätten hinzustoßen können, zu blockieren. Auch in Buenos Ayres wurde fleißig exerziert und aus der Provinz rückte eine Truppe von 16 000 Gauchos heran, um sich mit den städtischen Milizen zu vereinigen; dem Obersten Racedo

aber gelang es, mit bloß 4000 Mann die 16000 beinahe unbewaffneten Gauchos zu zersprengen; einige Tage später siegte Oberst Lavalle bei Puente Alsina, Lavalle und Racedo vereinigten sich und drangen am 26. Juni in die Stadt. Schon streifte die Gaucho-Kavallerie bis zur Plaza Viktoria, als ein Befehl von oben herab das weitere Vordringen verbot. Gouverneur Tejedor legte sein Amt nieder, der gemäßigte Senatspräsident Dr. Moreno wurde sein Nachfolger, man überlieferte alle Remingtongewehre und alle Kruppschen Geschütze und wie bei den meisten südamerikanischen Revolutionen endete die Sache mit einer allgemeinen Amnestie. General Roca hatte sich während der ganzen Zeit klugerweise fern gehalten und auch der alte Mitre war, obwohl er sich kurz vor dem Siege der Nationaltruppen offen für den Porteños erklärt hatte, nicht aktiv hervorgetreten.

Am 12. Oktober 1880 trat der neue Präsident, General Roca, sein Amt an, und soweit man bisher darüber zu urteilen vermag, hat sich die Verwaltung dieses durch persönliche Liebenswürdigkeit hervorragenden, leider etwas kränklichen Offiziers die allgemeine Sympathie auch ihrer politischen Gegner erworben. Dem Fremden wird es allerdings nicht leicht gemacht, sich eine eigne Ansicht zu bilden, denn es entspricht einem gewissen sanguinischen Charakterzuge der Argentiner, daß sie, ähnlich den Nordamerikanern, alles Neue mit überschwenglichem Lobe preisen, alles Ueberlebte, insofern es nicht die deutlichsten Spuren zurückläßt, rasch vergessen. Ebenso wie man heute Roca in den Himmel erhebt, sprach man seiner Zeit von Avellaneda; derselbe Mann aber — er ist zur Zeit Rektor der Universität —, der in der Sprechweise der Argentiner noch vor zwei Jahren ein „Phönomen" war, ist heute bloß „ein kleines, unbedeutendes Männchen".

Betrachten wir uns nun einmal die neueste Politik, deren einzelne Schachzüge sämtlich als wahre Muster der Weisheit geschildert zu werden pflegen. Vom 7. Dezember 1880 datiert der Beschluß, dem übermächtigen Handels-

zentrum außerhalb des Staatenverbandes dieselbe Stellung anzuweisen, wie Washington sie in den Vereinigten Staaten einnimmt. Buenos Ayres bleibt also nach wie vor die Hauptstadt der Republik, aber man hat es von der Provinz losgelöst und dieser bei dem Hafenorte Ensenada die neue Hauptstadt „Tolosa del Plata“ oder La Plata gegeben, zu welcher am 19. November 1882 der Grundstein gelegt wurde. „Ein wahres Wunder ist es,“ so sagte mir Rocha, der Gouverneur der Provinz Buenos Ayres, der im Gegensatze zu Tejedor sehr für die Föderalisierung der Stadt Buenos Ayres eingenommen ist, „ein wahres Wunder ist es, daß wir nicht früher darauf verfallen sind. Die Sache ist ja so einfach als möglich und doch wird sie die Wiederkehr solcher Kämpfe verhüten, wie sie seit Jahrzehnten alle paar Jahre einmal die wirtschaftliche Entwickelung des Landes unterbrochen haben.“ Ob die Sache wirklich so einfach liegt, muß der Erfolg lehren. Sehr zu loben wäre auch jenes andre Bestreben, die Machtbefugnisse der sogenannten Provinzen mehr und mehr zu beschneiden, wenn man nur nicht mit echt spanischer Willkür dabei vorginge. Daß die eigne Militärmacht der Provinzen auf das geringste Maß beschränkt wurde, ist ganz gerechtfertigt, darum aber brauchte man denn doch noch nicht, wie beispielsweise in Corrientes, eine militärische Gewaltherrschaft einzuführen. Bei keiner einzigen dieser südamerikanischen Republiken darf man von einer freisinnigen Verfassung auch so ohne weiteres auf deren freisinnige Durchführung schließen. Wie den Luzo-Brasiliern die Schlauheit, so liegt den Hispano-Amerikanern die Gewaltthätigkeit im Blute, die, wie die Erfahrung zeigt, mit hochtönenden Redensarten sehr wohl vereinbar ist. Der Verfassung zufolge sollten eigentlich die als Provinzen bezeichneten Einzelstaaten ziemlich genau dieselbe Stellung einnehmen, wie diejenigen der nordamerikanischen Union. Thatsächlich aber finden wir, daß diese Stellung bloß einigen der ruhigsten und am weitesten vorangeschrittenen zu teil wird, in andern schaltet entweder ein Autokrat oder ein Ring vornehmer Familien, oder sie werden auch,

wie beispielsweise Corrientes, der Verfassung zuwider im Stile russischer Provinzen oder französischer Departements behandelt. Für diejenigen Leute, die in einer mehr oder minder schablonenhaften Kopie nordamerikanischer Verfassungsformen das Muster aller Vollkommenheit erblicken, ist das allerdings sehr beklagenswert; da aber zu einer guten und schönen Verfassung, wenn sie ihrem Sinne nach gehandhabt werden soll, auch gute und schöne Menschen gehören, da man in der Politik nicht bloß mit Doktrinen, sondern vor allem mit Thatsachen und Nützlichkeitsgründen rechnen muß, so kann man die argentinische Republik in ihrem eignen Interesse zu einer Stärkung der Zentralgewalt bloß beglückwünschen. Einen weiteren Erfolg der Regierung erblickt man in jener Regelung der patagonischen Grenzfrage, die mehrere Male zu einem Kriege mit Chile führen zu wollen schien. Man behauptet allerdings, daß die gewandte chilenische Diplomatie auch diesmal mehr, als ihr zukam, davongetragen habe, da aber das heutige Argentinien seiner materiellen Interessen wegen genau ebenso wie das heutige Frankreich den Frieden zu lieben scheint, so zeigte man sich dennoch mit dem Abkommen recht zufrieden. Es waltet allerdings den großen Erfolgen Chiles gegenüber eine ähnliche Mißstimmung, wie die preußischen Siege von 1866 sie in Frankreich hervorriefen; auch waltet zwischen Argentinien und Brasilien beiderseits ein tiefgewurzeltes Mißtrauen, alles in allem aber vermindert sich mit der wirtschaftlichen Entwickelung dieser Länder die Neigung zu kriegerischen Abenteuern, ein Umstand, dem der begabte Minister des Auswärtigen, in ausgedehntestem Maße Rechnung getragen hat.

Gouverneur der Provinz Buenos Ayres ist zur Zeit der arbeitsame Rocha — ihm steht, wie ebenfalls den Gouverneuren der übrigen Provinzen, ein eignes Ministerium zur Seite — und aus der inneren Politik dieses bestentwickelten Einzelstaates, auf den ein Viertel der Gesamtbevölkerung und drei Viertel der Gesamtproduktion entfallen, wäre ein Zensus und der Beschluß erwähnenswert, das ohnehin schon gut entwickelte

Eisenbahnnetz südwärts bis Bahia Blanca weiter zu führen.

Aus all diesem, aus der kurzen historischen Skizze, die wir zu geben versucht haben, wird man denn doch eine gewisse Entwickelung zum Besseren und Vollkommeneren herauszulesen vermögen. Die Ideen, welche sich in Europa von der allgemeinen Unsicherheit in Südamerika herangebildet haben, gelten für Argentinien schon weniger, als beispielsweise für Peru. Die Zivilisation ist dort, vielleicht durch den Einfluß der Fremden, allzuweit vorangeschritten, als daß noch von Uebergriffen und Gewaltthätigkeiten, wenigstens gegen Fremde, die Rede sein könnte. Die Revolutionen sind, wenn man so sagen darf, mehr Privat- und Familienangelegenheiten der Hispano-Amerikaner, in die sich der auf seine materiellen Interessen bedachte Fremde nur in den seltensten Fällen einmischt, ja, man darf wohl behaupten, daß der Europäer in Argentinien für Handels- und sonstige Unternehmungen genau die gleiche Sicherheit und annähernd den gleichen gesetzlichen Schutz genießt, wie in Europa.

Wo irgendwo Europäer in größeren Mengen zusammenwohnen, wie dies bei den Deutschen in Südbrasilien der Fall ist, da sollten sie allerdings die vollste Ausnutzung ihrer politischen Rechte anstreben, jenen Kaufleuten aber, die den gesamten Handel Argentiniens in Händen haben, kann der, der sich in ihre Lage versetzt, es schwerlich verargen, wenn sie das politische Intrigenspiel einer Rasse überläßt, die gerade in dieser Richtung eine außerordentliche Begabung besitzt. Es muß eine Art von Ueberlieferung, ein vom Vater auf den Sohn sich vererbender Drang sein, der diese Kreolen zur politischen Schaubühne treibt, denn weder die materielle Belohnung noch das Ansehen, dessen sich ein südamerikanischer Politiker erfreut, erklärt die Sache in hinreichendem Maße. Zurückgetretene Präsidenten beispielsweise werden kaum mit andern Augen als jeder gewöhnliche Privatmann betrachtet. Und nun erst ihre Minister oder ihre Verwandten! Den vorigen Minister des Auswärtigen hinderte keine diplo-

matische Verwickelung an der gleichzeitigen Ausübung seines ärztlichen Berufes; Mitres Sohn war bis vor kurzem Schenkwirt, und ein ehemaliger Kriegsminister mit Generalsrang ist noch heute Zigarrenhändler (ich kaufte von ihm, während er hinter dem Ladentische saß, eine ganz leidliche Sorte). Aehnlicher Beispiele ließen sich viele, sehr viele anführen. Die Leute werden schlecht besoldet, haben Ausgaben, die, wenn sie sich keine weniger ehrenhaften Nebeneinnahmen zu verschaffen wissen, ihr Gehalt übersteigen, und treten ganz aus ihrem bürgerlichen Lebensberufe heraus. Sind nun republikanische Regierungen schon ohnehin teurer als monarchische, so würde sich doch das Rechenexempel noch weit ungünstiger für die Republiken nordamerikanischen Stils zeigen, wenn man jene wirtschaftlichen Nachteile in Betracht zöge, welche die bloß auf einige Jahre sich erstreckende Erhebung von Bürgern zu politischen Machtstellen mit sich bringt. Genug davon, ein paar Notizen über die meistgenannten Staatsmänner Argentiniens mögen sich hier anschließen. Mitre, der General, der gewesene Präsident und größte Historiker Argentiniens, ist heute Redakteur der „Nacion", jenes Blattes, das in einem Lande, wo die europäische Litteratur bloß durch französische Uebersetzungen bekannt ist, eine auffallende Kenntnis deutscher Zustände und eine auffallende Sympathie für Deutschland an den Tag gelegt hat. Dr. Sarmiento, der Avellaneda die Regierung übergab, wie dieser sie hinwiederum an Roca übertrug, ist zur Zeit Vorsitzender des Unterrichtsrats, und wenn der breitschulterige Mann mit seinem kurzgeschnittenen weißen Haare über die Straße ging, so habe ich niemals bemerkt, daß ihm auch nur das geringste Zeugnis besonderer Ehrfurcht gezollt worden wäre. Es macht den Anschein, als ob man die Leute, die ein jeder von ihnen sechs Jahre lang an der Spitze des Staates gestanden, gar nicht mehr kennte, ihre Erscheinung erweckt kein größeres Aufsehen, wie etwa in Berlin diejenige eines beliebigen Geheimrats. Als eine tüchtige Kraft bezeichnete man Dr. Alsina, den leider allzu früh verstorbenen Vizepräsidenten Sarmientos;

als eine tüchtige Kraft gilt ebenfalls Tejedor, der einzige, welcher die Unruhen von 1880 in einem — gut geschriebenen — Buche dargestellt hat.

Und ähnlich wie mit den Präsidenten ist es mit der Kammer. So tief auch ihre Beschlüsse in das Interessengebiet der Fremden einschneiden mögen, so hat ihr noch niemals ein Fremder als Mitglied angehört, und als ich den Wunsch äußerte, auf der Tribüne einer Sitzung beizuwohnen, riet mir jedermann davon ab: „die Sache sei langweilig und zu Zeiten gefährlich". Nun ist das allerdings übertrieben oder es paßt nicht mehr auf die heutigen Zustände, aber es verdeutlicht ziemlich klar jene Sinnesrichtung, die nur derjenige völlig verstehen wird, der jemals in den Vereinigten Staaten gelebt hat. Unter allen Staaten Südamerikas gleicht das politische Leben Argentiniens am meisten demjenigen der nordamerikanischen Union: als in New York ein „Ring" von Irländern herrschte, da liebten es auch die fremden Kaufleute, spaltenlange Artikel darüber in den Zeitungen zu lesen, das tiefere Interesse dagegen fehlte und genau ebenso ist es in Buenos Ayres.

Die Einkünfte der argentinischen Nationalregierung entstammen (wie diejenigen aller übrigen amerikanischen Staaten) zu mindestens zwei Dritteln aus den Ein- und Ausfuhrzöllen, während die Provinzen für ihre Bedürfnisse auf direkte Steuern angewiesen sind. Gemeinsam für ganz Südamerika ist des weitern die verfassungsmäßige Bezeichnung der Staaten als „katholisch", ohne daß darum, wenigstens in Argentinien, Uruguay und Paraguay, die Macht der Geistlichkeit besonders groß wäre. Sonntags arbeitet, wer will, vergnügt sich, wer will, und betet, wer will. Im Gegensatze zu Nordamerika, Australien u. s. w. beschränkt die Kirche nicht im geringsten die persönliche Freiheit, wie denn in allen überseeischen Ländern, so weit ich dieselben kenne, der Katholizismus auf rein kirchlichem Gebiete die Zügel straffer hält, auf bürgerlichem Gebiete dagegen weit freiheitlicher und duldsamer ist, als der Protestantismus.

Was die Presse anbelangt, so gibt es im ganzen spanischen Südamerika kein einziges Blatt, das sich an Abonnentenzahl, Geldmitteln und Leistungen mit den großen europäischen Zeitungen oder auch nur mit dem Jornal do Commercio von Rio de Janeiro messen kann. Die Anzahl der Blätter ist zu groß, ihr Parteistandpunkt ist zu scharf ausgeprägt und ihre Lebensfrist zu kurz, als daß sie es zu jener Objektivität, zu jener nützlichen und weitreichenden Rolle im bürgerlichen und wirtschaftlichen Leben zu bringen vermöchten, welche eine Zeitung über die Parteien stellt und von den Parteien unabhängig macht. Die von General Mitre mit großem Geschick redigierte „Nacion" zählt als das verbreitetste Blatt etwa 7—8000 Abonnenten. Sie hat den übrigen Zeitungen in gewissem Grade dadurch den Rang abgelaufen, daß sie einen Berichterstatter in Pernambuco besoldet, der ihr von dort nach Ankunft der europäischen Dampfer (Pernambuco ist der erste südamerikanische Ort, den diese berühren) das Wissenswerteste telegraphiert. Trotz aller Zuschüsse, welche die Regierung ihren Parteiblättern in der Form von Massenabonnements und gutbezahlten Anzeigen zufließen läßt, verfügen dennoch die Oppositionsblätter, beispielsweise „La Patria Argentina", über weit mehr Abonnenten und vermögen demzufolge auch Besseres zu leisten. Von fremdländischen Zeitungen erscheinen in Buenos Ayres zwei in englischer Sprache (der „River Plate Standard" wird von einem Engländer, der „Buenos Ayres Herald" von einem Amerikaner redigiert), zwei französische, zwei italienische und zwei deutsche (die von Herrn Bachmann redigierte „Deutsche La Plata-Zeitung" und das „Argentinische Wochenblatt"). Die größte Verbreitung besitzen unter dieser fremdländischen Presse die französischen Zeitungen, auf die auch viele Argentinier abonnieren, während die deutschen Blätter nicht bloß außerhalb der deutschen Kreise keinen einzigen Abonnenten zählen, sondern auch dadurch im Nachteil sind, daß die vielsprachigen Deutschen mit gleicher Leichtigkeit spanisch, französisch und englisch lesen. Uebrigens gibt es im

Stromgebiete des La Plata außer den genannten bloß noch zwei deutsche Blätter, nämlich das „Deutsche Wochenblatt am Rio de la Plata" in Montevideo und den in der Kolonie Esperanza (Provinz Santa Fé) erscheinenden „Argentinischen Boten".

Sehr viel Wert legt man in Argentinien namentlich neuerer Zeit auf das Militärwesen. Bloß in Brasilien, in Argentinien und Chile (auch seiner Zeit in dem damals monarchisch regierten Paraguay) spielt die Armee eine ähnliche Rolle wie in den zivilisierten Staaten Europas, liegt ihrer Organisation der Gedanke an nationale Verteidigung und etwaige Verwendung nach außen zu Grunde; in allen übrigen Staaten aber bildet das stehende Heer eine Art von Prätorianertruppe, die mehr zur Stütze der jeweiligen Machthaber als zur Verwendung gegen äußere Feinde vorhanden ist. Und auch in Argentinien hat sich die moderne Anschauung noch nicht so sehr lange Bahn gebrochen, ja, man versteht bloß die Möglichkeit solch zahlreicher Umwälzungen, wie wir sie aufgezählt haben, wenn man die Art, wie damals eine Truppenmacht auf die Beine gebracht wurde, in Betracht zieht. Irgend ein verwegener Caudillo drang mit einer Handvoll Leute in irgend einen zur Zeit gerade verteidigungslosen Bezirk, zwang dort unter klug aufgebauschtem Rechtstitel die jungen Leute, ihm zu folgen, und die durch zeitweilige Erschießungen rege gehaltene Furcht ließ ein solches Heer lawinenartig anschwellen. Wie es aber um die Kriegsführung dieser wilden Reiterscharen stand, das geht aus dem historisch beglaubigten Kommando „tocar al deguelgo" hervor. War der Feind auf der Flucht und hatte man Gefangene gemacht, so gab ein Hörnerstoß das Zeichen zum Halsabschneiden. Wenn nun die heutige, nach europäischem Muster einexerzierte, argentinische Armee schon mehr einen nationalen Gedanken verkörpert und weniger Prätorianerschar ist als diejenige von Uruguay, so liegt das weniger in einem Unterschiede der Kultur oder in den Anlagen der bei beiden Ländern sich ganz auffallend gleichenden Gaucho-

bevölkerung, als vielmehr in der Verschiedenheit der Größenverhältnisse. Uruguay lebt durch die Eifersucht zweier Nachbarn, ausschließlich aus eigner Kraft könnte es sich keines von ihnen erwehren. Die im Verhältnisse zur Bevölkerung nicht ganz unbedeutende Armee ernährt sich, wenn man so sagen darf, selbst vermittelst jener Machthaber, denen sie zur Stütze dient; Argentinien aber spielt auf südamerikanischem Boden schon mehr eine Großmachtsrolle, zu deren Stütze eine Prätorianerschar nicht ausreicht. Auch hat man seit einigen Jahren von dem Gebrauche abgelassen, das stehende Heer aus den Gefängnissen zu rekrutieren. Zur Zeit zählt es etwa 12 bis 15 000 Mann mit 6 aktiven Generälen und soll im Kriegsfalle auf 120 000 Mann gebracht werden können. Diese Ziffern habe ich aus militärischen Kreisen, auf dem Papiere und in amtlichen Veröffentlichungen werden sie viel höher angegeben. Die Infanterie ist mit einem verbesserten Remington-Gewehre bewaffnet, sie trägt Käppi und im Sommer einen weißen Linnenanzug, der recht gut aussieht; im Winter aber Gamaschen und rote Pumphosen von Zuavenschnitt. Von diesen gemeinschaftlichen Zügen abgesehen ist die Zahl der verschiedenartigen Uniformen sehr groß, und den Offizieren würde es ein Europäer kaum ansehen, zu welcher Truppe sie gehören, so sehr weicht in vielen Fällen Farbe und Schnitt ihres Waffenrocks von demjenigen der Soldaten ab. Ein Teil dieser Offiziere entstammt in Argentinien den niederen Graden (in Uruguay ist das die Regel), neuerdings aber widmen sich immer mehr Söhne aus guten Familien der militärischen Laufbahn. Die Feldarmee ist mit Kruppschen, die Marine mit englischen Geschützen ausgerüstet, und seit ein Krieg mit Chile zu drohen schien, hat man sowohl der Artillerie wie dem Seewesen ganz besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Die Flotte beispielsweise wurde erst kürzlich durch mehrere in England gebaute Kreuzer und das mächtige Panzerschiff „Almirante Brown" verstärkt.

Und nun zum Schlusse eine kleine Skizze der neueren Geschichte Uruguays, soweit die Geschicke dieses Landes

nicht bereits in ihrer Verbindung mit denjenigen Argentiniens erwähnt worden sind. Während in Argentinien ein Aufsteigen zu ruhigeren Zuständen unverkennbar ist, während dort doch wenigstens allen neueren Umwälzungen eine mehr oder minder berechtigte Idee zu Grunde lag, würde sich in den durch Ehrgeiz und Raubsucht veranlaßten Revolutionen der von der Natur viel reicher ausgestatteten Banda Oriental nur schwer eine Entwickelung in aufsteigender Linie erkennen lassen. Das Land hat sich in dem Grade, wie die allgemeine Handelsthätigkeit am La Plata wuchs, sprungweise gehoben, mit der langen Liste gestürzter und ermordeter Präsidenten hat aber diese Entwickelung nicht das geringste zu schaffen. Wilde Bandenführer, wie General Venancio Flores, sind wohl hübsche Figuren für einen Roman, bei einer geschichtlichen Aufzählung aber wirkt diese ewige Wiederholung von Revolutionsthaten, die im Grunde genommen alle auf ein und dasselbe hinauslaufen, ermüdend.

Ein höheres, wenn auch mit der zügellosen Energie eines Artigas oder Flores gepaartes Streben finden wir unter den neueren Machthabern Uruguays bloß bei einem einzigen, bei Latorre, und auf die Laufbahn dieses verhältnismäßig jugendlichen Mannes, der vielleicht noch einmal eine Rolle in seinem Vaterlande spielen wird, möchten wir etwas näher eingehen. Aus den ärmeren Volksschichten hervorgegangen, ernährte Latorre als ganz junger Mann seine alte Mutter in sehr ehrenwerter Weise zuerst als Zigarrenarbeiter, dann als Setzer in einer Buchdruckerei. Nun führte die Einmischung Brasiliens in uruguayische Verhältnisse, der am 16. Oktober 1864 die zeitweilige Besetzung Montevideos durch brasilische Truppen folgte, zum Kriege mit Paraguay. Latorre trat als gemeiner Soldat in die Armee und brachte es durch seinen niemals angezweifelten persönlichen Mut vor Schluß des Krieges bis zum Range eines Oberstleutnants. Sein weiteres Aufrücken zum Oberst hing mit einer der zahlreichen Revolutionen zusammen, bei der Latorre als Werkzeug diente, um, als ihm seine Zeit gekommen schien,

das Spiel zu wiederholen. Der ehemalige Zigarrenarbeiter und Setzerlehrling wurde zunächst Diktator, dann rechtmäßig erwählter Präsident, und es muß ihm wohl eine gute Dosis praktischen Menschenverstandes zur Seite gestanden haben, denn noch heute denken namentlich die fremden Kaufleute mit Sehnsucht an die vielen von Latorre eingeführten Reformen, an die ruhigen Zustände und die verhältnismäßig ehrliche Verwaltung während seiner Herrschaft zurück. Zunächst fiel Latorre die nicht eben leichte Aufgabe zu, sich jenes bis in die höchsten Regierungsschichten hinaufreichenden Mordgesindels zu entledigen, das bei den meisten bisherigen Staatsumwälzungen den Ausschlag gegeben hatte. Es wäre zwecklos gewesen, offenkundige Mörder vor ein Schwurgericht zu stellen, denn Furcht und falsche Sentimentalität würden doch stets ihre Freisprechung bewirkt haben. Nun ist es in Montevideo ein offenes Geheimnis, wie Latorre diesen Krebsschaden des Mörderwesens mit Stumpf und Stiel ausgerottet hat; man erzählt sich allerlei Schauergeschichten von des Mannes persönlichem Mute, und zu seinem höhern Lobe fügt man hinzu, daß er trotz einer beinahe unumschränkten Herrschaft und selbst um bitterster persönlicher Feindschaft willen niemals auch nur einen einzigen halbwegs anständigen Menschen habe verschwinden lassen. In zweiter Linie unternahm Latorre gerade zu der Zeit, als das während des Paraguaykrieges durch reichlichen Verdienst unnatürlich angewachsene Montevideo die schlimmste Handelskrisis durchmachte und dabei ein volles Drittel seiner Einwohnerzahl einbüßte, die schwierige Regelung der Finanzen. Ihm allein verdankt Uruguay die schönste und geordnetste Hartgeldwährung, die sich irgendwo in Südamerika vorfindet. Die Verwaltung wurde im Sinne einer größeren Sparsamkeit umgestaltet, die fremden Kaufleute erfreuten sich einer gerechten Zollerhebung, die dennoch den Staatssäckel besser füllte, als jemals vorher; vor allem verhinderte eine eiserne Faust die Wiederkehr jener Unruhen, die bisher noch alljährlich dem Handel die empfindlichsten Schläge zugefügt hatten.

Und dennoch und trotz alledem begann Latorres Stellung gerade in dem Augenblicke zu wanken, als aller Widerstand gebrochen, als jedermann mit ihm zufrieden zu sein schien. Die ersten Anfänge zu der noch immer ein wenig rätselhaften Entwickelung der Dinge, d. h. zu Latorres plötzlicher Abdankung, sind wahrscheinlich im Schoße der Armee zu suchen. Latorre verdankte seine Laufbahn der Armee, aber dieselben Soldaten und Offiziere, die ihn gestützt hatten, erwarteten einen freigebigen Tyrannen, keinen weitausschauenden Staatsmann in ihm zu finden, an dem ihnen ganz gewiß sehr wenig gelegen war. Eine Zeitlang wußte Latorres Energie jenen Gefahren zu begegnen, die ihm daraus erwuchsen, daß er nicht mit vollen Händen in den Staatsschatz hineingriff, allmählich aber habe, so heißt es, von Latorre unbemerkt, ein schlauer Intrigant, nämlich der spätere Kriegsminister Santos, ihm die Sympathien der Armee abspenstig gemacht. Dazu kam eine Anzahl Gesetzentwürfe, die aus guten Gründen auf Widerstand stießen. Latorre wünschte einen Strom nordeuropäischer Einwanderung nach Uruguay zu lenken, dazu aber bedurfte es, wenn man sich verfügbare Ländereien verschaffen wollte, eines Katastergesetzes. Die Frage nach den Rechtstiteln der gegenwärtigen Grundbesitzer in Uruguay ist aber recht heikel; wäre man ihr näher getreten, so würde es sich erwiesen haben, daß sich mindestens die Hälfte alles Grundes und Bodens in unrechtmäßigen Händen befindet. Es würde zu weit führen, auf andre Einzelheiten einzugehen. Eines Tages — es war der 17. März 1880 — sah Montevideo sich vor einem Ereignisse, das nach südamerikanischen Gepflogenheiten unerhört war. Ein neuer Diokletian, hatte Latorre, als er auf dem Gipfel seiner Macht zu stehen schien, von niemand gezwungen, freiwillig sein Amt niedergelegt, unter der lakonischen, in einem Schreiben an die Kammer niedergelegten Erklärung, daß das Land unregierbar sei. Nun schrieb allerdings die Verfassung vor, daß ein zurücktretender Präsident für gewisse Zeit im Lande bleiben müsse; Latorre aber begab sich nach Jaguarão in der

brasilischen Provinz Rio Grande do Sul und kehrte auch dann nicht zurück, als ihn seine vorgesetzte Militärbehörde dazu aufforderte. Spanisch-südamerikanischer Sinnesrichtung entsprechend, mutmaßte man zunächst, daß Latorre den Staatsschatz mit sich genommen habe, es fand sich aber, daß derselbe unberührt war. Eine andre Erklärung stützte sich auf Latorres angebliche Furcht vor der Privatrache mächtiger Familien, denn gar zu zahlreich sei die Zahl jener Leute gewesen, die er habe verschwinden lassen. An persönlichem Mute fehle es dem Manne allerdings nicht, etwas andres aber sei es, dem Trotze zu trotzen, wenn man wisse warum, oder aber dem Revolver irgend eines Narren zum Opfer zu fallen. Einer dritten Erklärung, die Latorre selbst mir gab, werde ich später Erwähnung thun.

Einen Parteiwechsel der Regierung brachte Latorres Rücktritt nicht mit sich. Die Colorados, welche sich namentlich aus der fremden und der Stadtbevölkerung rekrutieren, blieben nach wie vor am Ruder, die wenigen Blancos wagten nicht einmal den Versuch eines Aufstandes und ungestört übernahm der Vizepräsident Dr. Vidal die Zügel der Regierung, die er rechtmäßigerweise bis zum 1. März 1883 hätte weiterführen dürfen, die er aber am 1. März 1882 niederlegte. An seiner Stelle ist der Kriegsminister, Oberst Santos, zum provisorischen und später zum regelrechten Präsidenten gewählt worden. Nun hatte es aber mit jenem Dr. Vidal eine eigentümliche Bewandtnis: er war Arzt und verstand sich nicht bloß auf seinen ärztlichen Beruf, sondern außerdem noch auf das Guitarrespiel weit besser, als auf die große Kunst zu regieren. Die Folge war, daß von Anfang an Dr. Vidal bloß dem Namen nach regierte, in Wahrheit aber Oberst Santos, der es vom Carretero oder Fuhrknecht zuerst zu einer angesehenen Stellung im Heere gebracht hatte und dann von Latorre mit dem Portefeuille des Kriegsministeriums betraut worden war. Santos, der sofort wieder zu jener Raubwirtschaft einlenkte, wie sie vor Latorre bestanden hatte, suchte nach Kräften einer etwaigen Rückkehr seines ehemaligen, ihm geistig weit überlegenen Wohl-

thäters vorzubeugen, und hierzu schien ihm die Verhätschelung des Heeres das beste Mittel zu sein. Die fremden Kaufleute begannen bald den großen Unterschied zu spüren, denn es wurde derart geschmuggelt, daß das ehrliche Geschäft sich nicht mehr lohnte; die Staatskassen blieben leer, denn was etwa hineinfloß, fiel sofort der Armee anheim, und wenn auch ein Präsident mit 800 Pesos, ein Minister mit 500 Pesos monatlichem Gehalte in der sehr kostspieligen Hauptstadt nicht wohl auskommen konnte, so erinnerte doch die Verschleuderung der Staatsgelder an die schlimmsten Zeiten früherer Jahrzehnte. Latorre sah sich in Jaguarão von Spionen umringt und in Montevideo versicherten mir Leute in hoher amtlicher Stellung, daß Santos mehrmals Meuchelmörder gegen ihn ausgesandt habe. Ob dem so ist, vermag ich nicht anzugeben; in einer glänzenden, mit allem verschwenderischsten Luxus Europas ausgestatteten Hauptstadt vermag man sich nicht ganz leicht dem Gedanken hinzugeben, daß hier wirklich und wahrhaftig der Sitz einer Regierung sein soll, die mit Meuchelmördern rechne. Ebenso rätselhaft wie Latorres Abdankung blieb der Umstand, daß er sich zum Aufenthaltsorte das kleine brasilische Städtchen Jaguarão wählte. Daß Latorre früher oder später einmal an der Spitze einer bewaffneten Schar die Grenze überschreiten werde, schien niemand zweifelhaft, man wunderte sich bloß, daß die Sache so lange auf sich warten ließ. Als nun Latorre im Oktober 1881 in aller Heimlichkeit Jaguarão verließ und sich durch Entrerios nach Buenos Ayres begab, wurden — wie man jetzt wohl sagen darf zwecklos — alle verfügbaren Truppen in Bewegung gesetzt. In Buenos Ayres trat Latorre nicht öffentlich auf, sondern wohnte bald bei diesem, bald bei jenem Freunde, aber er verkehrte privatim mit den argentinischen Staatsmännern, und als ich einmal den Wunsch geäußert hatte, diesen Mann, dessen Name mir in Brasilien und Uruguay so häufig genannt worden war, persönlich kennen zu lernen, ließ er mich bitten, an dem und dem Tage an dem und dem Orte mit ihm zusammenzutreffen.

Ein hochgewachsener, soldatisch aussehender Mann, mit scharfgeschnittenen ausdrucksvollen Zügen, mit dichtem schwarzem nach rückwärts gestrichenem Haupthaare und spitz auslaufendem Knebelbarte empfing und bewirtete mich in jener ruhigen, höflichen Art, welche dem europäischen wie dem südamerikanischen Spanier gleich geläufig ist. Dabei aber ist Latorre vom Scheitel bis zur Zehe ein hijo del pais, ein echter Sohn seines Landes, der, mag ihn auch aller denkbare Komfort umringen, darum doch seinen Asado (Spießbraten) und seinen Mate nicht minder liebt, als jeder gewöhnliche Gaucho. Unsre Unterhaltung drehte sich vorwiegend um die Kolonisationsfrage. Seinen Rücktritt erläuterte mir Latorre ungefähr mit folgenden Worten:

„In Uruguay gibt es bloß einen Widerstreit der Parteien, aber keinen wahren Patriotismus. Jeder sorgt für sich, ein jeder sucht sich nach oben zu schieben, und wenn man nicht weggedrückt werden will, so werden alle Kräfte für einen kleinlichen und verächtlichen Kampf in Anspruch genommen. Im Anfange hat man wohl ein gewisses Interesse daran, nach und nach aber wird man von Ekel und Widerwillen ergriffen, und wenn man Gutes wollend bei niemand und nirgendwo Unterstützung findet, wenn man stets und immer auf den gleichen kleinlichen Interessenkreis stößt, so bemächtigt sich unser schließlich eine Nervenabspannung, der auf die Dauer kein Mensch gewachsen ist. Es hat mir eine wahre Herzensfreude bereitet, sagen zu können: So habt denn endlich, was ihr wollt, und nehmt auch all den Aerger mit in den Kauf, dessen ich bisher genossen habe."

Latorre vermied es, von jenen Gerüchten zu sprechen, welche ihm ein abermaliges Streben nach der Präsidentschaft in Uruguay zuschrieben, desto eingehender erläuterte er seine Anschauungen über die Zukunft des Landes, über die zu befolgende Politik und die Antriebe, die man der wirtschaftlichen Entwickelung zu geben vermöge. Als ich ihn dann fragte, ob es ihm nicht wünschenswert erscheinen würde, selbst diese Pläne durchzuführen, zuckte er die

Achseln. Nach einiger Zeit aber fragte er: „Werden Sie vielleicht später einmal wieder nach Südamerika zurückkehren?"

„Ich glaube kaum," erwiderte ich, „und für die nächsten Jahre ganz gewiß nicht."

„Nun denn," meinte Latorre, indem er mir die Hand reichte, „wenn Sie in ein paar Jahren einmal wieder nach Südamerika zurückkehren, so vergessen Sie nicht, daß Sie in Montevideo einen Freund haben werden."

Während der nächsten Tage und Wochen hörte ich mehr als zur Genüge von dem angeblich in allernächster Zeit bevorstehenden Ausbruche einer Revolution in Uruguay, schließlich aber hieß es, daß noch nicht die hinreichenden Geldmittel vorhanden seien. Die „Revolution auf Aktien", wenn man so sagen darf, ist eben eine ureigenste Erfindung Südamerikas, und während früher bisweilen die Aussicht auf systematische Räuberei den Anlaß zu dieser oder jener Revolution abgab, hört man heute gerade im Gegenteil von den berechtigtsten Interessen des Handels, welche mit einer unbeliebten und ungerechten Regierung schlechterdings unvereinbar seien. Von solchen Wünschen aber und vielleicht auch einmal einer Geldunterstützung abgesehen, werden die Revolutionen stets als eine innere Angelegenheit des Spaniertums behandelt, mit denen der Fremde nichts zu schaffen habe. Und solche Entsagung zu belohnen, läßt man denn auch die Ausländer gänzlich ungeschoren, wenn sie nur zahlen, und beim Ausbruch von Unruhen pflegt der beste Paß darin zu bestehen, daß man schlecht spanisch spricht.

Alle die zahlreichen „Nationen" des spanischen Südamerikas sind aus einer Mischung von Spaniern und Indianerblut hervorgegangen; da aber die einzelnen Indianerrassen unter sich sehr verschieden waren, so finden sich dem entsprechend auch unter den Nachkommen die mannigfaltigsten Gegensätze. Die „Gauchos" des argentinischen Binnenlandes, ein wildes und blutdürstiges Centaurengeschlecht, sind die Erben jener wilden Reitervölker der Pampas, die ehedem hier gehaust haben, während die

Paraguayos gleich ihren Ahnen, den Guarani-Indianern, von jeher viel sanfter, einer seßhaften Lebensweise und dem Ackerbau mehr zugethan waren.

Nun ist aber für das heutige Argentinien der Typus des „Gaucho" durchaus nicht mehr ausschlaggebend, ja, in Buenos Ayres und dessen näherer Umgebung wird man vom Gauchowesen nur wenig mehr zu sehen bekommen. Bilden doch jene Fremdlinge italienischer, spanischer, französischer, englischer, schweizerischer, deutscher Abstammung, die alles, was es von nützlichen Anlagen im Lande gibt, gemacht haben, ein gutes Drittel der auf zwei Millionen bezifferten Gesamtbevölkerung; 1872 veranschlagte eine offizielle Statistik die Fremdenbevölkerung allerdings bloß auf 183000 Italiener, 70500 Spanier, 60000 Franzosen, 18500 Engländer, 10600 Schweizer, 7500 Deutsche, 600 Oesterreicher und 33000 Staatsangehörige andrer Länder. Einesteils aber sind diese Zahlen viel zu niedrig gegriffen, andernteils hat die Einwanderung, namentlich von Italienern, viel Zuwachs gebracht, und ohne uns allzuweit von der Wahrheit zu entfernen, dürfen wir wohl die Gesamtziffer der Fremden auf das Doppelte der für 1871 angegebenen Zahl festsetzen. Auffallend ist die große Anzahl der am La Plata ansässigen Deutsch-Schweizer; wir finden auch hier wieder die anderwärts beobachtete Thatsache bestätigt, daß der Schweizer sich unter und neben Franzosen und Italienern am wohlsten fühlt. Nicht bloß machen seit den Zeiten des Landsknechtwesens Tausende von Schweizern in Frankreich und Italien Karriere, auch die schweizerische Auswanderung scheint mehr den Fußstapfen der italienischen und französischen als derjenigen der deutschen zu folgen.

Die Gesamtzahl der in Argentinien lebenden Deutschen, d. h. nicht bloß der deutschen Reichsangehörigen, sondern auch derjenigen deutschen Auswanderer, die argentinisches Bürgerrecht erworben haben, und der in Argentinien gebornen Deutschenkinder schätze ich auf 10000; rechnet man dazu die deutschsprechenden Schweizer und

Oesterreicher hinzu, so würden es etwa 26000 sein, also etwas mehr als der vierzigste Teil der Bevölkerung. Nebenbei bemerkt, werden in den Bevölkerungslisten aller fremden Länder bloß diejenigen deutschen Einwanderer, die ihre deutsche Reichsangehörigkeit bewahrt, oder doch wenigstens bloß diejenigen, die noch nicht die fremde Staatsangehörigkeit erworben haben, als „Deutsche" angeführt, wie denn auch die im Lande gebornen Kinder der Fremden sowohl nach brasilischem wie nach argentinischem Gesetze Brasilier, beziehentlich Argentiner sind. Unter den argentinischen Deutschen finden wir unverhältnismäßig viel Großkaufleute und Kapitalisten, die große Mehrzahl sind jedoch Handwerker und Gewerbetreibende, denen gegenüber selbst die deutschen Ackerbauer an Zahl zurücktreten. Im argentinischen Parlament hat niemals ein Deutscher und, einige eng mit der regierenden Kaste verschmolzene, nebenbei auch im Lande selbst geborne Engländer und Franzosen abgerechnet, niemals ein Fremder gesessen. Es ist auch für alle absehbare Zukunft gar keine Aussicht vorhanden, daß jemals ein Deutscher jener gesetzgebenden Körperschaft angehören wird, einesteils, weil es unter den einflußreichen Großkaufleuten und Kapitalisten niemand nach dieser Ehre gelüstet, anderenteils, weil die regierende Kaste der Hispano-Argentiner allzu eifersüchtig über ihrem Regierungsprivilege wacht. Recht viele Deutsche, namentlich Männer der Wissenschaft, sind jedoch im Dienste der Regierung thätig gewesen, und die altberühmte Universität Córdoba, seiner Zeit und vielleicht noch heute die beste von Südamerika, zählt unter ihren Professoren ebensoviele Deutsche wie Argentiner. Von Córdoba aus hat das deutsche Professorentum nicht unwesentlich die wissenschaftliche Durchforschung des Landes gefördert. Der Veteran deutscher Wissenschaft in Argentinien ist jedenfalls Dr. Burmeister, dessen vom Glücke begünstigtem Eifer das Museum von Buenos Ayres seine auf der Erde einzig dastehende Sammlung fossiler Riesentiere verdankt. Als die argentinische Regierung für die Ausstellung von Philadelphia eine

Gesamtbeschreibung des Landes und seiner Hilfsquellen zusammengestellt zu sehen wünschte, übertrug sie diese Arbeit einem Deutschen, und wenn auch Napps Werk über Argentinien die Verhältnisse allzu rosig malt, so bietet es doch eine bemerkenswerte Fülle an wertvollem Materiale. Unter den Direktoren und Verwaltungsräten der Eisenbahnen finden wir viele Deutsche, und daß es den argentinischen Deutschen nicht an dem in fremden Ländern so nützlichen Gefühle ihrer Zusammengehörigkeit gebricht, dafür zeugt die lange Liste von deutschen Vereinen, die in Buenos Ayres ihren Sitz haben. Wir finden dort eine deutsch-evangelische Gemeinde, einen deutschen Krankenverein, einen deutschen Turnverein, einen deutschen Gesangverein „Germania", des weiteren den Verein „Konkordia", eine deutsche Singakademie, einen deutschen Hospitalverein, eine deutsche Schule, drei deutsche Freimaurerlogen, sowie den kürzlich gegründeten, allerdings auch Schweizer, Niederländer u. s. w. umfassenden „Verein zum Schutze germanischer Einwanderer".

Noch stärker als in Argentinien ist das Fremdenelement in der Schwesterrepublik Uruguay vertreten. Unter den 450000 Einwohnern dieses Landes sind mindestens die Hälfte Brasilier, Italiener, Spanier, Basken, Franzosen, Engländer, Schweizer und Deutsche. Die in Uruguay lebenden Deutschen und Deutschenkinder schätzt man auf 4000 und etwa ebenso zahlreich mag das schweizerische Element sein.

Argentinien, das bei einer Bevölkerung, die derjenigen des Königreiches Württemberg entspricht, das Sechs- bis Achtfache der Oberfläche des deutschen Reiches bedeckt, dehnt sich seit der Teilung Patagoniens vom eisigen Feuerland nordwärts bis über den Wendekreis aus. Nirgendwo trägt dieses weite Gebiet den Charakter eines Tropenlandes, wie er doch noch in Südbrasilien so sehr stark hervortritt. Argentinien sollte sich daher auch nicht allzu sehr über den Verlust des an Paraguay zurückerstatteten Teiles des Gran Chaco grämen, weil derselbe ohnehin nicht in den Rahmen des Uebrigen paßte. Die

vierzehn Provinzen des Landes, von denen ich sieben durch eigne Anschauung kennen lernte, zerfallen in drei wesentlich verschiedene Gruppen. Die „mesopotamische“ Gruppe, deren Verkehr mit der Außenwelt durch den La Plata vermittelt wird, umfaßt das Weideland Entrerios, die durch ihre deutsch-schweizerischen Ackerbaukolonieen bekannte Provinz Santa Fé und das halbtropische, vorwiegend von einer indianischen Mischlingsbevölkerung bewohnte Corrientes. Zu der Pampagruppe, die fast ausschließlich der Viehzucht dient, rechnet man Argentiniens bestentwickelte Provinz Buenos Ayres, ferner Córdoba und das ärmliche, mit Salzminen ausgestattete Santiago del Estero. Zur Andengruppe gehören die drei weinbauenden Provinzen Mendoza, Tucuman und la Rioja, ferner Catamarca, Salta, Juguy, das mineralreiche San Luis und das bergige, maultierzüchtende San Juan. Außer diesen Einzelstaaten, die man, einem alten Gebrauche folgend, Provinzen nennt, zählt die Republik noch vier Territorien: Gran Chaco, Misiones, Pampaterritorium und Patagonien. Diese Territorien sind Zukunftsländer, mit deren Nutzbarmachung man eben erst begonnen hat. Das hauptsächlichste Interesse hat sich während der letzten Jahre auf die Ländereien am Rio Colorado, Rio Neuquen und Rio Negro gerichtet, die 1879 durch einen langwierigen Feldzug des Generals Roca von den sie bewohnenden Indianern gesäubert wurden. Seit nun Patagonien in aller Form und vertragsmäßig zwischen Chile und Argentinien geteilt worden ist, hat eine abermalige Vorschiebung der Indianergrenze begonnen, trotzdem die neugewonnenen Ländereien nicht sonderlich wertvoll und wenigstens für den Ackerbau größtenteils untauglich zu sein scheinen.

In Buenos Ayres wird über diese angeblichen Wunderländer ungeheuer viel phantasiert, und zwar von Leuten, die wahrlich weniger als sehr wenig davon verstehen. Es ist überhaupt in Buenos Ayres Stil, von der Republik zu sprechen, als ob man mit den Provinzen aufs eingehendste vertraut wäre. Und doch reicht die persön-

liche Erfahrung fast niemals über die nähere Umgebung der Hauptstadt hinaus.

Mit den neueroberten Ländereien wird im großartigsten Umfange spekuliert. Die Regierung pflegt die Quadratlegoa etwa für 400 Patacons oder 1600 Mark an Privatleute zu verkaufen, die dann in Jahresfrist den Preis, zu dem sie ihrerseits wieder losschlagen, auf 8 bis 16000 Mark hinauftreiben. Daß unter solchen Umständen die ersten Pioniere nicht immer das beste Land erhalten, wie das doch der Fall sein sollte, liegt auf der Hand. Aber auch in den älteren Provinzen hat der preiswürdige Erwerb von Grundbesitz seine Schwierigkeiten. Das Land befindet sich in den Händen großer Familien, und wenn nicht gerade besondere Umstände die Zerstückelung dieser oder jener Estancien mit sich bringen, sind übertrieben hohe Verkaufspreise die Regel. Im Durchschnitte würde in der Provinz Buenos Ayres eine Suerte — 2025 Hektaren — kaufweise 60000 oder 28,8 Mark für jeden Hektar kosten, pachtweise kommt sie dagegen bloß auf 2400—4000 oder 1,20—2 Mark für den Hektar zu stehen.

Der Entwickelungsgang Argentiniens hat mit der Hoffnung auf Silberausbeute begonnen, ist dann zur Viehzucht übergesprungen, die noch immer die reichsten und beinahe mühelosen Erträgnisse abwirft, und scheint jetzt mehr und mehr zum Ackerbau als einer höheren Entwickelungsstufe überlenken zu wollen. In bezug auf die Zukunft des Landes hört man zwei Ansichten: die eine ergeht sich in den für ganz Amerika bezeichnenden Phantasien über phänomenale Entwickelung, die andre erklärt, daß der Reichtum des Landes im innigsten Zusammenhange mit der Geringfügigkeit der Bevölkerung stehe, daß an einen völligen Uebergang von der Viehzucht zum Ackerbau gar nicht gedacht werden könne, daß der Anbau des La Plata-Weizens sich bloß deshalb lohne, weil Konsumpreise gezahlt würden, was die Ausfuhrfähigkeit noch lange nicht einschließe, und daß an eine Entwickelung, die irgendwie bedeutend über den gegen-

wärtigen Standpunkt hinausginge, noch für lange Zeit nicht gedacht werden könne. Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte. Entrerios, Santa Fé, Corrientes, Tucuman u. s. w. bieten unzweifelhaft ebenso wie Uruguay dem Ackerbaue gute Aussichten. Fernerhin wird durch rationellen Betrieb der Viehzucht, durch den fortschreitenden Ausbau des Eisenbahnnetzes und Regulierung der Wasserläufe auch eine Weiterentwickelung innerhalb des gegenwärtigen Rahmens möglich sein. Ist doch kaum alles Land in der Provinz Buenos Ayres derart, wie dies der Fall sein könnte, für die Viehzucht ausgenutzt, geschweige denn in den weit entfernten Provinzen des Innern, die erst binnen einem weiteren Jahrzehnt durch den zunehmenden Eisenbahnbau erschlossen sein werden.

Dürfte man den Argentinern glauben, welche die Hilfsquellen ihres Landes als unerschöpflich bezeichnen und alles, was nicht in ihren goldigen Rahmen paßt, der unverzeihlichen Mißwirtschaft früherer Regierungen zur Last legen, so bestände der Boden allerwärts aus einer 15 bis 20 m tiefen rötlichen, kalkhaltigen Lehmschicht, ähnlich wie im Nil-Delta. Dem gegenüber hat die Erfahrung gezeigt, daß der Boden selbst auf kleinen Strecken äußerst ungleich, stellenweise recht gut, aber im großen und ganzen nichts weniger als fruchtbar ist. Das aber ist nicht das Schlimmste. Die Unzuverlässigkeit der Witterung, Dürren, Pamperostürme, Ueberschwemmungen und Heuschrecken bilden die großen Hemmnisse des Ackerbaues. Die Erzeugnisse des Ackerbaues sind natürlich je nach den Provinzen verschieden, im halbtropischen Corrientes gedeihen andre Dinge als in Buenos Ayres, immerhin aber möge eine Liste der hauptsächlichsten Bodenprodukte hier folgen. Es sind das Weizen, Mais, Hafer, Gerste, Bohnen, Erbsen, Flachs, Bataten oder süße Kartoffeln, Tabak, Krapp, Erdnüsse, Zuckerrohr, Baumwolle, Gemüse, Pfirsiche, Birnen, Wein.

Durch alle diese amerikanischen Länder, mögen ihre Bewohner auch noch so liebenswürdig sein, geht ein gemeinsamer Hang zum Renommieren, insofern die natür-

lichen Hilfsquellen oder auch die Naturschönheiten des betreffenden Landes in Frage kommen. Als wir eines Abends den vom Sonnenlichte bestrahlten Teil des Mondes in jenem mattgrünen Lichte erglänzen sahen, welches nach Ansicht der Astronomen von der Erde zurückgestrahltes Sonnenlicht ist, verschworen sich meine deutsch-amerikanischen Reisegefährten hoch und teuer, daß dergleichen bloß in Amerika, zum wenigsten nicht in der „dicken und schlechten" Luft Niederdeutschlands gesehen werden könne. Das erinnerte mich denn an ein Yankee-Fräulein, welches mir gegenüber behauptete, daß der Vollmond in den »States« viel größer sei als jenseits des Atlantischen Ozeans.

Sechstes Kapitel.

Quer durch die Pampa.

(Südamerikanische Welthandelswege. — Quer durch den Kontinent. — Wie die Pampa sich ändert und verschwindet. — Die interozeanisch-transandinische Eisenbahn. — Zweimal wöchentlich ein Zug. — Im Postwagen durch die trostlose Steppe. — Pferde-Quälerei. — Wohnungen ohne Fenster. — Das Paradies des Gauchos, die Hölle des gebildeten Europäers. — Pappeln, Trauerweiden und Eichen. — Mendoza, sein Wein und seine Ruinen.)

Vergleichen wir die Oberflächengestaltung Amerikas mit derjenigen Europas und Asiens, so finden wir einen tiefgreifenden Unterschied. Alpen, Pyrenäen, Balkan, Himalaya u. s. w., die meisten Gebirgszüge der sogen. Alten Welt verlaufen im allgemeinen von Ost nach West, ganz Amerika aber wird unfern seiner Westküste und in nordsüdlicher Richtung von verschiedenen Gebirgssystemen durchzogen, die als Anden in Südamerika, als Felsengebirge in Nordamerika, unter verschiedenen Namen in Mittelamerika der Entwickelung des Weltverkehres ein um so größeres Hemmnis entgegengestellt haben, als Amerika im Norden gar nicht, im Süden bloß auf dem großen Umwege durch die Magelhaensstraße, beziehentlich um Kap Horn herum umschifft werden kann. Ebenso alt wie die Ansiedelungen der Europäer in Südamerika sind daher die Bemühungen, jenes Hemmnisses Herr zu werden. Etwa gleichzeitig drang um das Jahr 1514 Balboa auf der

Linie des im Bau begriffenen Kanals über die Landenge von Panama und umfuhr Magelhaens durch die nach ihm benannte Straße die Südspitze Amerikas. Während der nächsten Jahrzehnte wurde der amerikanische Kontinent sowohl an verschiedenen Stellen Mittelamerikas und Mexikos als auch Südamerikas durchquert; trafen doch jene Spanier, welche vom La Plata her, und jene andern, welche von Chile her über die Anden ins Binnenland von Südamerika vordrangen, etwa in der Gegend des heutigen S. Luis zusammen, bei alledem aber vermittelten bloß zwei Straßen, der Seeweg um Kap Horn oder durch die Magelhaensstraße und der Landweg über den Isthmus von Darien, den Verkehr Europas mit der Westküste Südamerikas. Die Erforschung des Amazonenstromes, der vom Fuße der peruanischen Anden bis zum Atlantischen Ozean die breiteste und längste Fluß-Wasserstraße der Erde darstellt, war eine kühne geographische That, praktische Vorteile brachte sie ebensowenig wie die späteren Züge englisch-nordamerikanischer Abenteurer zum „Far West". Selbst die Entdeckung der Goldlager von Kalifornien änderte nicht die bisherigen Handelswege, der Bau der im Jahre 1855 dem Verkehre übergebenen Panama-Eisenbahn brachte im Gegenteil dem stockenden Handelsverkehre über den Isthmus einen neuen Aufschwung. Inzwischen aber hatte die unaufhaltsam nach Westen vorwärts drängende Ackerbaukolonisation der Vereinigten Staaten ein Unternehmen wachgerufen, das den umfangreichsten und in mancher Hinsicht kühnsten Eisenbahnbau der Neuzeit darstellt. Im November 1869 war ein ununterbrochenes Schienengeleise zwischen New York und San Francisco hergestellt, das an Bedeutung die Panamabahn vielhundertfach überragte. Neuerdings hat man nun in den Vereinigten Staaten eine zweite südlichere und eine dritte nördlichere Pacificbahn fertiggestellt, auch Kanada denkt an eine direkte Schienenverbindung zur Küste des Stillen Ozeans, Mexiko bereitet das gleiche vor und in Mittelamerika ist der Panamakanal, dessen Bedeutung selbst diejenige der Pacific-Eisenbahn weit überragt, im Bau begriffen.

Wie aber ſteht es zur Zeit um die Verkehrswege zwiſchen der Oſt- und der Weſtküſte Südamerikas? Zwiſchen Bolivien und Chile einerſeits, Argentinien anderſeits hat jahrhundertelang und mit Benutzung zahlreicher Andenpäſſe ein reger Verkehr beſtanden, die Reiſe aber von Peru, Ecuador oder Columbien nach Braſilien galt zu allen Zeiten und gilt noch heute als ein Abenteuer. Seit man nun auch in Südamerika mit dem Baue von Eiſenbahnen vorgegangen, hat der Gedanke an eine Art von ſüdamerikaniſcher Pacificbahn die geſcheiteſten Ingenieure und die ehrgeizigſten Politiker beſchäftigt. Der Verſuch iſt mit mehr oder minder unzureichenden Mitteln allen Ernſtes an vier verſchiedenen Stellen begonnen, aber bisher noch nirgendwo erfolgreich durchgeführt worden. Von der ecuadorianiſchen Hafenſtadt Guayaquil aus will man eine Eiſenbahn über die Kordilleren zunächſt zur Hauptſtadt Quito und dann weiter zum Waldgebiete des oberen Amazonenſtromes bauen, dieſer Plan aber iſt noch nicht über die 122 km von Yaguachi bis zu dem am Fuße der Anden dahinfließenden Fluſſe Chimbo hinausgelangt, und wenn ihm auch in techniſcher Hinſicht geringere Schwierigkeiten entgegenſtehen mögen, als ſie beim Baue der nachſtehend zu erwähnenden Oroyabahn zu überwinden waren, ſo werden ſich doch gerade für dieſe Linie die Geldmittel am ſchwierigſten auftreiben laſſen. Ein gutes Stück weiter iſt man in Peru mit dem Gedanken gelangt, die dort recht kahle und unfruchtbare Küſte mit der erzreichen Montaña und den fruchtbaren Geländen jenſeits der Anden zu verknüpfen. Die beiden peruaniſchen Präſidenten Balta und Pardo haben beſonders eifrig den Plan betrieben, einerſeits Callao und Lima durch die ſogenannte Oroya-Bahn, anderſeits den Hafenort Mollendo über Arequipa, Puno (am Titicaca-See) und Cuzco mit dem Oberlaufe des Amazonenſtromes zu verbinden. 1862 wurde ein dahin zielender Vertrag mit dem nordamerikaniſchen Unternehmer Herrn Meiggs abgeſchloſſen, ſchon vor dem chileniſchen Kriege aber erwieſen ſich ſelbſt die reichen Einkünfte aus den Guano-Lagern als unzu-

reichend, und gegenwärtig ist wohl nach der Niederwerfung Perus für unabsehbare Zeiten nicht mehr an den Weiterbau dieser Bahnen zu denken. Die Oroya-Bahn, das Meisterwerk der modernen Ingenieurkunst, ist von Callao und Lima aus bloß bis zu dem mitten in den Bergen gelegenen Chicla vollendet, ohne den Kamm der Kordilleren überschritten zu haben. Die Titicaca-Bahn hat dagegen den Kamm der großen und höchsten Kordillere bemeistert, sie ist von Mollendo bis Puno in Betrieb, von der Strecke nach Cuzco ist dagegen erst ein Stück vollendet, und auch von Cuzco aus wäre bis zu den ersten schiffbaren Zuflüssen des Amazonenstromes noch eine recht anständige Entfernung zu überwinden. Wozu aber sollte auch eine Verbindung mit der Flußstraße des Amazonenstromes dienen, wenn sich nicht vorab in den zu durchschneidenden Ländern ein regeres Leben entwickelt? Dafür sind zur Zeit wenig Aussichten; betrachten wir uns also einmal jene andern Pläne, die unsres Erachtens, wenn überhaupt, dann von allen am frühesten zur Ausführung gelangen werden.

Die argentinische Republik steht in mancher Hinsicht hinter den übrigen Staaten Südamerikas zurück. Die politischen Verhältnisse sind weniger geordnet als in Brasilien und Chile, das Land ist schwach bevölkert, zum Teil trostlos öde und wird im Innern von einer ziemlich rohen, fremdenfeindlichen Bevölkerung bewohnt. Bei alledem aber geht gerade durch die argentinische Republik ein gewisser großartiger, ich könnte auch sagen reklamesüchtiger Zug nordamerikanischen Stils, den man schwerlich irgendwo sonst auf südamerikanischem Boden in gleicher Stärke wiederfinden wird. Die reichen Einkünfte, welche die beinahe mühelose Viehzucht dieser weiten Ebenen von jeher abgeworfen, haben Buenos Ayres zu einem Brennpunkte internationalen Unternehmungsgeistes gemacht, und begünstigt durch die geographischen Verhältnisse des vorwiegend flachen Landes, hat der Eisenbahnbau in Argentinien einen Aufschwung genommen, wie nirgendwo sonst in Südamerika. In dem gebirgigen Brasilien sind Eisen-

bahnen ein notwendiger aber kostspieliger Luxus, in der Pampa sind sie ein billiges Mittel, die ungeheuren Entfernungen verschwinden zu machen. Seit man im Jahre 1857 mit dem Bau von Staats-, Provinzial- und (zum überwiegenden Teil) Privatbahnen mit Staatsgarantie begonnen, laufen von der Hauptstadt Buenos Ayres nicht weniger als sechs Eisenbahnlinien aus, deren man sich häufig auch für den Verkehr mit der allernächsten Umgebung der Stadt bedient. Unter diesen Linien erreicht diejenige von Rosaria nach Tucuman (Argentinische Zentralbahn und Zentral-Nordbahn) eine Ausdehnung von 936,34 km, ist also nicht ganz so lang wie die Strecke von Berlin nach Paris (1074 km); das meiste Interesse aber dürfte das unter dem stolzen Namen „Interozeanisch-Transandinische Bahn" schon sehr viel besprochene Unternehmen einer Schienenstraße nach Chile darbieten.

Nächst den Wegen durch die Magelhaensstraße und über die Landenge von Panama hat jener andre von Buenos Ayres über Rosario, Mendoza und den Uspallata-Paß nach Valparaiso führende von jeher die meist benutzte Verkehrsstraße zwischen der Ost- und der Westküste Südamerikas dargestellt. An diese Linie knüpften sich also auch die ersten Vorschläge für den Bau einer interozeanischen Bahn. Wie die Verhältnisse gegenwärtig liegen, fährt derjenige, der die Strecke in möglichst kurzer Zeit zurücklegen will, von Buenos Ayres aus mit der Eisenbahn nach Campana (89 km), von dort mit Flußdampfer nach Rosario (388 km), von Rosario, das den Ausgangspunkt der größten argentinischen Eisenbahnlinien darstellt, auf der „Argentinischen Zentralbahn" bis Villa Maria (201,50), des weitern auf der „Argentinischen Andesbahn" über Rio Cuarto und Villa Mercedes bis Fraga (291,38), dem gegenwärtigen westlichen Endpunkte des argentinischen Eisenbahnnetzes. Von Fraga aus tritt Postbeförderung bis Mendoza ein, des weitern aber bleibt es dem persönlichen Ermessen jedes Reisenden überlassen, wie er das Andengebirge überschreiten will, um zu der nächsten chile-

nischen Eisenbahnstation (Santa Rosa de los Andes) zu gelangen. Von der bis Mendoza weiterzuführenden Eisenbahn sind zwischen Fraga (einer bloßen Ansammlung von Güterschuppen) und dem kleinen Oertchen La Paz einzelne Stücke vollendet, annoch aber vermag niemand zu sagen, in wieviel Jahren die Eisenbahn Mendoza, den bedeutendsten Handelsplatz am Ostfuße der Anden, erreichen wird, und alles weitere schwebt in der Luft, wenn man es auch in Buenos Ayres an hochtönenden Reklamen und Fanfaronaden nicht fehlen läßt. Mir scheint es mehr als zweifelhaft, ob von Mendoza aus jemals eine Eisenbahn die Anden übersteigen wird; flüchtige Aufnahmen haben allerdings stattgefunden, genaue Messungen aber niemals, und auch das Ergebnis jener Aufnahmen scheint nicht durchaus günstig gelautet zu haben. Man läßt es einstweilen noch dahingestellt, ob die Eisenbahn die chilenische Station Santa Rosa de los Andes direkt oder auf dem Umwege über die argentinische Provinzialhauptstadt San Juan erreichen solle. Die Strecke von Buenos Ayres bis Mendoza wird von Wappäus zu 317½ Leguas oder da er 20 Leguas auf den Breitengrad rechnet, zu 1767 km angenommen, nach den mir gewordenen Angaben aber beträgt sie auf der heutigen, oben beschriebenen Straße 1445,50 km, nämlich 632,50 km Eisenbahnfahrt, 388 km Flußdampferfahrt und 425 Postwagenfahrt; die gegenwärtig mit Pferd oder Maultier zurückzulegende Strecke von Mendoza bis Santa Rosa de los Andes beträgt 382,50 km und die Eisenbahnfahrt von Santa Rosa bis Valparaiso 133 km. Die ganze Strecke von Buenos Ayres bis Valparaiso würde demnach auf der heute benutzten Straße 1951 km lang sein, sie würde jedoch durch den geplanten Bau einer direkten Eisenbahnlinie von Buenos Ayres nach Villa Mercedes wesentlich kürzer werden.

Bei allen diesen Plänen darf man jedoch nicht vergessen, daß der Bau einer interozeanischen Bahn von Argentinien nach Chile bloß bei dem besten Einvernehmen beider Regierungen durchzuführen ist. Dieses Einvernehmen hatte durch den chilenisch-peruanischen Krieg einen argen

Stoß erlitten; es ist seitdem, namentlich durch die beiderseitige Annahme des auf die Teilung Patagoniens bezüglichen Vertrages, wieder befestigt worden, noch immer aber waltet ein gewisses Mißtrauen, und bevor beide Länder durch eine direkte Eisenbahnlinie miteinander in Verbindung treten, muß noch manches Vorurteil beseitigt werden. Viele Argentiner hegen ähnliche Befürchtungen, wie sie in England betreffs des geplanten Kanals zwischen Dover und Calais hervorgetreten sind; eine Eisenbahn würde, so meinen sie, im Kriegsfall den rührigen Chilenen eine Invasion der am Ostfuße der Anden gelegenen Provinzen Argentiniens erleichtern. Dieses Vorurteil kann meines Erachtens auf die Dauer nicht standhalten; weit schwieriger dürfte ein anderes zu beseitigen sein. Diejenigen Provinzen Argentiniens, welche am Ostfuße der Anden liegen, also Mendoza, San Juan, Rioja, Catamarca und bis zu einem gewissen Grade sogar San Luis haben bis vor wenigen Jahren ihre Waren fast ausschließlich aus Chile bezogen. Neuerdings strebt Argentinien erfolgreich dahin, durch strenge Zollvorschriften und namentlich durch den Bau von Eisenbahnen, welche die östlichen Provinzen mit Rosario und Buenos Ayres verknüpfen sollen, dieses Verhältnis zu gunsten des argentinischen Handels umzugestalten. Eine direkte Eisenbahnlinie nach Chile würde, so meinen kurzsichtige Leute, dem argentinischen Handel Abbruch thun; sie bedenken nicht, daß die dadurch bedingte allgemeine Handelsentwickelung jenen Abbruch vielfältig aufwiegen würde.

Sollte nun aber aus technischen Gründen der Bau einer Eisenbahn von Mendoza nach Santa Rosa de los Andes allzu schwierig sein, so bliebe immer noch ein andres Projekt, mit dem man sich erst seit ein bis zwei Jahren beschäftigt hat. Seit General Roca, der gegenwärtige Präsident der argentinischen Republik, im Jahre 1879 durch einen glücklichen Feldzug die Indianergrenze südwärts bis zum Rio Negro verlegt hat, seit Patagonien in aller Form zwischen Chile und Argentinien geteilt worden ist, seit man mit einer abermaligen Vorwärts-

schiebung der Indianergrenze begonnen hat, ist auch sehr viel von dem Wasserbecken des Nahuel Huapi-Sees und einem auffallend tiefen Einschnitte in die Kordillerenkette die Rede gewesen, zu dem das Flußthal des Rio Negro angeblich einen passenden Zugang vermittelt. Mag dem sein, wie ihm wolle, wir dürfen dreist die Behauptung aussprechen, daß zum mindesten für die nächsten sechs bis acht Jahre noch keine direkte Schienenverbindung zwischen der Ost- und der Westküste Südamerikas existieren wird.

Die Fahrt von Buenos Ayres nach Rosario ist in ähnlicher Weise geregelt, wie diejenige nach Montevideo. Eine direkte Schienenverbindung gibt es noch nicht, wohl aber fährt man, um die zahlreichen Krümmungen der Parana-Mündung zu umgehen, mit der Eisenbahn bis Campana, begibt sich abends an Bord eines stattlichen La Plata-Dampfers und befindet sich am folgenden Morgen beim Aufwachen in Rosario. Auf dieser Reise findet man allen europäischen Komfort, ja sogar mehr als europäischen Komfort, denn um ein Beispiel anzuführen, liefert die Dampfverwaltung nicht bloß zu jeder Mahlzeit roten Bordeaux und schweren weißen Tucuman-Wein à discretion, sondern läßt auch in jenem großspurigen Stile, den man ganz besonders am La Plata liebt, beim Nachtisch Sherry und Champagner herumreichen. Sowohl diese Dampferlinie wie die große von Rosario ausgehende Eisenbahnlinie nach Cordova sind englische, mit englischem Kapital ins Leben gerufene Unternehmungen, das Schiffspersonal aber stammt, wie auf dem ganzen La Plata, zum überwiegenden Teile aus Oesterreichisch-Dalmatien. Kapitän, Offiziere, Stewards und ein großer Teil der Matrosen waren italienisch redende Slawen und, soweit sie nicht schon argentinisches Bürgerrecht erworben, österreichische Staatsunterthanen.

In Rosario bat man mich dringend, nicht allzu ernst zu nehmen, was man mir etwa in Buenos Ayres über den unausbleiblichen Rückgang der zweitgrößten Handelsstadt Argentiniens erzählt haben möchte. Rosario ist, wie ich dies bereits an andrer Stelle erwähnte, durch jenen

Bürgerkrieg emporgediehen, in dessen Verlauf Urquiza den Ort zum einzigen Ein- und Ausfuhrhafen der Republik stempelte. Der Bau jener großen Eisenbahnlinien, welche von Rosario aus ins Innere führen, brachte es mit sich, daß viele Binnenprovinzen ihre Waren noch heute von Rosario beziehen; ob aber diese Stellung auf die Dauer und namentlich dann aufrecht zu erhalten sein wird, wenn jene Eisenbahnlinien bis Buenos Ayres weitergebaut werden, ist eine andre Frage. In Buenos Ayres sucht man naturgemäß Rosario soviel als möglich zu verkleinern; die Wahrheit dürfte wohl in der Mitte liegen.

Auf der Strecke von Buenos Ayres nach Cordova, die ich bis zur Station Villa Maria benutzte, gibt es noch täglich einen Zug und stellenweise zwei Züge. Die Beamten sind Engländer, die Waggons sind sehr lang und nach dem nordamerikanischen Truckſystem gebaut, die Lokomotiven haben dicke Köpfe und Kuhfänger, gerade wie in Nordamerika, und das Publikum der verschiedenen Wagenklassen bot durchaus keine auffallenden Eigentümlichkeiten. Auffallend war bloß die Szenerie der uns umgebenden Pampa, und wenn ich Gerstäckers vor einem Vierteljahrhundert geschriebene Reiseschilderungen zur Hand nahm, bot sich mir das reichste Feld für allerlei hochinteressante Vergleiche. Schon Gerstäcker schrieb von seiner zweiten Reise durch Südamerika: die Pampa sei gar nicht mehr das, als was er sie früher geschrieben, sie sei eigentlich gar keine Pampa mehr. In viel höherem Grade trifft dies heutigestags zu. Die weiten Ebenen, flach wie ein Teller, nicht wellig wie die Ebenen von Nordamerika, sind geblieben, aber nicht endlos mehr dehnt sich die weite, mit spärlichem Gras bestandene, ab und zu von weidendem Viehe belebte Fläche aus. Schon engen Akazienhecken, Pappelalleen, Gruppen von Trauerweiden den Horizont ein, längs der Bahn gibt es wohlgepflügten Ackerlandes die Menge und man braucht gar nicht erstaunt zu sein, mitten in der Pampa auf irgend einer einstöckigen, flachdachigen, ziegelerbauten Spelunke die stolze Aufschrift „Restaurant français“ oder „Hôtel de Paris“ zu lesen.

Der Grund, weshalb die Pampa gerade hier schon so viel von ihrem charakteristischen Gepräge verloren hat, liegt darin, daß, von den großen Kolonien bei Santa Fé abgesehen, nirgendwo sonst in Argentinien gleich energisch mit Kolonisationsversuchen vorgegangen worden ist, als gerade längs der Eisenbahnlinie von Rosario nach Cordova. Bei alledem aber kann ich nicht eben sagen, daß das Land mich angeheimelt hätte. In Nordamerika sind jene Landstriche, die ehedem Prärie waren und nun schon seit längerer Zeit dem Ackerbau unterworfen sind, kaum von den ehemaligen Waldgegenden im Osten der Vereinigten Staaten zu unterscheiden; jene Baumvegetation, welche sich durch den Einfluß des Menschen dort eingebürgert hat, paßt so gut zum Boden, zur Szenerie, als ob sie von jeher vorhanden gewesen wäre. Anders in der argentinischen Pampa; mir sind diese Akazienbäume, diese Pappeln, diese Weiden stets vorgekommen, als ob sie nicht hierher gehörten. Vielleicht rührt dies daher, daß ihr Auftreten noch zu spärlich ist; aber auch der Boden — die starken Regengüsse der letzten Zeit hatten ihm eine schwärzliche, an unsre Moore erinnernde Farbe gegeben — nahm sich aus, als ob er sich selbst über die ihm zugemutete Leistung verwundere. Wuchs doch rings um die Felder herum, wo das Land noch brach lag, bloß spärliches Gras, dessen einzige Büschel mindestens einen Fuß weit von einander entfernt waren. Es mag ja sein, daß die 10—15 m dicke Lehmschichte der Pampaformation, in welche die von Professor Burmeister ausgegrabenen Megatherien und Mastodonten der Diluvialzeit so hübsch eingebettet wurden, sich auf die Dauer als ein ertragsfähiges Weizenfeld erweist; einstweilen aber sind über diese Angelegenheit die Akten noch nicht abgeschlossen.

Von Villa Maria aus gibt es in der Richtung nach Rio Cuarto und Villa Mercedes nur noch zweimal wöchentlich Fahrgelegenheit; auch merkt man gleich, daß es nunmehr mit jener englisch-nordamerikanischen Verwaltung zu Ende sei, welche die Reise bis Villa Maria mit allen in Europa üblichen Annehmlichkeiten umgibt. Elende Wag-

gons, in denen kein Fenster schließen wollte, wackelten durch wirbelnden Staub auf schlecht gelegten Schienen langsam dahin und anstatt mit Kohlen wurde nunmehr mit Holz geheizt. Zuweilen begegneten uns lange mit Holz beladene Züge und an den zwei einzigen Stationen zwischen Villa Maria und Rio Cuarto wurde jedesmal Dreiviertelstunden Halt gemacht, um auch unsren Holzvorrat zu vervollständigen. Woher in solch waldloser Gegend all dieses Knüppel- und Knieholz kam, habe ich nicht erfahren können; die einen sagten, es stamme aus der Sierra von Cordova, die andern, aus einem Wäldchen nördlich von San Luis. Das Land, welches wir durchfuhren, war dürr, langweilig, häßlich, selbst bei den Stationen, in denen man natürlich nicht das geringste an Speise und Trank bekommen konnte, gab es weder Haus noch Baum, noch Strauch, und als dann die Sonne blutrot unter den Horizont sank, zeigte sich die hier noch unentweihte Pampa in ihrer ganzen großartigen Eintönigkeit. Die Beamten dieser „Nationalbahn" waren durchweg mischblütige Argentiner, aber auch das spärliche Publikum, in seinem Benehmen etwa den Insassen unsrer dritten und vierten Wagenklasse entsprechend, glich dem Zuge.

Es hat einmal eine Zeit gegeben, namentlich unter Rosas blutbefleckter Diktatur, als auch in den Straßen von Buenos Ayres die galoppierenden Gauchos in blaurotem Poncho keine Seltenheit waren. Heutigestags aber wird man zu Buenos Ayres weit seltener einem Gaucho in Nationaltracht begegnen, als in Berlin einem Neger oder Chinesen; das Straßenpublikum von Buenos Ayres gleicht ganz und gar demjenigen von Brüssel, Mailand und andern europäischen Städten. In Rosario sieht man schon bisweilen, obwohl selten, einige fremdartige Typen, man muß aber doch schon eine gute Strecke landeinwärts gehen, ehe man das vielbesprochene Gaucholeben in seiner unverfälschten Form antrifft. Längs der Eisenbahnlinie nach Cordova beispielsweise sind so viel europäische Einwanderer angesiedelt, daß die Trachten etwa denjenigen in

europäischen Bergwerksgegenden gleichen, aber gar nichts spezifisch Südamerikanisches haben. Hinter Villa Maria dagegen trat das Indianerblut immer stärker hervor, sah man immer mehr galoppierende Reiter mit Schlapphut, weißen Pumphosen, langen Stiefeln und zwei Ponchos, einem über die Schulter geworfenen und einem um die Hüften gewundenen.

Da ich weder in Buenos Ayres noch in Rosario zuverlässige Angaben über die Abfahrtszeit der Züge hatte erhalten können, so mußte ich, nachdem ich bereits in Villa Maria mehrere Tage verloren, in Rio Cuarto abermals Rast machen. Nun ist mit all solchen größeren Bahnhofsanlagen, wie diejenigen von Villa Maria, Rio Cuarto und Villa Mercedes, ein Gasthaus vereinigt, in dem man gewöhnlich für Wohnung, Kost und gewöhnlichen Tucumanwein 2 bolivische Pesos als Tagespreis bezahlt; mir als Fremdem aber, der nolens volens dort bleiben mußte, wußten die habgierigen Leute nicht weniger als 4 Pesos abzuzwacken. Fast alle Gasthofs- und Speisehauswirte in ganz Argentinien sind entweder Italiener oder Franzosen, die Kost pflegt ein bißchen unsauber, sonst aber nicht übel zu sein, und den ordinären, etwas schweren Landwein von Tucuman zog ich doch um ein bedeutendes jenem Bordeaux vor, wie die Fabriken von Buenos Ayres ihn in ungeheuren Mengen an die Restaurants der Seeplätze liefern. Der Kost und Bewirtung nach hätte man gar nicht glauben sollen, sich in argentinischem Binnenlande zu befinden, anders aber mit den Wohnungen und anders vor allem mit der Szenerie. In Rio Cuarto gab es bloß ein zweistockiges Gebäude, in welchem der „Administrador" der Eisenbahn wohnte, alle übrigen Häuser waren einstöckig und nur die wenigsten hatten Glasfenster oder Thüren mit Glasscheiben. Mir selbst wurde in einem abseits der Eisenbahn gelegenen Häuschen ein Zimmer angewiesen, dessen Fußboden aus gestampftem Lehm bestand, das bloß dann Licht erhielt, wenn ich die hölzerne, nicht mit Glasscheiben ausgestattete Thür halb offenstehen ließ. Immerhin gab es zwei an-

erkennenswerte Vorzüge: das Bett war sauber und gut und die Thür war verschließbar. Wie es aber die Leute während des Winters in diesen ofenlosen Räumen auszuhalten vermögen, war mir ein Rätsel.

Ebenso trostlos wie alles Bisherige war die weitere Fahrt von Rio Cuarto nach Villa Mercedes. Vieh gab es nur wenig, zuweilen sahen wir alle tausend Schritt weit einen Baum, dann dämmerten als niedriger Gebirgswall die Ausläufer der Gebirge von Cordova vor uns auf; wir fuhren zwischen einigen gerundeten Hügeln hindurch an riesigen, zu knochenharter Schicht ausgetrockneten Flußbetten vorbei, in denen es keinen Tropfen Wasser gab, und hielten an zwei Stationen, Sampacho und Chazan, jedesmal dreiviertel Stunden, um Holz und Wasser einzunehmen. An diesen Bahnhöfen hatten sich einige Dutzend Leute von brauner Hautfarbe eingefunden, auch sahen wir einmal ein Dorf, sonst aber weder Häuser noch Menschen. Die obenerwähnten Flußbetten führen die Namen Rio Primero, Segundo, Tercero, Cuarto und so weiter, weil die von Osten her in dieses Land vordringenden Spanier die Flußläufe, welche sie zu überschreiten hatten, numerierten; es ist dies dieselbe Armut an Phantasie, welche die Einwohner von New York veranlaßt, ihre Straßen mit Zahlen zu bezeichnen.

Villa Mercedes ist mit seinem schönen ziegelerbauten Stationsgebäude eine Schöpfung der Eisenbahn. Der eigentliche Ort aber liegt etwa dreiviertel Stunden Weges abseits; wenn man auf unglaublich staubiger und unglaublich eintöniger Straße diese Entfernung durchmessen hat, findet man über einen weiten Komplex zerstreut einige Hundert Ranchos aus Lehm oder Stroh, die elendesten Wohnungen, die man sich denken kann. Ein blauer Berg in der Ferne belebt die Szenerie ein wenig, sonst ist das Land gänzlich flach und, einige schmutzige Wasserlachen abgerechnet, vollkommen ausgetrocknet. Die seltenen, ab und zu künstlich bewässerten Felder sind, um sie vor der Gewalt des Sturmes zu schützen, von Lehmmauern und dichten Pappelreihen eingefaßt, alle sonstigen Bäume aber

nehmen sich in ihrem vereinzelten Auftreten aus, als ob sie nicht recht wüßten, wie sie hierher kämen. Dort wo Gestrüpp oder Büschelgras den Boden überwuchert, sieht man ebenso wie in Brasilien die langen, etwa einen Zoll breiten Heerstraßen der Ameisen, die nirgendwo in Südamerika zu fehlen scheinen. Alles in allem ist die Szenerie unbeschreiblich trostlos, und man empfindet das um so mehr, wenn man aus dem landschaftlich so reich ausgestatteten Brasilien oder dem erträglich hübschen, jedenfalls weit besser bewässerten Uruguay kommt. Das Volk schien nicht sehr kräftig zu sein. Herr Gallenga meint zwar, und ähnliches wird von Buenos Ayres aus häufig genug in die Welt posaunt, es gebe in Argentinien keine Bettler. Nirgendwo aber, von einzelnen Teilen der Vereinigten Staaten abgesehen, bin ich gleich unangenehm durch die große Zahl der Krüppel berührt worden. Verwachsene Leute, Leute mit den entsetzlichsten Wunden und Gebrechen drängen sich auf jeder Station an dich heran, und da Almosen bloß zu neuen und höheren Forderungen anreizen, da von Polizei selbstverständlich nicht die Rede ist, so gibt es keine Mittel, sich, so lange man an den Bahnhofsgebäuden oder in den Dörfern verweilt, diesem widerlichen Anblicke zu entziehen.

Als Zahlungsmittel dienen entweder ältere bolivische Silberstücke, die einer in Bolivien selbst abgeschafften Währung angehören, oder auf „Bolivianos“ lautende Noten der verschiedenen Provinzialbanken. In Buenos Ayres hatte niemand mir zu sagen gewußt, mit welcher Münzsorte ich mich ausrüsten müsse, und meine dort erstandenen chilenischen Pesos konnte ich ebenso wie mein englisches Gold bloß mit großem Verluste verwerten.

Noch möchte ich erwähnen, daß eines Nachts eine neben meinem Zimmer sich abspielende Lustbarkeit mich für geraume Zeit wach hielt. Als aber die Freude ihren Höhepunkt erreicht zu haben schien, hörte ich heftige Worte und ein paar menschliche Körper donnerten recht unsanft gegen meine Thür. Das gleicht doch, dachte ich, auf ein Haar dem Gebaren einer gewissen Sorte meiner Lands-

leute, bei denen jede Geselligkeit ihren Gipfel in einem tüchtigen Krakeel findet, und wirklich schlug gleich darauf, untermischt mit spanischen Lauten, das Wort „Rausschmeißen" an mein Ohr.

Wann und von wo die Post abführe, welche mich nach Mendoza bringen sollte, wußte niemand in Villa Mercedes, nicht einmal der Stationsvorsteher, mir anzugeben. Es war sogar ungewiß, ob die Eisenbahn uns bis Fraga, ihrer gegenwärtigen Endstation, würde befördern können, denn wenige Tage vorher war die Brücke über den Rio Quinto eingestürzt und es war noch ungewiß, ob die seitdem begonnene Notbrücke bereits fahrbar sei. Wir gelangten jedoch glücklich an den halb ausgetrockneten Fluß und auch hinüber, an der andern Seite aber ging es steil bergan und unsre Lokomotive erwies sich als zu schwach. Schließlich wurden Steinkohlen herbeigebracht, um eine stärkere Dampfspannung zu ermöglichen, und nach langem Warten schleppte die Lokomotive jeden Waggon einzeln und für sich den Berg hinan.

Schon in Rio Cuarto hatte ich für 20 Pesos Fuertes (etwa 82 Mark) eine Fahrkarte für die Postwagenfahrt von Fraga (dem gegenwärtigen Endpunkte des Eisenbahnnetzes) nach Mendoza gelöst. Als mit mir in Fraga die wenigen Passagiere den Zug verließen, befanden wir uns in einer trostlos öden, staubigen Gegend, in der bloß eine Anzahl Güterschuppen, die ihrem Aeußeren nach ebenso gut bei Berlin oder Köln hätten stehen können, an die Fortschritte moderner Kultur und modernen Eisenbahnbaues erinnerten. Etwa fünfzig Arbeiter waren mit dem Bau eines Bahnhofsgebäudes beschäftigt, das ebenfalls nicht im geringsten von europäischen Vorbildern abwich. Ging man aber ein paar Schritte abseits, um sich die Landschaft zu betrachten, so war kein Anklang an heimatliche Erinnerungen mehr herauszufinden, ganz fremdartig war auch jenes Leben, welches sich hinter einem der Güterschuppen entwickelte. Gleich einer Reliquie aus längst verschollenen Tagen stand dort mit der stolzen Aufschrift „La Protegida de los Andes" ein über und über be-

staubtes, zerstoßenes, gleichsam vom Alter gebeugtes und doch noch knorriges und kerniges Gefährt, wie dessen selbst die Blütezeit Thurn- und Taxisscher Postverwaltung kein ähnliches gesehen haben mag. Etwas abseits ließen 13 ebenso altersgebeugte, ebenso unscheinbare und doch ebenso zähe Maultiere die Köpfe hangen, und ein paar indianerblütige, zigarrettenrauchende Gauchos mit ehedem weißen, jetzt schon mehr schokoladefarbenen Pumphosen, mit Kniestiefeln, gelbbraunem Poncho und einer Art von Südwester schleppten mit bemerkenswerter Langsamkeit und noch auffallenderer Unfreundlichkeit die mannigfaltigen Gepäckstücke — Koffer, Mantelsäcke, Sättel, Säbel, Weinflaschen — herbei, die nun sorgfältig, aber zu solch schwindelnder Höhe auf dem Verdecke der Kutsche verpackt wurden, daß, wer die Sache nicht kannte, ein baldiges Umkippen für unvermeidlich gehalten haben würde. Ebenso wie auf der Fahrt durch Uruguay hatte ich mir einen Platz im Vorderkoupee zu verschaffen gewußt.

Noch aber dachte niemand ans Abfahren, als ein paar höhere Offiziere, die meine Reisegefährten sein sollten, urplötzlich und so schnell ihre Beine sie trugen, zum Postwagen hineilten, um sich in einer nach europäischen Begriffen durchaus nicht ihrem Range entsprechenden Stellung unter der Kutsche zwischen deren Rädern niederzukauern. Ich ahnte nicht, was die Sache bedeuten solle, als die Herren mir mit dem Säbel winkten und auf eine purpurfarbene, violettrote Wolkenwand am Horizont hindeuteten. Eine Minute später fühlte ich ein leises Lüftchen, in den Güterschuppen und dem halbfertigen Bahnhofgebäude begann es zu knistern und zu klirren, ein paar große, scharfkantige Sandkörner schlugen mir ins Gesicht, daß es ganz gehörig schmerzte, und als nun auch ich mich unter den Postwagen duckte, jagte es etwa eine halbe Stunde lang wie das Donnerwetter über uns her, so daß niemand für längere Zeit die Augen zu öffnen oder sein Gesicht dem Sandsturme entgegenzukehren vermochte. Und doch hatten sich die Gauchos während der ersten zehn Minuten durchaus nicht in ihrer Arbeit behindern lassen;

wohl mochte ihre lederartige Haut gegen den Anprall der Sandkörner unempfindlich sein; wie sie aber die Augen offen zu halten vermochten, ist mir noch heute ein Rätsel.

Nach etwa anderthalb Stunden war alles zur Abfahrt fertig, und nachdem die Passagiere sich nicht ohne Schwierigkeit auf dem engen Raume zusammengequetscht hatten — im Vorderkoupee (Pescante) saßen wir unsrer zu dreien —, lenkte die schwerfällige Maschinerie zur offenen Pampa hinaus. Vor uns saß auf dem Bock der Mayoral, zu je dreien nebeneinander waren 12 Maultiere vor den Wagen gespannt, von denen das vorderste Tier zur linken Hand und noch zwei andre einen Reiter trugen; außerdem galoppierte ein fünfter Gaucho nebenher. Die ganze Geschichte maß vom einen Ende der Postkutsche bis zu den Hufen des vordersten Maultiers 45 Schritte, die Zahl der vorgespannten Pferde oder Maultiere könnte aber nötigenfalls, so wie man hier die Sache betreibt, ins Unendliche vermehrt werden. Bei alledem fehlte das wilde Juchhe von Uruguay. Wenn wir auch schnell genug vorwärtskamen — des fünften Gauchos einzige Beschäftigung schien es zu sein, die weggeblasenen Hüte wieder aufzufangen —, so fuhr man doch ruhiger und vernünftiger. Auch gab es auf dieser Strecke eine wahre und wirkliche Straße, wenn auch alles andre eher als eine Kunststraße. Und doch hätte ich lieber noch ein halbes Dutzendmal die Fahrt von Artigas nach Floridas als diese 83 Leguas (etwa 415 km) lange Strecke von Fraga nach Mendoza zurückgelegt. In Uruguay sahen wir tagelang rings um uns her bloß den üppig grünenden Rasenteppich des Frühlings, hier aber sandte uns die trostlose, mit spärlichem Büschelgras bestandene Wüste unaufhörlich ihre Augen und Lungen angreifenden Staubmassen entgegen. Zunächst ging es längs der zukünftigen Eisenbahnlinie dahin, die bis etwa 30 km über Fraga hinaus vollendet ist und sofort dem Verkehre übergeben werden könnte. Auch sahen wir noch am folgenden Tage und bis in die Nähe von La Paz einzelne Stücke jenes im Bau begriffenen Eisenbahndammes, der dereinst als

eine kleine Gebirgslinie diese ganze Linie durchschneiden wird. Warum die Eisenbahnbaumeister sich zu solch kostspieligen Erdarbeiten entschlossen haben, vermochte mir niemand zu sagen; wahrscheinlich geschieht es der Ueberschwemmungen wegen. Von Zeit zu Zeit fuhren wir an den Erdhöhlen und Zeltlagern der argentinischen und italienischen Eisenbahnarbeiter vorüber, meist aber war, von einer eintönigen Telegraphenlinie, die uns auf der ganzen Strecke begleitete, abgesehen, nicht die geringste Spur von menschlichen Ansiedelungen oder menschlicher Kultur wahrzunehmen. Tief eingerissene, aber knochenharte Rinnen zur Seite des Weges ließen ebenso wie der spärliche, staubige und vertrocknete Pflanzenwuchs auf eine ungünstige und ungleiche Verteilung des Regenniederschlags schließen; sonst wüßte ich über die eintönige Fahrt bis San Luis nichts Mitteilenswertes zu berichten.

Die ganze Strecke von Fraga bis Mendoza beträgt nach Aussage meiner Reisegefährten 83 Leguas oder etwa 415 km. Es hält sehr schwer, für Argentinien auch nur mit annähernder Genauigkeit Entfernungen anzugeben. Jene Ziffern, welche sich bei Wappäus und in andern älteren Werken finden, sind fast durchweg unzuverlässig; argentinische Leguas aber haben, je nach den verschiedenen Provinzen, eine sehr verschiedene Länge. Mir sind Leguas von 4,5 km und solche von 5,88 km vorgekommen, der Zwischenstufen nicht zu gedenken. Nun legten wir stündlich 3 Leguas (etwa 15 km) zurück und gelangten am ersten Tage in siebenstündiger Fahrt (mit Hinzurechnung des durch das Einfangen der Zugtiere verursachten Aufenthaltes) bis S. Luis (12 Leguas), am zweiten in dreizehnstündiger Fahrt (31 Leguas) bis La Paz, am dritten in sechzehnstündiger Fahrt (37 Leguas) bis Rodeo und am vierten in dreistündiger Fahrt (5 Leguas) bis Mendoza. Der schnurgerade Weg, den die Eisenbahn einschlagen soll, wird etwas kürzer sein; wir hatten allein schon der Flußübergänge wegen zahlreiche Umwege zu machen.

Nun sind diese „Mensagerias“ oder Postwagen (das

Wort bedeutet gleichzeitig den Postwagen und das ganze Unternehmen) zur Zeit und trotz allen Eisenbahnbaues noch das hauptsächlichste, in einigen Provinzen Argentiniens sogar das einzige öffentliche Beförderungsmittel, so daß es sich verlohnen dürfte, noch etwas näher auf diese originelle Einrichtung einzugehen. Bloß am ersten Tage wurde der Postwagen von Maultieren gezogen, die in der teilweise recht gebirgigen Provinz S. Luis häufiger sind als Pferde. Die Tiere wechselten wir am ersten Tage fünfmal, am zweiten Tage achtmal, am dritten Tage neunmal und am vierten Tage einmal, so daß also zu der ganzen Fahrt von Fraga nach Mendoza nicht weniger als 234 Pferde und 65 Maultiere verwandt wurden. Und fast schien es mir, als ob die Tiere hier mit noch größerer Grausamkeit als in Uruguay behandelt würden, obwohl ihr sanftes Temperament dazu gar keinen Anlaß gibt. Wenn in Europa Pferde ein paar Wochen oder gar Monate lang nicht gebraucht worden sind, so ist kaum mit ihnen auszukommen; hier macht sich das viel weniger geltend. Die hiesigen Pferde schlagen nie mit den Vorderfüßen, sie beißen nicht, die raffinierten Fehler ihrer europäischen Vettern sind ihnen unbekannt; anstatt dessen aber sind sie durch rohe Behandlung eingeschüchtert, und wenn man sich ihnen nähert, so weichen sie scheu zurück. Dem entsprechend wurden auf dieser Fahrt sowohl Maultiere als Pferde, sobald man sie in die aus Baumstämmen und Reisergeflecht hergestellten Corrale getrieben, Stück für Stück mit dem Lasso gefangen, was in Uruguay bloß ausnahmsweise geschah. Großen Scherz machte uns dabei die unwiderstehlich komische Störrigkeit der Maultiere, an denen bisweilen ein halbes Dutzend Gauchos eine Viertelstunde lang vergeblich herumzerrte. Uebrigens ist die Kunst des Lassowerfens nicht so schwierig zu erlernen, nichts so Außerordentliches, wie es häufig in Reiseschilderungen dargestellt wird. Reisezeichner lieben es, reitende Gauchos darzustellen, die auf ganz unglaubliche Entfernungen ihren Lasso nach irgend einem wilden Stiere schleudern. Dergleichen ist Uebertreibung; so zäh auch

die Natur des Gauchos sein mag, so vermag er doch ebensowenig wie wir etwas Uebernatürliches zu leisten; er schleudert, sei es, daß er zu Pferd, sei es, daß er zu Fuß sei, seine Lassoschlinge bloß dann, wenn es ihm gelingt, in allernächster Nähe an sein Opfer heranzukommen. Deutsche Bauern, die ein paar Jahre im brasilischen Urwalde gelebt haben, verstehen das ziemlich ebensogut, und mir selbst ist es zum großen Aerger der auf die Europäer und ihre mancherlei Fertigkeiten recht neidischen Gauchozuschauer geglückt, schon beim dritten Wurfe den Hals eines Pferdes in der Schlinge zu sehen.

Die argentinischen Pferde sind einesteils von Hause aus nicht sonderlich kräftig, andernteils aber so schlecht genährt, daß ihnen die zugemutete Arbeit mehr als sauer wird; bei besonders schlechten Wegen verwendet man daher mit Vorliebe die ausdauernderen Maultiere. Die Pferde sind zartmäulig, sie haben häßliche Köpfe und schlechte Hufe, aber gute Knochen, und wären zweifellos, wenn man sich nur etwas Mühe damit gäbe, einer Veredelung fähig. Das Sattelzeug war das elendeste, das ich jemals gesehen, und warum man den Tieren große, halbzerrissene Scheuklappen anlegte — sie sahen darin wie alte Tanten aus —, die ihnen jeden Augenblick über das Gesicht rutschten, habe ich nie begriffen. Begannen die Tiere müde zu werden, und das kam bei ihrer geringen Ausdauer sehr schnell, so wurden die Peitschen in Bewegung gesetzt, bis den armen zitternden Geschöpfen das Blut an Bauch und Beinen herunterfloß. Nun könnte man dergleichen immerhin mit dem dringenden Wunsche, der Notwendigkeit, schnell von der Stelle zu kommen, entschuldigen, warum aber schlugen alsdann diese Gauchos stets ein und dasselbe Pferd, warum richteten sie ihre Peitschen mit Vorliebe auf die entsetzlich blutenden, von Fliegen umschwärmten Wunden, bis so ein armes Wesen im Uebermaße des Schmerzes emporspringend sich beinahe senkrecht in die Höhe stellte und unsre Sicherheit gefährdend mit den Hinterhufen gegen den Postwagen andonnerte. Ich weiß nicht, ob es ebenfalls Grausamkeit ist, wenn ich

ab und zu den lebhaftesten Wunsch verspürte, die Macht zu besitzen, jenen Elenden einige Hundert Hiebe von der gleichen Sorte überziehen zu lassen.

Diese Gauchos sind überhaupt bei aller an die Großthaten ihrer Vorfahren erinnernden Körperzähigkeit von Charakter ein gemeines, feiges, grausames, erbärmliches Geschlecht. Ich habe selten oder niemals Leute kennen gelernt, die gleich schwer zu behandeln gewesen wären; sie sehen jeden Europäer mit mißgünstigen Augen an aus Gründen, die ich mir nicht zu erklären vermag, denn der Fremdenhaß findet sich am wenigsten in Buenos Ayres, am stärksten in jenen Binnenprovinzen, wo von einer übermächtigen Konkurrenz der Fremden wahrlich nicht die Rede sein kann; die Leute sind dem Fremden, dem „Gringo" gegenüber, wie sie sich auszudrücken pflegen, ungefällig, sie thun ihre Pflicht, aber sie thun sie in kurz angebundener, abstoßender Form, sie spielen gern die großen Herren, sind leicht beleidigt, wenn man sie darum bittet, irgend ein Gepäckstück vom Postwagen herunterzuholen, sie möchten nur allzu gern jeden Fremden als Kind behandeln und lassen keine Gelegenheit unbenutzt, sich über ihn lustig zu machen. Gibt man ihnen gute Trinkgelder, so denken sie, man sei ein Gringo und ein Narr, gibt man ihnen keine, so denken sie, man sei ein Gringo und ein Geizhals. Im allgemeinen habe ich es als das Beste gefunden, jeden kleinsten Dienst bar, aber ja nicht allzu hoch zu bezahlen, und im übrigen auch nicht die leiseste Spur jener allgemeinen Menschenfreundlichkeit zu erwarten, wie sie uns in Europa so selbstverständlich ist. Etwas wirklich Böses werden diese Gauchos, die in ihrer Art und wohlverstanden in ihrer Art vertrauenswürdige Leute sind, beinahe niemals thun, nur muß man in jeder Hinsicht, im allerweitesten Umfange für sich selbst sorgen. Der Mayoral beispielsweise unterläßt es gern absichtlich, wenn die Diligencia frühmorgens um 4 Uhr abgehen soll, zu wecken, oder er erlaubt sich den Spaß, ein bis zwei Stunden vorher jedermann mit der Benachrichtigung „Ya se va la diligencia" aufzuschrecken.

Meine Reisegefährten waren ein Estanciero, ein vor vierzig Jahren in Berlin erzogener Advokat, der das Deutsche noch recht geläufig sprach, eine alte fette und sehr neugierige Spanierin, zwei oder drei Leute aus niederen Ständen und zwei Offiziere, ein Oberst und ein Major. Diese beiden letzteren Herren reisten über Mendoza zu jenem Truppenkörper (12 Regimenter mit nominell 6000, in Wahrheit 4000 Mann), der nach Abschluß des chilenisch-argentinischen Grenzvertrages die schon im Jahre 1879 bis zum Negro vorgeschobene Indianergrenze nun noch ein gutes Stück weiter südwärts verlegen sollte. Alle diese Leute verkehrten sehr artig sowohl untereinander als mit mir, und niemals aß oder trank einer von ihnen das Geringste, ohne daß alle andern daran teilgenommen hätten. Auch zeigte sich gegenüber Uruguay die größere allgemeine Sicherheit insofern, als Revolver und sonstige Waffen wenigstens nicht offen zur Schau getragen wurden.

Als wir uns bei Sonnenuntergang der Provinzialhauptstadt S. Luis näherten, tauchten vor uns die schöngeformten Berge der Sierra auf, jener Sierra, an deren Namen sich so manche Indianer-Erzählung anknüpft. Noch 1871 wurde die Poststraße nach Mendoza von Indianern beunruhigt; zum letztenmal unternahmen dieselben von der Sierra de S. Luis aus im Jahre 1878 ihre Raubzüge. Es wurden Truppen gegen sie ausgesandt, und wie mir die beiden Offiziere erzählten, wäre keiner der Indianer mit dem Leben davongekommen. „Im allgemeinen," so meinte einer von ihnen, „haben sich wohl die Spanier schlechter gegen die Indianer, als die Indianer sich gegen uns benommen." In dem ganz erträglichen „Hotel" zu S. Luis saßen eine Anzahl Offiziere bei der Abendtafel, es stand sehr viel auf der Speisekarte des italienischen Wirts, aber es gab nur sehr wenig zu essen. Zigarretten rauchend, streckten sich die Peone irgendwo auf dem Hofe des Wirtshauses im Freien nieder. Der Mayoral spielte den Vornehmen und klimperte auf einer Guitarre, wir Passagiere aber sahen uns noch ein wenig die mit Weinlauben geschmückte und jetzt zur Zeit des Frühlings von

Syringenduft durchwehte Stadt an, um alsdann auch uns zur Ruhe niederzustrecken, denn gegen 3 oder 4 Uhr morgens sollte abermals aufgebrochen werden.

Schon bald nach der Abfahrt von S. Luis verschwinden jene Berge, die am Horizont aufgedämmert waren, wieder aus dem Gesichtskreise, die Landschaft wird immer trostloser, fußhoher Sand und Staub ohne einen einzigen Stein bedeckt den Boden, dessen Farbe hellgrau mit ein wenig gelb ist. Trotzdem jeder Windhauch uns über und über bepudert, lassen wir doch besser jeden Versuch, den Staub abzuschütteln, beiseite; meine Wäscherin in Mendoza verzweifelt noch heute daran, meine Hemden wieder rein zu bekommen, denn sie hat sie niemals zurückgeliefert. Der Baum- und Strauchwuchs besteht fast ausschließlich aus jenen krummästigen häßlichen Algarroben, deren Blätter an jenen bekannten Zierbaum erinnern, den man bei uns fälschlicherweise Akazie zu nennen pflegt. Außerdem gibt es gelbblühende Quebrachos, Tamarinden und Breas, die zwar ebenso niedrig, verkrüppelt, unscheinbar und häßlich, wie die Algarroben, aber weniger nützlich sind, denn die letzteren haben doch, wie mir meine viehzüchtenden Reisegefährten auseinandersetzten, den einen Vorteil, daß das Vieh sich an ihren Früchten erlabt. Auffallenderweise treten die mit wenigem und spärlichem Büschelgras bestandenen Wiesen ganz und gar hinter diesem verkrüppelten Buschwerke zurück. Das ganze Land erinnert ein wenig an Australien und mehr noch an die Colorado-Wüste Nordamerikas; einen größeren Gegensatz als den gegen die waldig-bergigen Küstengelände des schönen Brasiliens vermag man sich nicht vorzustellen. Es mangelt sogar an Holz zum Ziegelbrennen, denn die Algarroben sind dazu nicht verwendbar. Der Boden war durch andauernde Hitze zu einer knochenharten, durch mechanische Einwirkung in Staub zerfallenden Kruste ausgetrocknet, und wo es irgendwo eine Pfütze gab, da begossen unsre Peone ihre Hüte sofort mit Wasser. Im großen und ganzen vermindern sich die atmosphärischen Niederschläge, je weiter westwärts

man zum Fuße der Anden hin vordringt: in Mendoza soll weniger Regen fallen als in S. Luis, in S. Luis weniger als in Cordoba, in Cordoba weniger als in Santa Fé. Aus der geringen Anzahl der in den viehzüchtenden Teilen Südamerikas allenthalben zu findenden Tierskelette darf man schon schließen, daß der Viehbestand nicht allzu groß sei; größere Herden habe ich nirgendwo gesehen. Und dennoch und bei alledem ist mir von urteilsfähigen Leuten versichert worden, daß die Viehzucht mehr bares Geld nach der dürren Provinz S. Luis bringe, als der gut entwickelte Ackerbau nach der weit fruchtbareren Provinz Mendoza. Nicht alle Thatsachen, denen man auf der Welt begegnet, passen in die Schablone unsrer landläufigen Schulweisheit hinein, praktische Erfahrungen schlagen zeitweise den schönsten und kaum angefochtenen Theorien schnurgerade ins Gesicht. Das mögen jene Leute bedenken, die den Uebergang von der Viehzucht zum Ackerbau so ohne weiteres und für alle Fälle als einen unfäglichen Fortschritt hinstellen; für Argentinien dürfte die Zweckmäßigkeit eines solchen Fortschrittes einstweilen noch nicht über jeden Zweifel erhaben sein. In früheren Jahrhunderten war die Provinz S. Luis sehr reich an großen Herden verwilderten Viehes, diese sind neuerdings gänzlich verschwunden und auch die Saladeros sind nach und nach eingegangen, weil es sich besser lohnt, das lebende Vieh nach Chile zu verkaufen. Vor dreißig Jahren kostete die Arrobe Fleisch zu S. Luis $1\frac{1}{2}$ Realen, heute kostet sie zwei bolivianische Pesos (also 16 Realen), und man bezieht vielfach das bessere Fleisch von Mendoza, wo die Ochsen mit Luzerneklee gemästet werden.

Auch an Wild und sonstigen Lebewesen schien das Land nicht allzu reich zu sein; wir sahen einen Strauß, zwei Rehe, ein paar Gürteltiere, Füchse, wilde Katzen und kleine Hasen, außerdem Eulen, wilde und verwilderte Tauben, Eidechsen, Frösche (ihr Geschrei gleicht zum Verwechseln demjenigen kleiner Kinder), Heuschrecken, Bienen oder Wespen (deren große kugelrunde Nester gleich Körben in den Bäumen hingen) und ab und zu dort, wo Wasser

war, Moskiten. Zuweilen sollen auch noch die Pumas oder amerikanischen Löwen in den Viehherden Schaden anrichten, die Heuschrecken dagegen, deren es ohnehin in diesem Jahre nur wenige gab, fürchtet man in den Viehzucht treibenden Provinzen weniger als in den Ackerbauländern.

Als menschliche Wohnungen dienen entweder halb in die Erde eingegrabene Ranchos aus Reisern, Holzknüppeln und Stroh, bei denen man auf schlüpfrigem Boden in eine Art von unterirdischem Hundestall hinuntergleitet, oder stattlichere Bauwerke aus Adobes oder Luftziegeln. Lehm, Wasser und Stroh werden durcheinandergeknetet, zu großen Quadern geformt und an der Sonne getrocknet. Auch anstatt des Kalkes gebraucht man Lehm; die teils flachen, teils schrägen Dächer werden dagegen aus wenig haltbarem Pappelholz hergestellt. Schornsteine und alles, wozu man bei uns Ziegel- oder Bruchsteine verwendet, sind aus Lehm aufgebaut, bloß bei den vornehmeren Häusern tritt eine auf Holzpfosten stehende Veranda, treten Stucküberzug und stellenweise als Fenstereinfassung ein paar Ziegel hinzu. Und dennoch und bei aller originellen Einfachheit solcher Lehmarchitektur ermangeln diese Häuser durchaus nicht jedes Komforts. Auf der Veranda finden wir nicht selten, da die Abende kühl zu sein pflegen, ein Kaminfeuer englischen Stils, und die innere Ausstattung der besseren Häuser mit Spiegeln, Lampen und ähnlichem läßt nicht gar so sehr viel zu wünschen übrig. Daß sich an so ziemlich jedes Haus ein zirkusartiger Corral von Knüppeln und Reisig anschließt, in den man das zum Einfangen bestimmte Vieh hineintreibt, braucht für diese viehzüchtenden Länder nicht erst erwähnt zu werden.

Sah ich mir nun die Leute an, die hier lebten, so war mein Eindruck der, daß dieses Land das Paradies der Gauchos, die Hölle des gebildeten Europäers sein müsse. Die Gauchos fühlen sich hier zufrieden und glücklich, für zivilisierte Menschen aber wäre das Land schlechter als der schlechteste Ort in Europa. Diese Leute ahnen eben nicht, was ihnen die Eisenbahn bringt, sonst würden

sie derselben gewiß nicht so sehr, wie dies jetzt geschieht, entgegenjubeln. Das eigentliche Volk steht, obwohl es durchaus nicht gewisser weltmännischer Formen entbehrt, in Kleidung, Wohnung und Sitten den Indianern viel näher als den Europäern, in ihren Adern fließt ganz gewiß weniger spanisches, als Tehuelchen-Blut. Diese Erscheinung, wie jene Indianerstämme, die als Nation untergegangen, oder, wie der beliebte Ausdruck dafür lautet, ausgerottet sind, dennoch in der neugebildeten Rasse weiterleben, wiederholt sich an manchen Orten Südamerikas. Betreffs Uruguays und Paraguays haben wir ihrer bereits gedacht, aber auch in Argentinien gibt es ganze Provinzen, in denen das Indianer-Element nicht bloß der Blutmischung nach überwiegt, sondern auch einige nationale Züge bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. In den Provinzen Salta und S. Juan del Estero bedient man sich noch der Quichua-Sprache, aber auch in S. Luis und Mendoza erinnern die Volkssitten vielfach an das Indianertum. Am häßlichsten sind unter allen Typen dieser argentinischen Binnenlande die glücklicherweise nicht sehr zahlreichen Zambos, d. h. die Mischlinge aus Indianer- und Negerblut; die Mischlinge von Europäern und Indianern zeichnen sich dagegen nicht selten durch kleine Hände, schöne Füße und scharf markierte Gesichtszüge aus. Die braunen Indianergesichter der Frauen werden von langen wirren Haarsträhnen beschattet, die jungen sind bisweilen hübsch, die älteren durchweg ihrem Aeußeren nach megärenhaft, aber freundlich. Fleisch, Mate, Wasser und ein paar Kleidungsstücke stellen alle Bedürfnisse dieser einfachen Leute dar. Das Wasser wird entweder nach Regengüssen gesammelt oder aus großer Entferung herbeigeschleppt. Betreffs der Kleidung hat ja ganz Südamerika seinen landesüblichen Poncho von den Quichuas und andern zivilisierten Indianerstämmen überkommen; was jedoch die besondere Tracht der argentinischen Binnenländer anbelangt, so stammen die weiten weißen Pumphosen und das weiße Tuch, welches sich die Gauchos um den hinteren Teil des Kopfes zu wickeln pflegen (sie

stülpen alsdann den Hut darauf), wahrscheinlich von den Arabern her, deren Sitten durch die andalusischen Konquistadoren hierher gelangten. Die Füße dieser binnenländischen Gauchos pflegen bis zum Knie in der abgeschälten Haut eines Pferdefußes zu stecken, durch welche natürlich die nackten Vorderzehen hindurchragen. Sporen findet man, trotzdem jedermann reitet, bloß bei den Vornehmen und alsdann Chilensporen mit großen Ketten. Die Form der Steigbügel ist im Inneren Argentiniens wieder eine ganz andre als in Brasilien und in Uruguay, sie wechselt in Südamerika nicht bloß in jedem Lande, sondern bisweilen in jeder Provinz.

Daß in einem Lande mit so dünner Bevölkerung nicht sonderlich viel Verkehr ist, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Zuweilen begegneten uns Ochsenwagen mit riesig hohen Rädern und übergespanntem Segeltuch, zuweilen auch Trupps von einigen Hundert Maultieren (Tropas), die für Chile bestimmt sein mochten. Selbstverständlich geht niemand zu Fuß, mehrmals sah ich winzige Buben, die, auf großen Pferden sitzend, am Lasso ein Bündel Reisig hinter sich herschleiften; auf diese Weise wird hier das Brennholz zu den Wohnungen befördert.

Beim Desaguadero-Flusse, der Grenze zwischen den Provinzen S. Luis und Mendoza, mußten wir aussteigen und zu Fuß über die der Ausbesserung bedürftige Brücke spazieren, während der Wagen unter endlosem Gepeitsche und Schreien durch den tiefen, hochaufspritzenden Fluß fuhr. Bei La Paz, einem Oertchen von 3—4000 Einwohnern, empfingen uns stattliche Pappel-Alleen und Weinlauben, wie sie kaum anders in Ober-Italien aussehen. Es wird hier schon weit mehr Ackerbau getrieben als jenseits des Desaguadero. Erstaunt war ich, in einer bescheidenen Lehmposada alle Formen eines französischen Restaurants zu finden. Die Kost bestand aus Fleischbrühe (Puchero), zähem Spießbraten (Asado), mäßig gutem Brote, Mendoza-Wein und Kaffee. Nachts hatte ich über mir das Gebälk, unter mir den gestampften Lehmboden, zur rechten Hand eine Art von Kuhstallthüre,

zur linken eine Thüröffnung ohne Thüre, das Bett aber war gut; und als ich nächtlicherweile über die Veranda in den Hof hineinblickte, sah ich, daß die Spanier es mit äußerlichen Formen denn doch sehr wenig genau nahmen. Man hatte nämlich der frischeren Luft wegen unter Gottes freiem Himmel ein halbes Dutzend Feldbetten aufgestellt und friedlich ruhten dort in einer großen Reihe die beiden Offiziere, meine übrigen Reisegefährten, die Wirtstochter und ein kleines vier- oder fünfjähriges Kindchen, das einen ebenfalls schlafenden Schäferhund in den Armen hielt.

Auch nach der Abfahrt von La Paz blieb das Land ganz flach, beinahe heidenartig, wir fuhren eine Strecke weit am Rio Tunuyan entlang und gelangten über La Dormida (dem östlichen Punkte, von wo man bei ganz klarem Wetter die Anden sehen kann) nach Santa Rosa. Dieser Ort spielt in der neuesten Geschichte Argentiniens eine gewisse Rolle, weil der damalige Oberst Roca dort im Verlaufe der mitristischen Revolution von 1874 den General Arredondo, der von Villa Mercedes kommend Mendoza genommen hatte, aufs Haupt schlug. Jene Bewässerungskanäle, die von dem Tunuyan- und dem Mendozaflusse abzweigen, haben Santa Rosa zu einem kleinen Paradies gemacht, wo auf großen, viereckigen, von hochragenden Pappel-Alleen umschlossenen Landkomplexen Weizen und Luzerneklee gedeihen, wo es Kirschen- und Nußbäume gibt und der hier prächtig gedeihende Weinstock am Stocke und an Lauben üppig emporrankt. Für Brasilien würde diese Vegetation vielleicht nicht großartig sein, für Argentinien ist sie es ohne Zweifel, einen schöneren Ort habe ich dort nicht gesehen. Und eigentümlich genug ist es, wie in all diesen überseeischen Ländern mit gemäßigtem oder subtropischem Klima gewisse europäische Bäume weit besser als in ihrer eignen Heimat gedeihen. Solche Bäume, die wir die Engländer der Pflanzenwelt nennen könnten, die wir in Sydney und in Uruguay, am Kap und bei Buenos Ayres, im Inneren Australiens und bei Mendoza allenthalben dort wiederfinden, wo

Europäer sich mit Ackerbau beschäftigen, sind in erster Linie Trauerweiden und Pappeln, in zweiter Linie Eichen. Nirgendwo in Europa wird man solch herrliche, unglaublich üppige und wahrhaft künstlerisch schöne Trauerweiden finden, wie bei Albany in Australien oder bei Santa Rosa in Argentinien, nirgendwo solch herrliche frischgrünende Pappel-Alleen, wie bei Mendoza (es gibt deren eine von 90 km Länge). Bei alledem aber befremdet solch ruckweises Auftreten dieser wenigen europäischen Baumarten noch mehr, als es entzückt; vielleicht mag das bloß ein persönliches Gefühl sein, aber mich dünkte es immer, man sähe dem Boden an, daß er ein erborgtes Kleid trägt. Vielleicht verschwindet dieser Eindruck in dem Grade, wie die Kultur weitere Fortschritte macht und größeren Teilen jener weiten argentinischen Ebenen die Wohlthat einer Baumvegetation angedeihen läßt. Es liegt ja noch so sehr viel fruchtbares Land unbenutzt, und wenn man bloß Wasser herbeileitet, bloß durch Pappel-Alleen und Lehmmauern Schutz vor den Stürmen schafft, so ist wenigstens in diesen Gegenden der Ackerbau nicht schwer. Aller Anbau aber beruht in diesem trockenen Lande, wo sich selbst größere Flüsse gleich den zentralasiatischen im Sande verlieren, auf künstlicher Bewässerung, die, wenn auch zahlreiche schlammige Kanäle das Land durchziehen, doch bei weitem noch nicht derart entwickelt ist, wie dies der Fall sein könnte. Der Boden ist in der Provinz Mendoza weit fetter, als in der Provinz S. Luis, was wir schon daran merkten, daß der aufwirbelnde Staub sich noch viel dreister auf Haut und Kleidern festsetzte.

Nachdem wir den Mendozafluß überschritten hatten, nahmen wir angesichts der Schneegipfel der Kordilleren unser letztes moskitenumschwärmtes Nachtquartier bloß fünf Leguas vor Mendoza. Der erste Anblick des längsten und nächst dem Himalaya höchsten Gebirgszuges auf der Erde wirkt imposanter als derjenige der nordamerikanischen Felsengebirge, aber weniger imposant als derjenige der Alpen, wie sie sich etwa von Bern oder Verona her dar-

stellen. Als wir am folgenden Morgen weiterfuhren, verschwanden bald hinter niedrigeren Bergketten jene höchsten schneebedeckten Gipfel, wie wir sie auf der Fahrt von Santa Rosa und Rodeo gesehen hatten. Bei der Annäherung an Mendoza reihen sich die von stattlichen Mauern aus Lehmquadern eingefaßten Weingärten, die Felder und Pappel-Alleen immer dichter aneinander, hüpfen immer zahlreicher die sonst so seltenen Vögel umher und werden die Lehmhäuser immer stattlicher. Diese starke und beinahe ausschließliche Verwendung von Lehm als Baumaterial, diese flachen Dächer, dieser braunschwarze Boden und so manches andre erinnern ganz entschieden an Aegypten. Dieses ganze Land unterhalb der Kordilleren ist, soweit man es zu überschauen vermag, hübsch grün; Mendoza aber liegt, wenn auch in etwas weiterem Abstande, am Fuße der Anden hingeschmiegt, wie Blidah an dem des algerischen Atlas, Granada an dem der Sierra Nevada.

Kein Teil der Erdoberfläche ist so reich an Erdbeben wie diesseits und jenseits der Anden die Westhälfte Südamerikas und an wenig Namen dieser erdbebenreichen Zone knüpfen sich traurigere Erinnerungen als an denjenigen des alten, bereits 1559 von Chile aus gegründeten Mendozas. Diese Stadt von ehedem 20 000 Einwohnern, nächst Cordova die bestgebaute im Innern Argentiniens, wurde am 5. März 1861 durch eine kaum 5 bis 6 Sekunden dauernde Erderschütterung von Grund aus zerstört, wobei zwischen sechs- und achttausend Menschen das Leben verloren. Auffallend ist es dabei, daß die Erdbeben in Mendoza nicht so häufig sind wie an andern Orten (beispielsweise längs der Küste von Valparaiso bis Callao), wo sie weit weniger Schaden anzurichten pflegen. Man rechnet in Mendoza durchschnittlich zwei bis drei Erdbeben aufs Jahr und auf jedes Jahrhundert eines, das Schaden anrichtet. In den wohlerhaltenen und hochinteressanten Ruinen der alten Stadt hat sich allerlei armes Volk eingenistet, die große Menge der Bevölkerung aber bewohnt dicht dabei eine neue, schöngebaute, für süd-

amerikanische Binnenlands-Verhältnisse beinahe elegante Stadt. Pilgert man zwischen den endlosen Trümmerhaufen des älteren, zerstörten Mendozas herum, so erhält man einen ähnlichen, nur weniger großartigen Eindruck wie in Pompeji: hier eine Kirche, deren Gewölbe halb eingestürzt sind, dort am Boden liegende Türme, dort Häuser in allen Stadien der Zerstörung. Und doch war auch das alte Mendoza aus demselben widerstandsfähigen Materiale gebaut, welches noch heute ausschließlich angewandt wird — großen braunschwarzen, an der Sonne getrockneten Quadern (Adobes) aus Lehm und Stroh, die, durch Lehmwasser miteinander verkittet, eine mehr zähe als harte Masse darstellen. Das heutige Mendoza, ein Ort von 10 bis 12 000 Einwohnern, weist gerade durch Pappel-Alleen und fließendes Wasser belebte Straßen auf, dazu einige recht schöne Plätze, die viel, sehr viel Geld gekostet haben, und sieht trotz seiner meist einstöckigen Häuser recht stattlich aus. Wenn auch auf der argentinischen Seite des Andengebirges die atmosphärischen Niederschläge geringer sein mögen als auf der chilenischen, so genügen doch die Wasserläufe, um im Vereine mit zeitweiligen Regengüssen den intensivsten Ackerbau zu ermöglichen, der sich, von den mit Europäern besiedelten Kolonien abgesehen, irgendwo in Argentinien vorfindet. Das Land zwischen der 777 Meter über dem Meere gelegenen Stadt und den Ausläufern des Gebirges kann allerdings weil zu hoch und allzu durchschnitten nicht gut bewässert werden und ist bloß mit nutzlosem Gestrüppe bestanden, in der Ebene aber finden wir von langen Reihen der stattlichen lombardischen Pappel eingehegte Felder, deren fleißige Bewirtschaftung nichts zu wünschen übrig läßt. Apfelsinen und Zitronen reifen nicht mehr, desto üppiger aber gedeiht, wenn auch bloß in der Ebene, der Weinstock, dessen feuriges, noch etwas ordinäres Erträgnis über den ganzen Osten Argentiniens verbreitet ist. Die Weinkeller liegen über der Erde, die ganze Behandlung des Weines soll noch ebenso urtümlich sein, wie jene Spanier, die von Kartagena und Malaga die Erinnerung

an maurische Bewässerungsanlagen mit herüberbrachten, sie ihren Söhnen und Enkeln überlieferten; ein unternehmender Deutscher aber, so sagte man mir, habe auch in dieser Hinsicht schon ein wenig Wandel geschafft. Außer der Bewirtschaftung des Bodens gibt auch der Bergbau einige Erträgnisse, am lebhaftesten werden jene fälschlicherweise „Salitras“ (Salpetergruben) genannten Sandlager ausgebeutet, die mit Gips und schwefelsaurem Natron vermengt sind. Uebrigens wimmelt die Provinz Mendoza, wie dies von einem am Fuße der Anden gelegenen Lande nicht anders zu erwarten ist, von kalten und warmen Mineralquellen, Badeorte aber gibt es nicht oder doch nur in urwüchsigstem Zustande.

Die Einwohner der Provinz stellen eine Mischung von spanischem, indianischem und auch weit mehr Negerblut dar, als man gerade hier erwarten sollte. Vor Ankunft der Spanier wohnten bis zum Rio Tunuyan Indianer vom Stamme der Guarpes, die zum Inka-Reiche von Peru gehörten, südlich vom Rio Tunuyan wohnten Araukaner, die beim weiteren Vordringen der Inkas zurückwichen. Nun wird gewöhnlich behauptet, das Indianerblut nehme in Uruguay, Argentinien und Chile zum großen Nutzen dieser Länder ab, in Paraguay, Bolivien und Peru zum großen Schaden dieser Länder zu. Das ist mit einiger Einschränkung aufzunehmen. In Montevideo und Buenos Ayres hat allerdings die fortdauernde Einwanderung aus Europa jede Spur von Indianerblut verwischt, auch gibt es weder in Uruguay noch in den zivilisierteren Provinzen Argentiniens wilde Indianer; unsre Gelehrten aber würden sich im Innern von Uruguay und Argentinien denn doch über die große Anzahl der kaffeebraunen, straffhaarigen Zigeunertypen wundern. Auch bestreite ich, daß der Sieg des Indianerblutes in allen Fällen einen kulturellen Rückschritt bedeute. Dort wo Indianerblut vorherrschend ist, findet sich allerdings weniger Kultur, das ist aber gewissermaßen Zufall, weil diese Länder die entlegeneren und abgeschlosseneren waren, während jene andern, wo heute von Indianerblut nicht mehr

die Rede sein kann, fortdauernd von kulturfördernden Fremden überströmt wurden. Lassen wir aber die Fremden und ihre Thätigkeit außer acht, so finden sich gerade in manchen Gegenden, wo das spanische Element von dem indianischen durchdrängt und besiegt wurde, wie beispielsweise in Paraguay und in manchen Teilen von Chile, weit ruhigere, friedlichere, seßhaftere Anlagen als in jenen andern, wo die Spanier noch mehr unverwischt sind.

Im großen und ganzen ist der Volksschlag im Osten Argentiniens nicht ganz so hübsch wie in den Westprovinzen und in Uruguay, doch findet man auch unter den „Chinas" — das Wort bedeutet ein gelbbraunes Mädchen — von Mendoza, solange sie jung sind und keine Kröpfe haben, ganz niedliche Gesichter. Unter den Fremden überwiegen die Chilenen, wie sich denn auch die etwas lockeren Sitten des Volkes als ein Gemisch von argentinischen und chilenischen Eigentümlichkeiten darstellen. Ebenso wie in einem großen Teile von Argentinien und Chile herrscht auch in Mendoza der Gebrauch, daß man bloß reitet oder zu Wagen fährt, aber niemals zu Fuß geht, sobald Strecken von einigen Hundert Schritten in Betracht kommen; man begriff es nicht, daß ich durch Staub und Sonnenglut zu Fuß ging. Selbstverständlich wird auch beinahe ausschließlich galoppiert, und wenn einmal zwei Eheleute aus dem Volke zusammen einen Ausflug machen, pflegt die Frau hinter ihrem Manne, aber den Rücken ihm zukehrend und nach Frauenart auf dem Pferde zu sitzen, was gar nicht so übel aussieht. Trittst du in eines der schwarzbraunen, an den Orient und namentlich an Aegypten erinnernden Häuser, so empfangen dich jene haarlosen, kläffenden Köter, welche angeblich die einheimische, von den Europäern dort angetroffene Hunderasse Südamerikas darstellen. Man wird mit der für Fremde allgemein üblichen Anrede „Mister" begrüßt; es werden Stühle in den kleinen zu jedem Hause gehörigen Hof getragen, und während die Töchter und sonstigen jüngeren Frauen fortfahren, in ihrer primitiven Weise Mais zu stampfen, werden Hausherr und Hausfrau dir mit Zigarretten, viel-

leicht auch mit einem Glase Wein aufwarten. Gefällst du den Leuten, so glückt es dir vielleicht eines Abends, der „Samacueca" zuzuschauen, jenem chilenischen Tanze, zu dem sporenklirrende Stiefel, ein Schlapphut auf dem Kopfe und ein Schnupftuch in der Hand gehören.

Die Gasthäuser von Mendoza lassen manches zu wünschen übrig; Hotel Europa wird von einem unangenehmen Spanier, Hotel Nacional von einem freundlicheren Italiener gehalten. Auffallend ist bei beiden der gänzliche Verzicht auf weibliche Dienstleistungen. Es gibt weder Hausfrau, noch Köchin, noch Stubenmädchen, alle Arbeiten werden ausnahmslos von Männern verrichtet. Als Tagespreis zahlt man für Wohnung, Kost und Wein etwa $1\frac{1}{2}$—2 Papier-Bolivianos (zu 8 Realen). Nun dienen aber als Zahlmittel fast bloß die älteren vollwertigen 20-Centavos-Stücke von Chile, die sogenannten „Cirolas", die zwei Realen gelten. Dabei aber muß man sich vor den minderwertigen „Cirolas" in acht nehmen, die 1880 und 1881 während des chilenisch-peruanischen Krieges geprägt wurden. Diese ganzen Münzverhältnisse der Argentinischen Republik sind eine höhere Art von Spitzbuberei; man wird stets auf Schritt und Tritt betrogen und hinterher sind die Leute noch unhöflich.

Viel getadelt werden die politischen Zustände der Provinz Mendoza. In Buenos Ayres, so sagte man mir in vielen argentinischen Binnenstädten, erfreue man sich aller wünschenswerten Freiheit, in den Provinzen herrsche beinahe russischer Despotismus. Jedenfalls sind in der Provinz Mendoza, also im gelobten Amerika, die Steuern weit höher und drückender als in Deutschland, die Regierungsgewalt ruht seit ungefähr zwanzig Jahren in den Händen einer einzigen Familienclique, und wenn auch die Revolutionen immer seltener werden, so liegt das mehr an einer Sinnesänderung in Ayres, von wo her früher die Brandfackel hinausgeschleudert zu werden pflegte, als an einer Besserung der Verhältnisse in den Provinzen. Rechnet man dazu den großen Verwaltungsapparat aller vierzehn argentinischen Provinzen oder Einzelstaaten, einen

Verwaltungsapparat mit Ministern und Kammern, mit eignem Militär (gegenwärtig außer der Musikkapelle bloß 300 Mann), mit regierungsfreundlichen und oppositionellen Zeitungen (es gibt deren in Mendoza drei), so wird man gestehen müssen, daß ein so schwach bevölkertes Land — von den 66000 Einwohnern kommen 0,7 auf den Quadrat-Kilometer — schon eine ganz tüchtige Lebenskraft besitzen muß, um all dergleichen aushalten zu können. Und diese Lebenskraft zeigt Mendoza allerdings; hören wir in Europa so viel von endlosen Staatsumwälzungen, so vermögen wir uns nicht so leicht einzubilden, daß die davon betroffenen Länder dennoch und trotz alledem vorwärtsschreiten. Thatsächlich aber ist es so, und wenn dann später einmal von dem schnellen Aufschwunge eben dieser Länder berichtet wird, dann suchen wir erstaunt nach den Anfängen zu solchem Aufschwunge, die wir früher übersehen hatten.

Noch wäre der kirchlichen Verhältnisse im Osten Argentiniens zu gedenken. Ich muß gestehen, daß ich anfänglich ungläubig den Kopf schüttelte, wenn ernsthafte Leute mir versicherten, daß es Geistliche, namentlich italienische Geistliche niedrigsten Schlages gebe, für welche die Existenz eines Buches unter dem Namen Bibel ein leerer Schall geblieben sei, die mit Wein, Spiel und Liebe in der Mehrzahl ihre Zeit ausfüllten. Seit ich aber selbst einige dieser rotnasigen, schmeerbäuchigen „Curas“ gesehen, würde ich mich über nichts mehr gewundert haben, und ich fand es auch gar nicht mehr erstaunlich, daß das im übrigen sehr religiöse Volk diese Leute ohne Gewissensbisse zum Narren hielt.

Siebentes Kapitel.

Ein Ritt über die Anden.

(Mein an Pizarro erinnernder Arriero und seine eigensinnigen Maultiere. — Die Vorberge der Anden. — Kolibris und Kondors. — Ein wilder Stier wirft mich aus dem Sattel. — Endloser Donner umgrollt die Schneehäupter der zweiten Kordillere. — Das weite Thal von Uspallata. — Das letzte Nachtlager im Freien, bei eisiger Kälte und angesichts der großen Kordillere. — Der Gipfel. — Zwölf Stunden lang rutschen wir auf Eis und Schnee abwärts. — 70 Stunden im Sattel, zuweilen auf engstem Raume zwischen Abgrund und Stierhörnern. — Im Hotel Lafayette zu Valparaiso.)

Diejenigen Kordillerenpässe, welche für eine Ueberlandreise von Buenos Ayres nach Valparaiso oder umgekehrt in Betracht kommen, pflegen von Ende Oktober oder Anfang November bis Ende April oder Anfang Mai für Warentransporte und Reisende gewöhnlichen Schlages offen zu sein. Die Postboten allerdings, die man hier „Correo" nennt, vermitteln auch während einiger Wintermonate zu Fuß und mit Lebensgefahr einen unregelmäßigen Verkehr. Unter gewöhnlichen Verhältnissen hätte ich demnach, als ich gegen Mitte November in Mendoza anlangte, die Kordilleren ohne Schwierigkeit passieren können, auch hatten mehrere Telegramme, die der Generalpostmeister von Buenos Ayres mir zu Liebe nach Mendoza und Santiago gerichtet, die Antwort gebracht, der Weg sei nach Aussage der Correos gangbar. In Mendoza aber hörte ich andre Mär. Noch kein einziger Arriero war,

sei es mit Waren, sei es mit Passagieren, von dort aufgebrochen, wohl aber machte ich eine im Gasthofe wohnende Reisegesellschaft ausfindig, die soeben von Chile herübergekommen war. Die Leute hatten ganz entsetzlich gelitten, ihre Gesichter waren kürbisartig aufgedunsen und sie rieten mir aufs entschiedenste an, noch 8—14 Tage zu warten. Das aber wollte ich nicht, wenn auch die Arrieros den Kopf schüttelten und zur Begründung eines höheren Preises anführten, daß auf der chilenischen Seite ungewöhnlich viel Schnee liege.

Unter diesen Arrieros beschäftigen sich die meisten damit, „Tropas" oder Herden warenbeladener Maultiere nach Valparaiso zu führen — in guter Jahreszeit eine Sache von zwölf Tagen —, etwa fünf oder sechs unter ihnen verlegen sich jedoch auch auf die Passagierbeförderung und reisen auf diese Weise etwa drei- bis viermal alljährlich herüber und hinüber. Um nun recht vorsichtig zu handeln, erbat ich betreffs der Auswahl meines Arriero den Rat eines in Mendoza lebenden Engländers, wurde aber trotzdem durch einen Zufall mit dem unangenehmsten Vertreter dieser ganzen unangenehmen Volksklasse zusammengeführt. Der erste Führer, an den wir uns wandten — ein sogenannter reicher Arriero — forderte 50 bolivische Pesos, was ich sehr billig, mein Ratgeber jedoch sehr teuer fand. Ein zweiter forderte bloß 40 Bolivianos, und war ich unklug genug, mich an diesen zu ketten. Es war das ein weißhaariger Mann von annähernd 60 Jahren, der niemals frei von der Leber weg sprach, der, wenn man ihn etwas fragte, eine Viertelstunde lang mit der Antwort herumdrückte, um ja seinen Vorteil recht genau zu überlegen. „Es sei das," so hatte mein Ratgeber erklärt, „ein Mann von äußerster Vertrauenswürdigkeit, dem ich mich ganz und gar überlassen könne." Nun befremdete es mich allerdings, als eines Tages auf offener Straße ein mir unbekannter Herr auf mich zusprengte und mir vom Pferde herab zurief: „Ich habe gehört, daß Sie mit einem gewissen Arriero unterhandeln. Der Kerl ist ein Spitzbube; nehmen Sie

sich in acht. Und dann ist es auch nicht ratsam, mit einem alten Manne allein über die Kordilleren zu gehen. Stieße ihm etwas zu, so wären Sie verloren." Der Reiter galoppierte weg, bald darauf stellte sich mir auch ein andrer Arriero vor, der mir weit besser gefiel; schon aber hatte ich dem Alten wie üblich die Hälfte des ausbedungenen Preises gezahlt, und dann forderte auch der andre Arriero einen neuen mir unwillkommenen Aufschub von mehreren Tagen, um sich erst Maultiere zu beschaffen. Genug, ich blieb bei meiner ersten Entscheidung, fand aber, daß ich sehr thöricht gehandelt hatte, nicht von Anfang an einen schriftlichen Vertrag zu machen, wie andre Leute dies zu thun pflegen. Die äußerste Vertrauenswürdigkeit, von der mein Ratgeber soviel gesprochen, erwies sich sehr bald als eitel Lug und Trug: von Willfährigkeit fand ich bei meinem Arriero nicht die Spur, mit jedem dritten Worte erklärte er, daß er ein Ehrenmann sei, und benutzte doch jede noch so unehrenhafte Gelegenheit zu seinem Vorteil. Ich erwähne das alles so ausführlich, weil es nach meinen Erfahrungen für den Gesamtcharakter der niederen Volksschichten Argentiniens bezeichnend ist. Nirdendwo spielt das Wort »confianza« oder auch wohl »suprema confianza« eine größere Rolle, und doch ist es nirgendwo weniger am Platze. Wenn Italiener betrügen, so thun sie es doch wenigstens in einer liebenswürdigen Form, ist aber das gleiche dem Hispano-Amerikaner gelungen, so kehrt er den dümmsten kastilischen Stolz hervor.

Laut Vereinbarung hatte der Arriero außer seinem eignen Reittiere drei Maultiere zu stellen, nämlich eins für mich, eins für mein Gepäck und eins zur Aushilfe, außerdem die Sättel, den Unterhalt der Mulen und seine eigne Kost, während der Passagier selbständig für die von ihm mitzunehmenden Lebensmittel zu sorgen hat. Nun wird man zugestehen müssen, daß für alles dies ein Preis von 40 Bolivianos (etwa 115 Mark) nicht eben sonderlich viel ist, und ich würde nicht ungern einiges hinzugelegt haben, hätte man mir nicht allerseits

versichert, daß meine Reisezwecke dadurch keineswegs gefördert werden würden.

Inzwischen verschob mein Arriero die Abreise mit allerlei thörichten Gründen und setzte auch meiner Aufforderung, selbst gegen Bezahlung noch einen weiteren Peon mitzunehmen, einen passiven Widerstand entgegen. Schließlich bekam ich den Besuch eines pockennarbigen peruanischen Offiziers, der mit seiner jungen Frau ebenfalls nach Valparaiso reiste, der als Arriero den Sohn meines Führers gedungen hatte und der mir nun vorschlug, die Reise gemeinschaftlich zu machen. Das Ganze war natürlich abgekartetes Spiel gewesen: mein Arriero hatte niemals die Absicht gehabt, mit mir allein die Kordilleren-Reise anzutreten, dies jedoch frank und frei auszusprechen, wäre ihm nach seinem zurückhaltenden lügnerischen Charakter, den ich noch oft genug erproben sollte, unmöglich gewesen.

Am Dienstag den 29. November um 4 Uhr nachmittags (auf 12 Uhr hatte die Verabredung gelautet) erschien endlich der Arriero vor meinem Gasthause, aber nicht, wie vereinbart, mit Maultieren, sondern mit einer Droschke. Bei seinem eignen, eine Stunde abseits in dem alten Stadtviertel „Cimba“ gelegenen Wohnsitze fand ich die beiden Peruaner und hatte noch bis 6 Uhr, d. h. bis die größte Macht der Hitze vorüber war, auf den Aufbruch zu warten. Eine halbverfallene Lehmmauer umschloß eine Lehmwohnung, einen Backofen aus Lehm, zwei Pappeln und ein Dach zum Unterstellen der Reittiere. Drinnen wurde man mit lautem Gekläff von einer Anzahl jener häßlichen haarlosen Köter empfangen, wie die ersten Europäer sie bei den Indianern Südamerikas angetroffen haben sollen. Auch die Charakteranlage der menschlichen Insassen schien nicht sehr viel liebenswürdiger zu sein, eine alte Hexe mit grauenhaftem Kropfe kochte Mate, einige andre Hexen von etwas geringerer Häßlichkeit wirtschafteten anderweitig herum, die Peruaner bewegten sich darunter auf dem Fuße der Gleichheit, und nicht selten, wenn die Leute im Flüstertone sprachen, schlug

das Wort „Gringo“ an mein Ohr. Der durch nichts veranlaßte, durch nichts gerechtfertigte Fremdenhaß zeigt sich eben bei den niederen Klassen Argentiniens und an entlegenen Orten in seiner abschreckendsten Form, während die höheren Gesellschaftsschichten beispielsweise in Buenos Ayres doch wohl schon über diesen niedrigen Standpunkt erhaben sind.

Eine Stunde vor Aufbruch ging es an das Beladen der störrischen Maultiere — eine Gelegenheit zu Charakterstudien, wie man sie sich besser nicht denken kann. Daß Maultiere durch Zureden und gute Behandlung folgsam werden, habe ich zur Genüge in den deutschen Kolonien Brasiliens gesehen, ich habe dutzendmal mein Reittier gesattelt, ohne daß es sich gesträubt, ohne daß es geschlagen oder gebissen hätte. Der argentinische Peon beginnt dagegen das Geschäft des Sattelns damit, daß er das schon bei seiner Annäherung Böses ahnende Tier ein paarmal wider den Bauch tritt. Dann wirft er ihm einen Poncho über den Kopf, nicht etwa, wie eine alte Fabel behauptet, damit es die Menge der Last nicht sehe, sondern damit es ruhiger bleibt. Von der Menge der Lasten, welche diese kräftigen Tiere zu tragen vermögen, macht man sich nur schwer eine Vorstellung: dem einen von meinen Gepäcktieren wurden außer zwei schweren Koffern noch ein paar Knappsäcke aufgebürdet, in welchen sich die von mir mitgenommenen Lebensmittel — Wein, gebratenes Fleisch, rohes Fleisch, gebratene Hühner, Brot, Biskuits, Sardinen, Butter, Salz, Kaffee, Thee, Zucker ꝛc. — befanden. Zaumzeug und Sättel waren recht herzlich schlecht und ich that gut daran, noch zuguterletzt meinen alten englischen Sattel gegen einen landläufigen „Recado“ einzutauschen, der sich doch wenigstens durch darüber gelegte Decken verbessern läßt.

Der Arriero ritt, als wir gegen 6 Uhr abends aufbrachen, stolz auf einem hübschen Pferde voran, und er verfehlte nicht zu bemerken, daß bloß ein sehr gutes und gut geschontes Pferd die anstrengende Reise aushalten könne. Wir andern, also der Peruaner, dessen Frau, der

Sohn meines Arriero und meine Wenigkeit, folgten auf Maultieren. Im ganzen war es eine Karawane von fünf Personen mit acht Maultieren und einem Pferde. Eine Anzahl Mendozener und Mendozenerinnen, Verwandte der neuvermählten Frau des Peruaners, ritten eine Strecke weit mit uns hinaus, die Maultiere, denen die weite Reise nicht behagen mochte, benutzten jede Pforte, jede Lücke in den die Straßen einfassenden Mauern, um womöglich noch zuguterletzt auszureißen; dabei schrieen die Peone „Cocino, Cocino!“ kurz, es dauerte an die zwei Stunden, bis wir, die endlosen Pappelalleen der Kultur-Oase von Mendoza hinter uns lassend, uns selbst überlassen waren und nun etwas ruhiger dahintrabten. Der Mond übergoß mit magischem Glanze die braunen Kuppen des vor uns liegenden Gebirges, dem wir auf staubigem Naturwege Stunde auf Stunde lang entgegenritten, ohne daß es anscheinend auch nur im geringsten näher rücken zu wollen schien. Als wir gegen 12 Uhr nachts noch immer in der Ebene, aber doch schon auf etwas durchschnittenerem Gelände in der Nähe eines leerstehenden Steinhauses (der Ort heißt Cerrillot) Halt machten, war seit dem Abschiede auch nicht eine einzige Silbe unter der ganzen Gesellschaft gewechselt worden — mit langweiligeren Leuten bin ich niemals in meinem Leben zusammengetroffen. Schweigend nahmen die Peone den Maultieren ihre Lasten ab, schweigend hockte das neuvermählte Paar an einer der vier kahlen Mauern des Steinhauses nieder, schweigend suchte ich in der dunkeln Nacht — der Mond war inzwischen untergegangen — nach meinen Knappsäcken und brachte jedem ein Glas Wein, das sie schweigend annahmen. Keinem der Arrieros fiel es ein, eine Erklärung darüber abzugeben, wie lange wir bleiben sollten; als ich fragte, hieß es: »Quién sabe.« Es lag mir damals noch wenig daran, meinen eignen Willen zur Geltung zu bringen, somit breitete ich einen Plaid auf der Erde aus, streckte mich nieder und war bald in der frischen, aber durchaus nicht kalten Nacht und unter herrlichem Sternenhimmel in tiefen Schlaf versunken.

Gegen 3 Uhr morgens weckte mich das Getrappel der Maultiere, die abermals gesattelt wurden, und schon um $3^1/_2$ Uhr ging es weiter, abermals in schräger Richtung jenem Gebirgswalle entgegen, dessen trügerische Entfernung uns nun schon so lange getäuscht hatte. Das Land war mit Gestrüpp und jenen ginsterartigen Heidegewächsen bedeckt, wie sie hier, wo wegen der Niveau-Verhältnisse die künstliche Bewässerung von Mendoza unthunlich ist, den einzigen Pflanzenwuchs darstellen. Der Eintritt aus der Ebene ins Gebirge vollzog sich ganz allmählich, beinahe unmerklich. Zunächst verschwand der hohe Gebirgswall hinter mäßig hohen Hügeln, dann senkte oder hob sich der Weg ein wenig, darauf wurden diese Hebungen und Senkungen zu Hügeln, die Hügel wurden höher und schließlich befanden wir uns in einem ziemlich steil ansteigenden und steinigten Gebirgsthale, dessen Mitte durch ein breites, aber gänzlich trockenes Flußbett eingenommen wurde. Etwa eine Stunde lang mochte es in dieser Weise dahingegangen sein, als wir um $9^1/_2$ Uhr morgens vor einer Art von Sennhütte, einem rohen Lehmhause mit ebenso urwüchsiger Veranda (der Ort heißt Villa Vicenzia), Halt machten. Wir hatten die etwa 16 alte spanische Leguas (72 km) betragende Strecke von Mendoza her in $11^1/_2$stündigem Ritte zurückgelegt.

Nachdem die Maultiere abgeladen waren, holte jeder seine Lebensmittel hervor und wir teilten abermals schweigend unser Mahl mit einem etwas abgerissenen Manne, der zu Fuß von Los Andes herübergekommen zu sein behauptete. Frisches kühles Wasser, ein paar gebrechliche Schemel und eine rohe Ochsenhaut als Lager waren das einzige, was die Bewohner der Sennhütte (übrigens sahen wir nirgendwo Vieh) uns zu bieten vermochten. Und doch umschloß ihr ärmliches Heim eine reizende Gesellschaft vornehmster, wenn auch winzig kleiner Gäste: unter dem Binsendach schwirrte es förmlich von grünroten Kolibris (Picaflores nennt man sie hier), die ihre Lilliput-Nester dort angelegt hatten.

Gegen 4 Uhr nachmittags, als die Hitze sich ein wenig

gelegt, ging es längs eingetrocknetem Flußbette abermals weiter durch ein enges, steiles und zickzackartig gewundenes Thal, zu dessen beiden Seiten sich steinigte, ab und zu mit niedrigen, aber dickköpfigen Kakteen bestandene Berge himmelhoch emportürmten. Schon hier fiel mir die Vielfarbigkeit des Gesteins auf, die später in der eigentlichen Kordillere noch viel seltsamer hervortreten sollte. Unsre Maultiere keuchten unter ihrer Last und machten alle Augenblicke Halt, so daß die Truppe sich von selbst zu einer langen Linie auseinanderzog. Die Lasttiere und mit ihnen die Peone blieben zurück, während wir Reisende, die wir genug von jenem endlosen Geschrei belästigt worden waren, das mit dem Antreiben dieser Tiere verknüpft ist, die wir uns jeden Augenblick hatten vorsehen müssen, um nicht von der scharfen Kante eines Koffers gestreift oder gestoßen zu werden, voraus ritten. Von Tieren war bisher außer einigen Vögeln nicht das geringste zu sehen gewesen, als plötzlich ein hoch über den höchsten Bergkuppen schwebender Kondor meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Etwas Stolzeres, etwas Schöneres und Eleganteres, als den Flug dieses großen, wenn auch seiner übrigen Natur nach nicht sonderlich poetischen Aasvogels vermag man sich in der That nicht vorzustellen. Unter den Vögeln ist der Kondor jedenfalls dasjenige, was das Pferd unter den Vierfüßlern ist. Noch vermochte ich meine Blicke nicht von dem breitbeschwingten Tiere abzulenken, das mit seinen scharfen Augen, sei es auf uns, sei es auf eine erhoffte Beute herniederschauen mochte, als die Peruanerin — wir ritten gerade nebeneinander — in die lautgerufenen Worte ausbrach: „Mire, Caballero, una vaca que viene!“

Eine Kuh! Ich hielt die Sache nicht für der Mühe wert, den Kopf herniederzubeugen, und erwiderte ruhig: „No hace daño.“

Mein Tier aber mochte Angst haben, es begann fühlbar zu zittern und ich muß gestehen, daß auch ich, als ich nach vorwärts blickte, ein wenig bestürzt wurde. Den Abhang hinunter kam in sausendem Laufe und gerades-

wegs auf uns losgestürzt — an Ausweichen war kaum mehr zu denken — nicht etwa eine Kuh, sondern allem Anscheine nach ein wilder, irgendwo ausgebrochener Stier.

„Reiten Sie um Gotteswillen seitwärts!“ — die steil ansteigenden Bergwände ließen mir höchstens 5 bis 10 Schritte Spielraum — schrie ich der Peruanerin zu, ihr Tier aber, in fürchterlicher Angst aufbäumend, wollte dem Zügel nicht mehr gehorchen, während die Dame begreiflicherweise gänzlich den Kopf verloren zu haben schien. Somit gab ich meiner eigenen Mule die Sporen, bis sie vorausſprengte, bearbeitete dann das andre Tier mit der Reitpeitsche und brachte uns in den wenigen Sekunden, die mir zur Verfügung standen, glücklich wenigstens bis auf die eine Seite des Weges. Kaum aber war das geschehen, als ich auch schon in eine Wolke wirbelnden Staubes eingehüllt ein drohendes Hörnerpaar vor mir sah, einen in der Luft herumwirbelnden Schwanz und einen braunen Kopf, der sich zum Stoße zu senken schien. In solchen Augenblicken jagen sich die Gedanken: ich entsinne mich noch, daß ich an meinen Revolver dachte, daß ich diesen Gedanken als thöricht verwarf, daß ich nach Stierfechtermanier mein Maultier herumwerfen wollte und daß der rechte Sporn sich auch schon in die Flanke des Tieres eingegraben haben muß. Weiter aber war ich nicht gekommen, als — etwa in der Höhe des Steigbügels — der Stoß mich traf und so unsanft aus dem Sattel warf, daß ich gewiß an fünf Schritte weit auf dem Boden dahingerollt sein muß. Als ich, noch ein wenig betäubt, wieder aufstand, erhob sich meine Mule gerade auf den Hinterbeinen, der Stier aber war seitwärts in stumpfem Winkel abgesprungen und jagte nun durch dürres Gestrüpp dahin, das unter der Last seines Riesenleibes knisternd zusammenbrach. Etwa eine Minute später, als ich noch damit beschäftigt war, das bäumende und bockende Tier der Peruanerin zur Vernunft zu bringen, jagten in gestrecktem Galopp und mit hochgeschwungenem Lasso zwei wild aussehende Subjekte an uns vorüber und riefen uns zu, ob wir den „Bravo“ nicht

gesehen hätten. Als dann der Peruaner und die Peone herangeritten kamen und sich durch die Außergewöhnlichkeit des Ereignisses denn doch schließlich ein kleines Gespräch entwickelte, wurde mir die Gefahr, der ich entronnen, erst in ihrem vollen Umfange klar. Zwei Umstände hatten den verhältnismäßig günstigen Verlauf herbeigeführt: zunächst war es klar, daß der gehetzte Stier sich in der Furcht vor seinen Verfolgern zu einer Wiederholung seines Angriffs keine Zeit genommen hatte, dann aber sollen auch gerade die jungen und wildesten Stiere ihre Hörner noch nicht recht zu gebrauchen wissen, d. h. sie senken den Kopf nicht hinreichend, um mit voller Wucht ihr Opfer zu treffen. Somit hatte selbst dieser fürchterliche Stoß, der mich mitsamt meinem Maultiere umgeworfen, keine andern Spuren, als einen zackigen Riß in den drei obersten Satteldecken zurückgelassen.

Daß weder ich noch die Peruaner nach dieser Katastrophe vorausreiten mochten, brauche ich kaum zu erwähnen. In endlosen Zickzackwendungen ging es durch das enge Thal weiter, und gerade wanden wir uns zum so und so vielsten Male um eine spitze Ecke herum, als der Arriero seinem hinter ihm reitenden Sohne das Wort „Toros“ zurief. Gleichzeitig bemerkten wir vor uns in engem Felsenpasse eine ganze Anzahl der nicht eben vertrauenerweckend aussehenden Tiere.

„Was thun?“ rief der Peruaner dem älteren und erfahreneren Arriero zu.

„Kommen Sie nur ruhig,“ erwiderte dieser, „es sind bloß bueyes (Ochsen).“

Schon bald aber änderte der Alte seine Ansicht dahin, daß wir nicht etwa Ochsen, sondern eine ganze Herde novillos, d. h. junger und wilder Stiere vor uns hätten. Trotzdem ging es weiter. Auf etwa fünfzig Schritte mochten wir dem Felsenpaß nahe gekommen sein, als ein mächtiger schwarzer Stier, anscheinend der Führer der Herde, sich mit allen Anzeichen böser Absichten uns entgegen mitten auf den Weg pflanzte. Der Arriero hielt augenblicklich sein Pferd an und winkte uns nach rück-

wärts, das Gleiche zu thun, wie ich später erfuhr, weil jede Bewegung einen einmal in Wut versetzten Stier zum Angriff anspornt.

So hielten wir denn ohne ein Glied zu rühren und in nicht eben gehobener Stimmung zur Seite einer Felsenwand, während der Stier ab und zu mit den Hörnern im Boden wühlte und sich uns langsam näherte. Das Drückende dieser Lage überwog schließlich bei den Peruanern derart, daß sie auf die Gefahr hin, einen sofortigen Angriff zu verursachen, über halsbrecherische Felsen weg zur andern Seite des Thales hinüberritten und sich dadurch aus der direkten Angriffslinie des Stieres herausbrachten. Nach weiteren zehn Minuten, als der Stier langsam, aber mit allen Anzeichen höchster Wut näher und immer näher herangekommen war, hielt auch ich es für geraten, ihnen zu folgen. In einer kleinen Felsenhöhle waren wir verhältnismäßig geschützt, insofern wenigstens, als einige Zeit verstreichen mußte, bis der Stier zu uns hätte hinübergelangen können. Wie die Sache enden würde, schien mir so unklar wie möglich, denn der Stier schien durchaus nicht gewillt, selbst wenn er nicht selbst angriffe, den Weg freizugeben, die Dämmerung aber brach schon herein, und hier in solcher Umgebung zu übernachten wäre alles andre eher denn gemütlich gewesen. Der Alte hatte inzwischen, obwohl der Stier nur noch höchstens zehn Schritte von ihm entfernt war, kaum eine Muskel gerührt, und auch sein Pferd, gehorsamer als unsre Maultiere, war ruhig geblieben. Inzwischen aber hatte ich nicht bemerkt, daß Don Facundo, der Sohn des Alten, abgestiegen und die steilen Felsen hinangeklettert war. Von sicherer Felsenspitze aus, zu der kein Stier der Welt hätte hinanklimmen können, begann er nun das Tier mit Steinen zu bombardieren — eine unnütze Gefährdung des Alten, wie ich anfänglich dachte, aber eine sehr nützliche und zweckdienliche Beschäftigung, wie sich später herausstellte. Anstatt nämlich den Stier zu noch größerer Wut gegen unsre Truppe anzureizen, schienen die aus einer gänzlich verschiedenen Richtung

kommenden Steinwürfe ihn anfänglich in Erstaunen zu setzen, dann seine Aufmerksamkeit abzulenken und schließlich ihm langweilig oder lästig zu werden. Genug, er wühlte nicht mehr mit den Hörnern in der Erde, der hoch emporgehobene Schweif senkte sich allmählich und schließlich drückte sich das kurz vorher so wütende Tier ganz ruhig auf die Seite. Die Peone winkten uns weiter zu reiten, und nach endlosen „Dios mio“ und „Ave Maria purísima“ der Peruanerin setzte sich die Truppe wieder in Bewegung.

Mit größeren Schwierigkeiten aber, als die nächsten 500 Schritte sie uns boten, ist, glaube ich, wohl selten ein Weg zurückgelegt worden. In engster Felsenkluft sollten wir durch eine Herde von vielleicht hundert bis zweihundert Stieren hindurchreiten — Stieren, die allerdings nicht alle Bravos, wohl aber alle Novillos waren —, und die Maultiere, instinktiv die Gefahr ahnend, widersetzten sich jedem Schritte nach vorwärts mit jenem passivem Widerstande, in dem sie so Unglaubliches und unter andern Verhältnissen so unglaublich Komisches leisten. Nun wurde es uns Männern allerdings nicht schwer, ihre Flanken mit unsren Sporen zu bearbeiten, die Peone aber hatten ihre liebe Last mit den Pack-Mulen, und es war füglich nicht mehr als billig, wenn sie dem Peruaner und mir die Sorge für uns selbst mit Einschluß der Dame überließen. Nun durfte aber aus dem oben angeführten Grunde keine Reitpeitsche gebraucht werden, und der Peruaner bat mich, zur einen Seite seiner Frau zu reiten, um ihrem Maultiere von Zeit zu Zeit einen sanften Tritt zu versetzen, während er dasselbe Geschäft von der andern Seite besorgen würde. Als wir uns der Herde näherten, stand der schwarze Stier, der inzwischen in die Höhe geklettert war, über uns auf einem Felsen und schaute uns von dort recht böse an, die übrigen Stiere standen in dichten Massen zusammengedrängt, und ich wußte nicht, ob sie gegen uns Front machen würden oder nicht. Ihre großen bösen Augen blickten von der Seite her unheimlich genug auf uns, während sie, aber wohl

mehr aus Furcht als aus bösen Absichten, den Kopf gesenkt hielten. Als die Körper unsrer Tiere schon beinahe die Körper der Stiere berührten, bewegten sich die ersteren ganz langsam und kaum einen Fuß breit zur Seite. Wir waren nun mitten darunter: vor uns, hinter uns, rechts und links ein Meer von riesigen, haarscharfen, obwohl sehr verschieden geformten Hörnern, der entsetzlichsten Waffe, die man sich vorzustellen vermag. Einige hatten ganz entschieden schlimme Absichten und kitzelten mit den Hörnern in unheimlicher Weise sowohl am Bauch der Maultiere wie an unsern Beinen herum, die meisten aber blieben stehen, bis wir dicht vor ihnen waren, und wandten uns dann gleichsam eingeschüchtert und doch widerwillig, doch Böses sinnend und die Augen rollend ihre werte Rückseite zu, die wir, offen gestanden, viel lieber sahen.

Es heißt, daß die Stiere unter gewöhnlichen Umständen, d. h. so lange sie nicht gereizt sind, keinen Reiter angreifen; die begleitenden Peone — wir sahen deren zwei, als wir die Herde passiert hatten — sind aber doch sehr vorsichtig, beinahe ängstlich, und ich glaube nicht, daß sie jemals einem Reisenden, falls diesem durch ihre Stiere ein Unfall zustieße, zu Hilfe eilen würden. Dem stände ja auch schon ihre rohe, gleichgültige, amerikanische Natur im Wege, die der in jedes Menschen Brust vertretenen, aber durch die Kultur gebändigten Schadenfreude keinerlei Schranken auferlegt. Diese Peone leiten ihre zahlreichen Herden dadurch, daß sie, besonders wenn die Novillos erst frisch von einer argentinischen Estancia kommen, jeden Zusammenstoß mit den gefährlicheren Temperamenten (den sogenannten Bravos, die man schnell herausfindet) vermeiden und, indem sie die zahmeren mit sanfter Gewalt zum langsamen Weitergehen nötigten, die ganze Masse durch eine gewisse vis inertiae sich weiter schieben lassen. Dennoch pflegt der Marsch nach Chile auch schon der Spärlichkeit des Futters wegen durchschnittlich einige Monate zu dauern, und dabei mildert sich das Temperament der Stiere durch Herdenleben, durch Hunger und das

Gefühl ihrer Unterwürfigkeit derart, daß man dreist behaupten kann, die Tiere seien um so weniger wild und gefährlich, je mehr man sich den Gehängen des pacifischen Ozeans nähert. Auch pflegen alle größeren Herden (es gibt deren von 500 Stück und mehr) von einigen Dutzend wohlberittener Peone begleitet zu werden, die alsdann auf ihren schnellen Pferden und mit Hilfe des Lassos unschwer auch die wildesten Bravos zur Vernunft bringen und der ganzen Herde sehr schnell ihre Herrschaft fühlbar machen, so daß die Tiere sich schon bald gleich ebensovielen Schafen treiben lassen. In diesem Falle besteht alsdann die ganze Thätigkeit der Peone darin, wo das Gelände dies nötig macht, gleich ebensovielen Schäferhunden um die Herde herumzutraben, um zu verhindern, daß das eine oder andre Tier sich entferne. Uebrigens spielen diese Stiertransporte von Argentinien nach Chile, die in gleicher Weise auch über eine ganze Anzahl andrer Pässe gehen, im wirtschaftlichen Leben beider Länder eine große Rolle. Chile, das Land des Acker- und Bergbaues, erzeugt ungefähr hinreichend Fleisch für den eignen Bedarf, hat aber namentlich seit der durch den Krieg bedingten Neugestaltung der Verhältnisse einen großen Teil der Westküste von Südamerika mit Schlachtvieh zu versorgen, das trotz der starken und andauernden Zufuhren von Argentinien her ungefähr doppelt so hoch im Preise steht wie früher. Und daß hier vorwiegend Novillos nicht aber Bueyes als Schlachtvieh dienen, wird durch die Eigenart der südamerikanischen Verhältnisse bedingt, wo man die Naturprodukte im allgemeinen so nimmt und umsetzt wie sie sind, ohne sich erst lange mit ihrer Bearbeitung zu beschäftigen.

Gegen 8 Uhr abends machten wir an einem zwischen himmelragenden Bergen eingeengten und recht sumpfigen Orte Halt, an dem sich Goldbergwerke befinden sollten. Der Direktor und Gründer dieser Bergwerke wurde mir auch in der Gestalt eines entsetzlich verkommenen und zerlumpten Kerls vorgestellt, dessen rote Warzennase einen eigentümlichen Glanz ausstrahlte. Sein Haus bestand

aus rohen Steinen, die ohne Mörtel bis zu Manneshöhe als eine Art von Mauer aufgeschüttet und mit Binsen überdeckt waren. So mag es wohl in europäischen Gebirgsgegenden Hunde- und Schweineställe geben, einen primitiveren Wohnsitz habe ich bei den sogenannten zivilisierten Nationen nicht gesehen. Trotzdem mieteten die Peruaner sich bei dem „Direktor" ein, ich aber lieh mir eine Ochsenhaut, um sie auf den von Feuchtigkeit durchrieselten Boden zu breiten, legte meine Plaids darauf und schlief trotz schneidend kalten Windes so fest, daß ich erst beim Aufwachen, von meinem Lager herunterrutschend, mir bewußt wurde, mit der Hälfte des Körpers im Wasser gelegen zu haben. Den Peruanern aber war es wo möglich noch schlimmer ergangen: große Ratten hatten ihnen an Händen und Füßen herumgenagt und solchergestalt keinen Augenblick Ruhe gelassen. Warum wir die Nacht gerade in diesem gottverlassenen Orte (man nannte ihn Lavoros de oro) hatte zubringen müssen, ist mir niemals klar geworden. Der sogenannte Direktor gab sich viele Mühe, mir von seinem sogenannten Golde behufs näherer Besichtigung in die Hand zu drücken; eine Schurkerei fürchtend, weigerte ich mich jedoch aufs entschiedenste.

Um halb 7 Uhr ritten wir an diesem (dem dritten) Tage weiter und machten um halb 9 Uhr auf eine halbe Stunde Rast, um unser Frühstück einzunehmen. Dabei ging es noch kurze Zeit bergaufwärts, dann aber andauernd bergabwärts. Eine halbe Stunde lang mochten wir den höchsten Kamm dieser ersten Gebirgslinie überstiegen haben, als sich plötzlich vor unsren Augen die schönste und stolzeste Szenerie entrollte, deren ich mich von der ganzen Kordillerenreise entsinne. Zu unsren Füßen nämlich lag ein großes wüstes Thal, ein Thal so breit wie ein Königreich, dahinter aber türmten sich, gleich den Alpen, wie man sie von ihrem italienischen Fuße in der Lombardei her sieht, eine Kette gigantisch-majestätischer Schneeberge empor — die erste Kordillere, wie der eine, die zweite Kordillere, wie der andre Arriero

behauptete. Welcher von ihnen recht hatte, vermag ich bis zu diesem Augenblicke nicht anzugeben, denn ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, mit einem Geographen von Fach darüber zu sprechen. Soviel stand ja fest, daß wir gerade eine Gebirgskette hinter uns hatten, diese aber wird, so wie ich die Sache verstand, mit besonderem Namen und nicht als eine von jenen Ketten bezeichnet, als welche die Anden sich darstellen. Und doch wüßte ich, falls man dieses Gebirge nicht als die erste Kordillerenkette bezeichnet, unmöglich jene drei Ketten herauszurechnen, die sich doch hier vorfinden sollen. Später nämlich haben wir bloß eine Linie himmelragender, aber zusammenhangsloser, durch Zwischenräume getrennter Bergkuppen passiert, die man als zweite Kordillere bezeichnen könnte, sowie schließlich die höchste und Hauptkordillere, die, ohne die leiseste Spur von Unterbrechungen, in dieser Gegend eine einzige zusammenhängende Kette darstellt.

Genug davon; während wir also fortdauernd den Ueberblick auf die Schneeriesen vor uns genossen, wurden die Berge um uns herum immer niedriger und niedriger, bis wir uns schließlich auf einem trostlosen, mit spärlicher Heide oder spärlichem Buschwerke bestandenen Tiefplateau mit zahlreichen Niveauverschiedenheiten befanden. Dichte Wolkenmassen, die sich um das kleine, von uns überschrittene Gebirge gar nicht zu kümmern schienen, zogen unaufhörlich den Kordilleren (d. h. jenen Schneeriesen) entgegen, über deren Gipfel sie nicht hinwegzukommen schienen. Somit hatte es den Anschein, als ob diese Berge einen gigantischen Hut trügen, noch tausendmal schwerer und massiger als sie selbst. Unaufhörlich grollte der Donner, Schlag auf Schlag folgten sich meist von Wolke zu Wolke Blitze, wie ich sie niemals gesehen, und mit dem dumpfen, dutzendfach von den Bergen zurückgeworfenen Knalle der Explosionen mischten sich noch seltsamere, unheimlich großartige Töne: das Sausen des Sturmes, das Gepraſſel jener Regensäulen, die sich scheinbar dicht nebeneinander, in Wahrheit viele Kilometer

voneinander getrennt zur Erde herniederſenkten. Sollten auch wir in eine ſolche Regentrombe hineingeraten? Der Sturm umheulte uns, er brachte von Zeit zu Zeit ſchwere Tropfen, aber ohne uns einen Augenblick Raſt zu gönnen, ging es weiter, unaufhörlich weiter. Mein Regenmantel befand ſich, da der heitere Himmel nichts Böſes hatte ahnen laſſen, dutzendfältig verſchnürt unter meinem Gepäcke, ebenſo ein Gummiplaid, der Arriero aber weigerte ſich aufs entſchiedenſte und vielleicht mit Recht, ſeine Maultiere in dieſem Augenblicke und an dieſer Stelle abzuladen. Somit blieb mir bloß ein Poncho von mäßiger Dichtigkeit, den ich über den Sattel geſchnallt; weit ſchlimmer aber waren die Peruaner daran, die in leichten Sommerkleidern ſchon jetzt unſäglich litten. Und doch wurde uns eine Reihenfolge vom Unangenehmen zum Unangenehmeren geboten, wie ſie gar nicht beſſer hätte veranſtaltet ſein können. Zuerſt kam etwa eine Stunde lang der Sturzregen und durchnäßte uns trotz aller Ponchos bis auf die Haut; aus meinen Waſſerſtiefeln, die von obenher vollgelaufen waren, hätte ich nach und nach ein paar Waſchkübel füllen können. Dann folgte eiskalter Schnee und drittens ein Guß haſelnußgroßer Hagelkörner, die mir die Schultern blond und blau ſchlugen, die auf meinem guten indiſchen Helme herumtrommelten, als ob ein paar Regimentswirbelſchläger dort ihr Spiel trieben, und die den armen Leuten mit Filzhut (die Dame war wohl durch ihren Chignon geſchützt) beinahe das Leben gekoſtet haben müſſen. Gerade, als die Sache vorüber war und meine Feldflaſche von Mund zu Mund ging, ſahen wir am Bergesabhange einen kleinen Strauß, der entweder ſehr mager war oder wohl bloß infolge des Regens ſo ausſah. Noch hatten wir eine Anzahl angeſchwollener Bäche zu durchreiten (wobei den Ungewohnten eine eigne Art von Schwindel erfaßt, als ob er ſich im Kreiſe herumdrehe), dann näherten wir uns einem hellgrünen Flecken, wie er in dieſen Gegenden allemal die Nähe menſchlicher Wohnſitze anzeigt. Gegen 3 Uhr nachmittags befanden wir uns

nach elfstündigem Ritte von Villa Vicenzia aus (die Entfernung beträgt 17 Leguas oder 77 km) in Uspallata, wo eine urwüchsige, zu einer Estancia gehörige Posada (Wirtshaus) uns ausnahmsweise frische Eier und ein Bett bot. Milch aber war, trotzdem in einer nahen Einfriedigung Hunderte von Kühen weideten, um keinen Preis zu erstehen. Die Hausleute, rohe und kräftige Gesellen vom Schlage der schweizerischen Alpenbauern, nur weniger originell, weniger humoristisch, weniger gutmütig, waren damit beschäftigt, Carne seca und grasa zu machen, d. h. das in lange Streifen zerschnittene Fleisch einiger jüngst geschlachteten Ochsen zum Trocknen aufzuhängen und in großem Kessel das Fett, welches in Chile als Butter (die sogenannte Mantequilla) genossen wird, über einem Holzkohlenfeuer auszuschmoren. Die Peone verbrachten den Rest des Tages, indem sie im Hofe um ein Feuer herumhockten, ihre zerrissenen Strümpfe trockneten, Spießbraten herrichteten und Mate kochten. Die arme Peruanerin aber lag fiebernd zu Bett und ihr Gatte meinte schon, ich würde wohl etwa allein mit meinem Arriero die Reise fortsetzen müssen.

Meine Rechnung belief sich, als wir am folgenden Morgen um $6\frac{1}{2}$ Uhr weiterritten, auf nicht weniger als 7 Mark, trotzdem außer dem Bett und einer Kerze bloß sechs Eier, die ich verzehrt, zu bezahlen waren. Allerdings kann man es den Leuten im Hinblicke auf europäische Gegenstücke nicht allzusehr verargen, wenn sie in diesen unwirtlichen Gegenden die Ankunft von Fremden in etwas übertriebener Weise ausnutzen. Wir ritten diesmal geradeswegs den Schneebergen oder vielmehr einer Oeffnung in diesem von kleinen Wölkchen umlagerten Berggewirre entgegen, die nicht allzu entfernt zu sein schien; nach drei Stunden aber war das Bild noch immer genau dasselbe, so sehr täuscht man sich, wenn ungewohnt hohe Berge eine Landschaft überragen, betreffs der Entfernungen. Nach einiger Zeit vernahm man ganz deutlich das Rauschen von Wasser und etwas später befanden wir uns am Rande eines riesigen Flußbetts mit

senkrecht steilen Ufern, das der zu unsren Füßen strömende Mendozafluß hier in die Ebene zwischen den beiden Gebirgsketten hineingerissen. Von nun an blieb der Mendozafluß während mehrerer Tage beständig zu unsrer Linken, auch als unser Weg in einem riesigen Bergthale, einem Thale, welches gleichzeitig das Bett des Flusses enthält, die zweite Kordillere kreuzte. Der Mendozafluß, der auf der höchsten und Hauptkordillere entspringt, fließt nämlich durch diese zweite Kordillere hindurch ostwärts, was also beweist, daß dieselbe keine zusammenhängende Kette ist, sondern von einer Anzahl schnurgerade in einer Linie liegender, aber durch kleine Zwischenräume getrennter Berge gebildet wird. Trotzdem windet sich der Weg, da das Thal des Flusses als zu unsicher erschien, steil genug bergauf- und ebenso halsbrecherisch bergabwärts. Tief unten aber zu unsren Füßen nimmt sich das mit spärlichen Sträuchern bewachsene Flußbett, in dem das fließende Wasser nur einen schmalen Streifen ausmacht, wie ein riesiger Park aus. Und von der andern Seite winken scheinbar aus greifbarer Nähe die Schneehäupter jener Berge herüber, deren untere Hälfte uns alle Farben einer Malerpalette zeigt: Mattgrün neben Sepiabraun, Rosarot neben Stahlgrau und was dergleichen mehr ist. Die lotrechten Abstürze dagegen, wie sie bei den Alpen so häufig sind, fehlen hier gänzlich; man bekommt eher den Eindruck, als ob ein Gigantengeschlecht hier den Bergbau betrieben und in den ungeheuren Geröllaufschüttungen seine Abfälle und Schlacken zurückgelassen hätte. An Schatten ist in dieser Sand- und Steinwüste nicht zu denken, der Sonnenbrand bringt einen beinahe von Sinnen, und als wir gegen Mittag zu einem eiligen Imbiß Rast machten, da wußten unsre Arrieros denn auch kein besseres Plätzchen ausfindig zu machen, als in der Nähe eines Baches unter herabgestürzten Felsen, die einen Schattenstreifen von höchstens ein bis zwei Fuß Breite abgaben. Ueber den erwähnten Bach führte das Ideal einer halsbrecherischen Brücke, nebenbei die erste, die ich auf dieser Reise gesehen. Eine

Stunde später ging es an einer kühlen Grotte und einem herrlichen Wasserfalle vorbei, den ich nicht müde geworden wäre, Stunde um Stunde lang anzuschauen. Warum aber hatten wir nicht hier gerastet, warum hat jener Photograph, der einmal von Mendoza aus die Kordilleren bereiste, nicht diese wahrhaft großartige und romantische Szenerie, sondern die allerunbedeutendsten und sozusagen albernsten Stellen verewigt? Wie schade doch, daß unter dem großen Heere der Photographen so wenige Künstler sind!

Noch an vielen andern Wasserstürzen kamen wir vorbei, kein einziger aber war mit jenem ersten zu vergleichen. Inzwischen brannte die Sonne immer unausstehlicher herunter, und doch wären wir nur allzu gern bis Punta de las Vacas gelangt, das, 18 Leguas (81 km) von Uspallata entfernt, uns die nächste Posada geboten haben würde. Es mochte aber gegen halb 6 Uhr sein und wir waren noch höchstens 4 Leguas von Punta de las Vacas entfernt, als der vorausreitende Alte ohne ein Wort zu sagen vom Pferde stieg und die Lasttiere abzusatteln begann. Weiterhin, so meinte er, gebe es für die Maultiere kein Wasser und kein Futter und an Weiterreiten in der Dunkelheit sei bei der Gefährlichkeit des Weges nicht zu denken. Wir mußten uns also fügen und suchten, so gut es ging, unser Nachtquartier herzurichten. Wohl die wenigsten Leute in Deutschland, es sei denn, daß sie Soldaten gewesen wären oder dem edlen Jagdsport huldigten, wissen, was es heißt, in einer eisig kalten, stürmischen Winternacht unter Gottes freiem Himmel zu schlafen. Und das, was uns hier oben, 4 Leguas vor Punta de las Vacas, geboten wurde, war thatsächlich eine Winternacht, deren Schrecken um so fühlbarer waren, als wir nicht weniger denn zehn Stunden bei glühendstem Sonnenbrande im Sattel gesessen hatten. Unter ein paar verdorrten Büschen hatte ich mir das windstillste Plätzchen ausgesucht, scharrte den Boden zurecht, damit es eine ebene Fläche gebe, breitete meine Reise- und Satteldecken darüber und versuchte nun, mir

durch Essen und Bewegung die nötige Körperwärme zuzuführen. Mit dem Essen aber wollte es nicht recht gehen, der Hunger fehlte, dagegen zwang mich der Durst, selbst jenes schlammige Wasser zu genießen, wie ein vorbeifließendes Bächlein es uns bot. Bald flackerte, von den Arrieros angezündet, ein lustiges Feuer zum Himmel empor; ich gab ihnen von den mitgenommenen Getränken, soviel sie nur immer wollten, und wäre das Volk nicht so namenlos ungesellig gewesen, so hätte der Abend angesichts dieser erhabenen Bergszenerie, angesichts dieser Schneewüsten über uns und dieser grauenhaften, mondbeleuchteten Abstürze unter uns ganz erträglich sein können. Die Leute aber nahmen das Dargereichte wie ein bissiger Hund, der sich seiner eignen Schlechtigkeit bewußt ist, ein Stück Brot nimmt, und was die beiden Peruaner anbelangt, so sind mir unwissendere und unbeweglichere Subjekte weder vorher noch nachher jemals vorgekommen. Im Vergleich zu ihnen würde mir der dümmste deutsche Bauernjunge, der ungeschlachteste Dienstmann als ein halber Gott erschienen sein. In allen Menschen steckt doch sonst eine gewisse Ader von Anstand, von Offenheit und Gemütlichkeit, die man bloß herauszufinden braucht, um sich gut mit ihnen zu stellen, so oft ich aber auch bei diesen Leuten anklopfte, so fand ich doch bloß Gleichgültigkeit oder Lüge, durch nichts veranlaßte und durch nichts gerechtfertigte Lüge. Und nun erst Natursinn! Ich fürchte, daß man mich der Uebertreibung beschuldigen wird, wenn ich wörtlich eines der wenigen Gespräche anführe, welche ich mit dem peruanischen Offiziere gepflogen:

Ist, so fragte ich, die Szenerie von Santiago schön?

Nein, es ist weit weniger Leben dort als in Buenos Ayres.

Sie verstehen mich falsch, ich meine die Natur.

Ja, es gibt dort sehr viel Ackerbau.

Diese selbe Reise, die in solcher Gesellschaft eine einzige Aufeinanderfolge von Strapazen war, würde sich unter deutschen Gefährten, wie sie mir in Brasilien und Uruguay

beschieden waren, als ein einziges Fest voll Humors und sprudelnden Witzes abgespielt haben.

Die Peruaner, die mit Matratzen und Bettzeug weit besser als ich ausgerüstet waren, litten in jener Nacht von Herzdruck und Atmungsnot, ich aber litt von Kälte, und als ich mich der zahllosen Ratten und Mäuse, die mir fortdauernd über das Gesicht huschten, nicht erwehren konnte, verbrachte ich den Rest der Nacht, indem ich die Arme gegen die Brust schlagend auf und ab spazierte. Inzwischen war der Mond untergegangen und der Nachthimmel, dessen unbeschreiblich tiefes Schwarz mich vorher entzückt hatte, begann sich mit grauweißen Wolkenmassen zu überkleiden. „Wir werden Regen bekommen," rief ich einem der Arrieros zu, der sich, durch meine Schritte aufgeweckt, vom Boden aufrichtete. „Regen, nein, ganz gewiß nicht," erwiderte der Mann, „hier schneit es bloß, hier regnet es niemals."

Als ich am folgenden Morgen die Peruaner begrüßte, wäre mir beinahe ein Ausruf des Schreckens entfahren. Die Augen der Dame waren, trotzdem sie fortwährend Tuchmaske und schwarze Brille trug, derart angeschwollen, wie etwa bei jemand, der eine Woche lang unaufhörlich geweint hat, das Gesicht des Mannes aber, ohnehin nicht besonders hübsch, glich einem schlecht geratenen Kürbis.

Nach zweistündigem Ritte näherten wir uns dem Gehöfte von Punta de las Vacas, und ich wollte gerade als der erste durch die Pforte hineinreiten, als ein plötzlicher Wirbelsturm mich erfaßte und mitsamt meinem Maultiere so unsanft gegen die Steinmauer anpreßte, daß ich glaubte, die Knochen in meinem Körper knacken zu hören. Dergleichen plötzliche Stöße und kleine Wirbelstürme sind hier, namentlich nachmittags, die Regel, und man muß sich, wenn man ein schützendes Gehöft verläßt, stets ein wenig vorsehen, damit man nicht unversehens von ihnen gepackt wird.

Die Verabredung lautete dahin, daß wir nach kurzem Aufenthalte in Punta de las Vacas weiter reiten sollten; bald aber stellte es sich heraus, daß der Peruaner mit

dem dort angestellten Grenzwächter (meine Koffer waren bereits in Uspallata von einem argentinischen Zollbeamten durchsucht worden) ein Geschäft abzuwickeln hatte, das nicht ganz rein sein mochte. Somit log man mir vor, daß sich einige Leguas weiter ein „Arroyo" (Bach) befinde, der nach Sonnenaufgang anschwelle und bloß frühmorgens gefahrlos durchritten werden könne. Die Sache lief darauf hinaus, daß wir (es war erst $8\frac{1}{2}$ Uhr morgens) bis zum folgenden Tage in Punta de las Vacas verweilen sollten. Hätten nur die Leute offen, frei und ehrlich zu mir gesprochen, so wäre das ja weiter nicht schlimm gewesen, sobald es sich aber um irgend eine Spitzbüberei handelt, liegen sie, vornehm und niedrig, alle unter eine Decke. Selbst die besseren Klassen in den Städten sind in bezug auf Treue und Glauben unzuverlässig, es gilt die Regel: Nomen amicitia est, nomen inane fides, betreffs unsrer Peone aber war es ganz unmöglich, eine bestimmte und zuverlässige Antwort zu erlangen. Aber warum sagst du denn die Wahrheit? fragte einmal ganz erstaunt der Sohn seinen Vater, als dieser mir eine vielleicht bloß zufälligerweise richtige Antwort erteilt hatte. Es scheint der Grundsatz der Leute zu sein, den Fremden bloß mit einem elenden Gemische von Lügen, Kniffen und Finten abzuspeisen. Dasselbe gilt, wenn auch in geringerem Maße, beim Verkehre unter sich, wer daher längere Zeit im Lande gelebt hat, weiß mit der Sache zu rechnen. Fragt man abends: Wann werden wir morgen früh wegreiten? so wird die erste Antwort lauten: Quién sabe; dann heißt es um drei oder um vier. Drei aber meint sieben und vier meint acht. Und doch wäre es für den Reisenden weit angenehmer, in der Nacht oder am frühen Morgen zu reiten, da er alsdann nicht so entsetzlich von Staub und Sonnenbrand zu leiden hätte. Die Arrieros aber lieben es, sich auszuschlafen. Ebenso ist es mit allen andern Dingen. Der Peon wird fest versprechen, an dem und dem Tage bis zu dem und dem Punkte zu gelangen, auch wenn er die Absicht hat, schon nach einer halben Stunde wieder

Halt zu machen oder überhaupt gar nicht aufzubrechen. In solcher Weise gibt sich die Sache bei diesen niederen Klassen kund, bei den Vornehmeren heißt es: viel Redensarten und wenig dahinter.

Es ist ein ungemütliches Gefühl, sich gänzlich in der Gewalt solcher Leute zu befinden, sich jeden Schurkenstreich, jede Vergewaltigung an seinen Reisezwecken ruhig gefallen lassen zu müssen. Der Charakter dieser ganzen Volksklasse ist unglaublich selbstisch und das zeigt sich um so deutlicher, je weiter man von dem Getriebe der zivilisierten Welt entfernt ist. Die Peone der Mensageria waren unangenehm und thaten ihre Pflicht, unsre Arrieros waren unangenehm und thaten ihre Pflicht nicht. Ob ein Passagier stürzt, erfriert oder sonst zu schaden kommt, ist dem Arriero von allen gleichgültigen Dingen das gleichgültigste. Höchstens suchen sie ihrer Maultiere und des Passagepreises wegen dergleichen zu vermeiden. Es mag allerdings auch bessere Charaktere unter ihnen geben, und hätte ich mir mehr Zeit in Mendoza genommen, so würde die Reise vielleicht angenehmer verlaufen sein, so aber, wie die Dinge lagen, habe ich es unendlich schwer gefunden, diese Leute richtig zu behandeln. In ihrem Sinne soll man seine Lebensmittel mit ihnen teilen, sie fürstlich bezahlen, sie so zart als möglich behandeln und so wenig Dienste als möglich von ihnen verlangen, damit sie entweder ihren Neid über das äußern, was man für sich behält, oder über fremde Sitten spotten oder im Gespräche unter sich das Wort „Gringo“ gebrauchen. Ich habe es auf alle Arten versucht, ein besseres Verhältnis zuwege zu bringen, ich habe an das Ehrgefühl der Leute appelliert, ich habe sie fürstlich bezahlt und als meinesgleichen zu behandeln versucht, alles vergeblich. Am besten bin ich ganz entgegengesetzt den mir vorher gewordenen Ratschlägen zurechtgekommen, wenn ich jeden Gedanken an einen eignen guten Willen der Leute beiseite ließ, wenn ich mit militärisch strengem Befehle auf meinem Rechte bestand, indem ich gleichzeitig andeutete, daß Leistung gegen Leistung stehe, daß auf jeden Dienst sofort ein kleines Trinkgeld

folge und daß ich betreffs der Hälfte des Passagepreises das Heft noch in Händen habe.

Die Leute übervorteilen den Reisenden und suchen aus ihm herauszuziehen, was sie können, vor Diebstahl aber braucht man nicht bange zu sein, denn die Leute sind trotz ihrer Habgier und ihres unscheinbaren Aeußern meist zu wohlhabend, als daß sie durch offenbaren Bruch mit dem Gesetze ihren Besitz gefährden möchten. So seltsam das auch klingen mag, so steckt doch in diesem Volke noch heutigestags ein gut Stück von der Natur Francisco Pizarros und andrer Konquistadoren; sie sind ebenso roh, heimtückisch, verlogen, grausam, habgierig, ebenso ausdauernd im Ertragen von Hunger und Strapazen (unsern Peonen kam es gar nicht darauf an, 24 Stunden lang ohne Nahrung zu bleiben), und doch wieder ebensowenig arbeitsam, ebenso unfähig, das Erworbene zusammenzuhalten. Dem gegenüber ist der Brasilier viel sanfter, viel gutmütiger; er gibt, wie mir einmal ein deutscher Kolonist sagte, jedem armen Manne unschwer ein Hemd, bloß zu dem zweiten Hemde, das der wohlhabender Gewordene sich etwa selbst kaufen möchte, macht er ein scheeles Gesicht.

Das Schuhwerk unsrer Peone bestand in einem Stück Fell, das über dem Fuße zusammengebunden war, ihre sonstige Kleidung war diejenige eines deutschen Arbeiters, ausgenommen den Poncho. Die Speise der Peone besteht meist in Dörrfleisch, dessen lange Streifen sie dicht vor dem Munde, und zwar von unten nach oben mit dem Messer abschneiden (Nase in acht nehmen!), ihr Getränk ist Wasser, Mate und bisweilen einmal Wein oder Anisado (d. h. Branntwein mit Anis). Fremden gegenüber bedienen sie sich, wie dies allerwärts im Osten Argentiniens üblich ist, der Anrede „Mister“.

Punta de las Vacas war nach europäischem Sprachgebrauche eine Sennhütte oder ein Alpengehöft. Vor einem Lehmhause mit der nirgendswo fehlenden urwüchsigen Veranda gab es einen großen Hof und das Ganze wurde durch eine Steinmauer vor den oben erwähnten Wirbelstürmen geschützt. In einigen dieser Sennhütten,

aber nicht in allen, darf der Reisende auf ein eignes Zimmer rechnen, in dem sich eine gemauerte Bettstelle pompejanischen Stils oder auch ein einfachstes Klappbett und außerdem höchstens ein gebrechlicher Stuhl zu befinden pflegt. Fenster gibt es gewöhnlich nicht, d. h. das Licht vermag bloß, sei es durch die geöffnete Thür, sei es durch die Spalten der geschlossenen Thüre hineinzudringen; der Fußboden besteht aus gestampfter Erde und das Dach aus Binsen oder Stroh. Auffallend erscheint es in dieser Umgebung, daß die einfache und spärliche Bettwäsche nicht selten mit Spitzen und zwar lauter Handarbeit besetzt ist. Und was nun die Beköstigung anbelangt, so muß sich der Reisende ganz und gar auf seine eignen Vorräte verlassen. Auch bei uns kommt es ja vor, daß wenig besuchte Gasthöfe bei der Ankunft von Fremden ihrer Küche durch das Schlachten eines Huhnes nachhelfen. Hier aber, so könnte man behaupten, müßte beinahe ein Ochse dran glauben, falls ein Durchreisender Suppe verlangt. Man kann bisweilen Caldo (Fleischbrühe), Puchero (Suppe mit Fleisch, Fett, Kartoffeln, Gemüse u. s. w.), Asado (Spießbraten), Eier, Mate und Anisado erhalten, Milch aber gilt schon als Seltenheit und auch das Wasser ist meistens derart mit Erdteilen vermischt, daß es beim Genusse üble Folgen nach sich zieht. Gekocht wird in diesen Häusern fast stets über einem Häufchen glühender Holzkohlen, und in denselben Gefäßen, die zum Waschen dienen, tischt man auch den Puchero auf. Allzu abschreckend wirkt jedoch die Unreinlichkeit nicht, denn sie ist naturwüchsig, wenn man so sagen darf unverschuldet, und durchaus nicht mit dem raffinierten, ekelerregenden Schmutz der Brasilier zu vergleichen.

Am Abend desjenigen Tages, den wir unnötigerweise in Punta de las Vacas verloren, kamen die Arrieros zu mir, um sich, trotzdem sie dessen ein hübsches kleines Fäßchen voll bei sich führten, Wein zu erbitten. Meiner Versicherung, daß mit Ausnahme von einer Flasche, deren ich selbst bedürfe, alles ausgelaufen sei, und zwar durch das Einschrumpfen der Korke, wollten sie nicht glauben,

da man in meinen Knappsäcken ganz deutlich eine Anzahl Flaschen durcheinander klirren hörte. Um sie zu überzeugen und mir gleichzeitig einen kleinen Scherz zu machen, gab ich ihnen Kölnisches Wasser zu trinken, welches ihnen denn allerdings nicht munden wollte. Und wie ich richtig vorausgesehen, fehlte es ihnen auch ohne meine Hilfe durchaus nicht an Mitteln zu einem Trinkgelage, welches unter Beisein der Peruaner und Viehhirten dicht vor meiner Thüre abgehalten wurde. Um ein Feuer herumsitzend, brüllten sie Lieder, die in ihrem Sinne scherzhaft sein mochten, und schon um 12 Uhr nachts war die ganze Gesellschaft so viehisch betrunken, wie ich etwas Aehnliches bloß unter Indianern und Südsee-Insulanern gesehen. Einige Stunden später weckte mich ein lauter Tumult aus dem Schlafe: neue Ankömmlinge waren angelangt und ich hörte, wie einer den Vorschlag machte, in das Zimmer des Gringo zu reiten, um ihn herauszuholen. Den Revolver in der Hand, wartete ich der Dinge, die da kommen sollten, obwohl vergebens: die Trauben müssen der betrunkenen Sippschaft denn doch etwas zu hoch gehangen haben. Eines ergötzte mich übrigens, nämlich die in recitierendem Tone vorgetragene Geschichte von einigen Gringos, die viel, sehr viel Wein mit auf die Kordillerenreise genommen, die besagten Wein, mit Wasser und Zucker vermischt, in ein großes Gefäß geschüttet und Zitronen hineingepreßt hätten. „Ah que barbaridad!“ schrieen bei jedem Verse die Zuhörenden; das also war unverkennbar die Beschreibung einer deutschen Bowle in der Form, wie sie von diesen Leuten aufgefaßt wurde.

Nach diesem nächtlichen Schnapsgelage hatte ich keine Lust mehr, um der Peruaner willen den Aufenthalt in diesen unwirtlichen Gegenden länger als durchaus notwendig auszudehnen; mit sanfter Gewalt brachte ich den alten Arriero schon um 4 Uhr morgens auf die Beine und veranlaßte ihn, während die übrigen noch an Katzenjammer litten, schon um 6 Uhr morgens mit mir wegzureiten. Wir mußten eine Anzahl reißender und nicht

ganz ungefährlicher Gebirgsbäche (lauter Zuflüsse des Mendoza) passieren, unter denen jedoch kein einziger der Erzählung vom vorhergehenden Tage als Grundlage gedient haben konnte. In Puente del Inca, einem Gehöfte, das auf dieser Seite der Anden die am meisten vorgeschobene Ansiedelung darstellt, wurde einen Augenblick Halt gemacht, um dem dortigen Grenzwächter die Zollabfertigung von Uspallata zu zeigen, dann ging es infolge meines Drängens unverzüglich weiter. Bei Puente del Inca fließt der Mendozafluß unter einer mehrere Hundert Schritt breiten Felsenbrücke dahin, ein interessantes Naturspiel, das aber in bezug auf die umgebende Szenerie seinen großen Ruf nicht verdient. Es gibt weit, weit schönere Stellen in den Kordilleren, die kaum einen Namen tragen, kaum jemals einer eingehenden Besichtigung gewürdigt worden sind. Wir ritten hinunter zu den sogenannten Bädern, die wohl wenig benutzt werden, überschritten den Mendozafluß auf kunstloser Brücke und wanden uns an der andern Seite wieder bergaufwärts.

Gegen 12 Uhr mittags kamen denn auch mit blassen Gesichtern die Peruaner nebst ihrem Arriero herangetrabt; ich hatte sehr wohl gewußt, daß sie sich beeilen würden, uns einzuholen. Von der Hitze litten wir diesmal, trotzdem der Weg stundenlang durch ein ungeheures schattenloses Thal von unvergleichlicher Großartigkeit dahinführte, nur wenig, denn gerade als die Sonne am höchsten stand, erhob sich ein kühler Wind, der uns beständig Kühlung zufächelte. Wir ritten an einer großen Herde junger Stiere (über 500 Stück) vorüber, wir sahen einige Dutzend Kondors (nach den Vicuñas, die auch noch, obwohl selten, vorkommen sollen, habe ich vergebens ausgespäht) und kamen dem Kordillerenschnee, den ich bereits zwölf Tage vorher vom Postwagen aus gesehen, immer näher, bis sich schließlich einzelne Streifen dicht an den Weg heran vorschoben. Während die Peone abgestiegen waren, um dürres Heidegestrüpp als Brennmaterial für unser Nachtquartier zu sammeln, begegneten uns — in solch menschenleerer Gegend immerhin eine Seltenheit — ein Postbote

zu Fuß, der einen großen Leinensack über der Schulter trug, und ein paar Don Quixotische, nicht eben vertrauenerweckende Gestalten zu Pferde. Geradeaus vor uns schloß sich das Thal durch einen mäßig steilen Berg, der wie ein Keil hineinragte und an dessen grauschwarzem Gehänge eine etwas hellere Zickzacklinie sichtbar ward. Das war das schlimmste Stück, welches uns bis dahin zu teil geworden; der Blick nach unten in jenes majestätische und doch so einsame Thal wurde immer großartiger, Sand und Staub aber peinigten unsre Augen und Lungen, die Tiere mußten in der dünnen Luft alle 10 bis 15 Sekunden verschnaufen, und als wir ungefähr auf der Höhe waren, brach das Pferd, das erkrankt zu sein schien, mitsamt seinem Reiter zusammen. Der Alte führte es am Zaume weiter und gegen $2^1/_2$ Uhr erreichten wir angesichts einer zackigen, aber gar nicht imposanten Felsenkette einen kleinen Bergkessel, wo wir übernachten sollten. Wir befanden uns am Fuße der letzten und höchsten Kordillere, deren Kamm jedoch gar nicht so besonders hoch mehr über unsrem zeitweiligen Standpunkte zu liegen schien. Dennoch atmete die ganze Natur ringsumher Majestät. Zwischen den kristallartigen Zacken der Kordillere hatte sich allenthalben, wo es eine Höhlung oder eine ebene Fläche gab, Schnee hineingelagert, dessen blendendes Weiß das tiefe satte Schwarz des Felsenkerns nur noch mehr hervorhob. Und Hunderte und aber Hunderte von diesen Felsen waren in den Bergkessel hinabgerollt, wo sie, teilweise bis zur Höhe eines anständigen Hauses über ihre Umgebung emporragend, in den angeschwemmten Boden eingelagert waren wie die Mandeln im Pudding.

Ursprünglich hatte es geheißen, wir würden uns in einem für die Postboten bestimmten Gebäude häuslich einrichten, dieser Gedanke wurde aber angeblich des starken Windes wegen aufgegeben. Anstatt dessen suchten wir uns einen überhangenden Felsen aus, wo von irgend welchen Vorgängern durch zusammengeschleppte Steine eine Art von Betten oder Kojen hergerichtet worden war,

die auch nach den drei andern Richtungen hin einen gewissen Schutz vor dem Winde verliehen. In einem dieser steinernen Betten logierte auch noch mitsamt seinem Hunde ein chilenischer Bergmann, der am gleichen Morgen vergeblich versucht hatte, trotz starken Windes über den Paß (die sogenannte Portilla de la Cumbre) zu gelangen. Den Nachmittag benutzte ich, da an Unterhaltung nicht zu denken war, zum Niederschreiben von Notizen: von Punta de las Vacas her hatten wir 11 Leguas oder 50 km, von Mendoza her 62 Leguas oder 280 km zurückgelegt, und waren, wenn ich alle kleinsten Aufenthalte abrechnete, und zwar meistens bei glühendem Sonnenbrande, 42 Stunden im Sattel gewesen. Als es dunkel wurde, traten die Schatten der Felsen beinahe greifbar hervor; etwas Aehnliches hatte ich früher bloß in der klaren Luft Aegyptens beobachtet.

Schon um 12 Uhr nachts stand ich auf und weckte die noch immer am Katzenjammer leidenden Arrieros, denn man muß den Paß so früh als möglich, d. h. so lange der Schnee noch hart ist, passieren. Zwischen Aufstehen und Aufbrechen pflegen aber mit allem, was drum und dran hängt, erfahrungsmäßig an die zwei Stunden zu liegen.

Gleich von Anfang an ging es im Zickzack bergaufwärts, gerade so wie am Tage vorher. Die Maultiere keuchten und machten von selbst jeden Augenblick Halt, auch that man gut daran, so häufig als möglich das nicht eben zuverlässige Sattelzeug nachzusehen. Wir waren gegen halb drei Uhr, also noch im Dunkeln, weggeritten, und als es Tag wurde, sahen wir, daß die Sache denn doch nicht ganz ungefährlich gewesen war. Inzwischen fühlte man immer deutlicher das Dünnerwerden der Luft und die Peruaner begannen an den mitgenommenen Zwiebeln zu saugen, was als das beste Mittel gegen Atmungsbeschwerden gilt. Immer weiter, heißt es, trotzdem alles keucht. Der Blick nach abwärts ist der vielen Farben wegen ganz eigenartig und von namenloser Großartigkeit, aber niemand achtet darauf,

niemand achtet auch auf die Quellen des Mendozaflusses, die hier dicht neben uns aus einem gletscherartigen Mittelding zwischen Eis und Schnee hervorbrechen. An einer schrägen Wand geht es aufwärts; zur einen Seite der Kamm, zur andern der Abgrund. Das lose Gestein bröckelt unter den Hufen der Maultiere, ein Fehltritt und man ist verloren. Haben wir doch am Fuße der Kordilleren zu Hunderten jene von zusammengeschrumpfter Haut eingehüllten Tierskelette gesehen, welche den besten Beweis für die Strapazen und Gefahren des Weges liefern. Still und majestätisch schauen die schwarzen, kahlen Bergriesen ringsumher zu. Weiter, weiter! Die Maultiere wollen nicht, kaum treiben Peitsche und Chilensporen sie vorwärts. Ich steige ab und versuche zu Fuß zu gehen. Es fällt mir herzlich schwer, ich fühle einen brennenden Schmerz in der Brust, als ob drinnen alles entzündet wäre. Der Peruaner warnt mich: es sei gefährlich, hier zu Fuß zu gehen, daraus entstehe die Bergkrankheit, befalle sie mich, so müsse ich zurückbleiben. Ich steige wieder auf mein Tier. Weiter, weiter! Noch drei Viertelstunden, heißt es, und wir würden auf dem Gipfel sein. Die Peruanerin ist totenbleich geworden, mit gelbgrünen Wangen und weitgeöffnetem Munde atmet sie die spärliche Luft. Noch eine Viertelstunde vor uns glauben wir in greifbarer Nähe den höchsten Kamm zu sehen. Weiter, weiter! Ein kühler Hauch weht hernieder und spielt mit dem eisigen Schweiße, der von Tieren und Menschen hinabtropft. Ein Windstoß folgt, ein zweiter. Mit aller Gewalt presse ich mein Tier vom Rande des Abgrundes weg an die Wand. In diesem Augenblicke saust es mir um den Kopf, Staub und Schnee wirbeln umher, ein paar Ausrufe des Schreckens lassen mich nach vorwärts blicken. Der Sturm hat die breite Seite eines jener großen und schweren, dem Peruaner gehörigen Koffer erfaßt, mit denen die eine unsrer Packmulen beladen ist. Vergebens stemmt sich das brave Tier gegen die überlegene Gewalt. Die Koffer rutschen, Gewicht und Druck sind zu groß. Das Tier liegt, dem

Winde entgegen, beinahe schräg auf der Seite. Vergebens. Die Füße gleiten aus, das Tier stolpert bei dem Versuche, einen neuen Halt zu gewinnen, es überschlägt sich, in tollem Durcheinander auf Felsen und Zacken aufschlagend, rollen Tier und Gepäck in die Tiefe, während blutige Spuren im Schnee die Gewalt des Sturzes bezeugen. Von selbst, ohne Antrieb haben unsre Maultiere Halt gemacht, schaudernd sehen wir dem entsetzlichen Schauspiele zu, das in gleicher Weise jeden einzelnen von uns hätte betreffen können. Wir steigen ab und die Arrieros klettern eine Strecke weit hinunter, um zu sehen, was vom Inhalt der zerschmetterten Koffer noch zu retten sei. Das dauert etwa eine Stunde, dann erscheint über und über zerschunden und aus zahlreichen Schnitten blutend, aber immerhin lebend die totgeglaubte Mule. Wieder geht es weiter; alles ist in schlechter Stimmung, die Arrieros wegen ihrer übel zugerichteten Mule, der Peruaner wegen seines größtenteils verlorenen Gepäckes. Plötzlich muß abermals Halt gemacht werden, denn schräg über uns tauchen in bedenklicher Nähe drohende Hörner auf. Es stellt sich jedoch heraus, daß diesmal bloß ein paar ungefährliche Ochsen den Aufenthalt verursacht haben. Endlich sind wir auf dem höchsten Punkte, 3927 m über dem Meere, und lassen die Tiere ein wenig verschnaufen. Genau auf der Wasserscheide befindet sich ein solider Holzpfahl, der die Stelle bezeichnet, wo die unterirdische Telegraphenlinie hinüberführt. Etwas weiter abwärts erblickt man auf chilenischer Seite (der Kamm des Gebirges bildet die Grenze) die soliden und massigen Steintrümmer eines ehemaligen Schutzhauses für die Postboten, welches — der beste Zeuge für die unwiderstehliche Gewalt des Sturmes — während des letzten Winters umgeblasen wurde.

Einen Sattel oder eine Einsenkung stellt der Paß durchaus nicht dar; höhere Berge gibt es allerdings zu beiden Seiten, sie stehen aber mit der Kette, die wir hier überschreiten, in keiner Verbindung. Der Gipfel dieser Kette wird dort, wo die Straße hinüberführt, durch ein

etwa 20 Schritte breites Plateau gebildet, zu dessen beiden Seiten, namentlich auf der chilenischen, der Weg auffallend steil, steiler als meines Wissens bei irgend einem Alpenpasse, abwärts führt. Und gerade in der physischen Anstrengung, welche bei solcher Höhe das Aufwärts- und Abwärtssteigen erfordert, namentlich wie wir es bald erfahren sollten, durch tiefen Schnee, darin liegen, von der Gefährdung durch Sturm und ähnliches abgesehen, die Unbilden einer Reise über den Uspallatapaß. Und doch hat zur Zeit des gegen Spanien geführten Unabhängigkeitskrieges General San Martin, als er von Mendoza her zu seinem denkwürdigen Zuge nach Chile und Peru ausrückte, gerade über diesen Paß, unter allen den mühseligsten und gefährlichsten, aber darum auch am schlechtesten von den Spaniern bewachten, sein Hauptkorps hinübergeführt. Wie ihm das mit Einschluß einiger Kanonen und ihres Zubehörs gelingen konnte, habe ich mir nicht vorzustellen vermocht.

Die nächsten drei bis vier Stunden wurden von einer nichts weniger als gemütlichen Rutschpartie durch gefrorenen Schnee ausgefüllt, der auf dem Wege etwa drei bis vier Fuß, rings umher etwa sieben bis acht Fuß hoch auf dem Erdboden auflagern mochte. Die Hufe der Maultiere, die vor uns den Weg gemacht, hatten zwei bis drei Fuß tiefe Löcher hineingetreten, die nun ihren Nachfolgern zum Haltfassen dienten. Zunächst versuchten wir es zu Pferde, dann, als dieses nicht ging, wurde abgestiegen. Das Gehänge aber war so steil, daß die sich selbst überlassenen Reittiere schon nach dem ersten Fehltritt auf die Kniee sanken und gleitend in unglaublich kurzer Zeit unsren Blicken entschwanden — ein so komischer Anblick, daß wir uns trotz der möglicherweise sehr ernsten Folgen eines kurzen Lachens nicht erwehren konnten. Etwa eine Stunde lang mochte die halsbrecherische Arbeit nun andauern, und schon glaubten wir, das schwierigste Stück überstanden zu haben, als wir uns bei einer Biegung des Weges vor einer neuen und tieferen Senkung sahen, deren abschüssige, mit sechs bis sieben

Fuß hohem und gefrorenem Schnee bedeckte Abhänge von Stieren zu wimmeln schienen, während mitten hindurch unsre eigne Straße nach abwärts führen sollte. Die Peruanerin rang bei diesem Anblicke die Hände, ihr Gemahl lief verwirrt und wehklagend umher — so weit die Natur des Bodens es gestattete —, und selbst den beiden Peonen mochte — ich weiß nicht, ob im Gedanken an ihre Maultiere, an die ihrer Obhut anvertrauten Reisenden, oder an ihr eignes Leben — nicht allzu rosig zu Mute sein. Es gilt nämlich als Regel, daß die Bravos unter den Novillos nur selten einen Reiter, aber nahezu jeden Fußgänger angreifen. Trotzdem ging unser Marsch weiter. Wir bemerkten auch einige Reiter, die Begleiter der Herde, die sich auf der abschüssigen Fläche mühsam im Sattel behaupteten und alle paar Minuten einmal — so langsam geht die Vorwärtsbewegung des unlenksamen Viehs von statten — um wenige Schritte vorwärtskamen. Dabei schrieen sie fortwährend: »Toro, Toro!« und suchten das Ausbrechen der Tiere, die übrigens über einen unglaublich weiten Flächenraum verstreut waren, zu verhindern. Uns gaben sie zur Antwort, daß mehrere Bravos unter der Herde seien, im übrigen aber bekümmerten sie sich nicht im geringsten um unser Wohl oder Wehe. Das ist ja eben amerikanischer Stil. Mancher Toro senkte den Kopf, als wir bis zur Brust in die obenerwähnten Löcher sinkend im Gänsemarsch an ihnen vorüber purzelten. Die meisten aber, denen selbst es auf diesem glatten Boden nicht behaglich sein mochte, wandten sich ängstlich von uns ab. Dabei war die Peruanerin halb ohnmächtig und wurde von uns Männern mehr geschleift als getragen. Die Sache dauerte nun schon viele Stunden, die Sonne schien kräftiger, sie erweichte den bisher gänzlich trockenen Schnee, daß er unsre Kleider durchnäßte, und doch schien das Thal zu unsren Füßen noch ebenso weit entfernt zu sein, wie vorher.

Ein Intermezzo folgte dem andern. Von einem ziemlich hochgelegenen Punkte der linken Seitenwand aus betrachtete uns mehr neugierig denn böse ein Stier, als

ihn plötzlich das Uebergewicht packte und nach vorn zu auf die Kniee warf. In dieser seltsamen Stellung kam das riesige Ungetüm mit seinen großen und spitzen Hörnern geradeswegs, und zwar widerwillig, aber mit beständig sich vermehrender Geschwindigkeit auf uns zugerutscht. Wir steckten gerade alle zusammen in einem großen Loche, aus dem heraus bloß der jüngere Arriero und ich mit dem ersten Sprunge die hohe Kante des Schnees erreichten. Hielt der Stier nicht in seiner Bahn inne — und daran schien kein Gedanke zu sein —, so mußte er gerade in das Loch hineinrutschen. Was aber würde dann folgen? schien ein jeder bei sich zu überlegen. Wir suchten die geistesabwesende Dame in die Höhe zu ziehen. Es war unmöglich in solch kurzer Zeit. Er wird nichts thun! rief ziemlich ängstlich der alte Arriero. »Quién sabe«, erwiderte phlegmatisch ein Stiertreiber, der einige 20 oder 30 Schritte seitwärts zu Pferde hielt. Das alles, was ich hier so ausführlich erzähle, spielte sich natürlich in wenigen Sekunden ab. Atemlos schauten wir zu. Noch etwa zehn Schritte mochte der rutschende Stier von unsrer Gruppe entfernt sein, da kam eine knorrige Stelle, wie es deren auf Schnee und Eis so viele gibt. Ein kurzer Halt, dann sprang der Stier auf die Füße und — drehte uns den Rücken zu.

Wieder eine Stunde, dann trafen wir die Maultiere, die seltsamerweise alle unverletzt waren. Gleichzeitig aber stellte sich heraus, daß wir auf dem Wege, den wir eingeschlagen, nicht zum Ziele gelangen würden. Wir mußten wieder bergaufwärts klettern, während neben uns und hinter uns der unheimliche Ruf »Toro, Toro!« durch die Lüfte scholl. Die Arrieros drängten zur Eile trotz der Schlüpfrigkeit des häufig an grauenvollen Abstürzen vorbei führenden Weges. Ein gut Stück Gefahr bleibt doch immerhin dabei, zu Fuß eine Herde wilder Stiere zu passieren. Es mochte gegen 12 Uhr sein, als wir anscheinend die Sohle eines engen Alpenthales erreichten. Auch wir Männer waren der Erschöpfung nahe, denn wir waren bei beständiger unnatürlicher Ueberanstrengung

der Nerven ungefähr zehn Stunden unterwegs, ohne seit dem vorhergehenden Nachmittag einen Bissen oder einen Schluck zu uns genommen zu haben. Hätten wir gewußt, was noch kommen sollte, so würde unsre Freude sich in etwas bescheideneren Grenzen bewegt haben. Noch ging es nämlich an die drei Stunden lang zuerst durch Schnee, dann durch loses Steingerölle auf dem häßlichsten und abschüssigsten aller Wege hinunter. Zuweilen schien es, als ob geradeaus vor uns der ausgetretene Pfad unsrer Vorgänger sich auf einer steilen Geröllwand verlieren wolle. Näherkommend aber erkannten wir irgend eine halsbrecherische Zickzacklinie, der wir zu folgen hätten. Die Wirkung der Sonne auf den Schnee war jetzt schon recht mächtig, und an einzelnen Stellen schien es, als ob die Schneefelder, aus denen große Wassermassen abflossen, auf Stelzen ständen. Meine Kehle war wie ausgedörrt, wohlweislich aber hütete ich mich, von dem verführerischen Wasser zu trinken, ehe ich es eine halbe Stunde lang in der Feldflasche am Körper getragen und erwärmt hatte.

In geringer Entfernung ritten wir an einem kleinen Alpensee, der „Laguna del Inca", vorüber, die kaum für einen Augenblick unsre übermüdeten Augen auf sich zu lenken vermochte. Schließlich bemerkten wir beinahe senkrecht unter uns einen großen grünen Fleck, wie von Gras oder Heide, das sollte „Juncal", unser erstes ersehntes Ziel auf chilenischem Boden sein, von dem unsre Phantasie sich die ausschweifendsten Vorstellungen entworfen hatte. Noch eine halbe Stunde und wir hielten vor einer einfachen Sennhütte, an der in geringer Entfernung ein übermütiger Bach — die ersten Anfänge des Aconcaguaflusses — vorüberrauschte. Das war Juncal. Wie erbärmlich nach landesüblichem Städterbegriff und doch wie erwünscht! Waren wir doch, trotzdem die Entfernung bloß $7\frac{1}{2}$ Leguas betrug, nicht weniger als $12\frac{1}{2}$ Stunden lang teils geritten, teils zu Fuß über den Schnee gerutscht. Nach einigem Hin- und Herreden — im allgemeinen waren jedoch die Leute etwas freundlicher und

gefälliger als in Argentinien — erhielten wir etwas Milch von einer stößigen Kuh, die mit dem Lasso gefangen wurde. Wir aßen, tranken, schliefen auf elendem Lager und fühlten uns schon gegen Abend so gestärkt, daß wir auf etwas besserem, aber doch immer recht halsbrecherischem Wege im Thale des Aconcagua bis Guardia Vieja zu reiten beschlossen, von wo wir am folgenden Tage desto leichter die Eisenbahnstation Santa Rosa de los Andes zu erreichen hofften. Dieser 3 ½ stündige Ritt führte durch eine hochinteressante Szenerie. Rauschend wälzte sich gleich einem übermütigen Knaben und mit jeder Legua breiter und mächtiger werdend der Aconcagua im Thale dahin, rauschend sausten in riesig weißem Schleier Dutzende von Wasserstürzen die himmelragenden Felswände hernieder, während eine gänzlich veränderte Vegetation, auf der argentinischen Seite nicht beobachtete Baum-Kakteen und namentlich das zeitweilige Auftreten von frischgrünenden Bäumen und Sträuchern daran erinnerten, daß wir uns in einem neuen, von demjenigen, wo wir herkamen, ziemlich verschiedenen Lande befanden. In Guardia Vieja, einem Komplexe von Hütten, fanden wir eine stattliche und auffallend ordentliche Posada, in der man uns einen recht erwünschten Puchero auftischte.

Als ich am Morgen des achten Reisetages gegen 4½ Uhr mit meinem Arriero wegritt, schliefen die Peruaner noch. Und daran, daß ich zu frühem Aufbruche gedrängt, hatte ich sehr wohl gethan, denn einesteils verfehlten meine bisherigen Reisegefährten den Zug und andernteils wirkte hier im niedriger gelegenen Lande die Sonne schon sehr bald so heftig auf meinen der schwülen Wärme entwöhnten Körper, daß der Kopf mir zu zerspringen drohte. Noch immer ging es — aber auf vortrefflicher Straße — in einem mehr und mehr sich erweiternden und bisweilen schräg abspringenden Gebirgsthale bergabwärts. Allmählich tauchte hier und da Ackerland auf, zunächst winzig kleine Stückchen, die eine einfache Strohhütte umgaben, dann etwas größere mit Weizen, Hafer oder Gerste recht hübsch bestandene Komplexe. Das war ein großer

Gegensatz zu Argentinien, wo man nicht einmal in der nächsten Nähe von Buenos Ayres so viel Ordnung zu sehen bekam. Ackerbau schien hier im Thale des Aconcagua die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung zu bilden, auch schien der Grund und Boden ziemlich stark parzelliert zu sein (in gleichem Maße ist dies nirgendwo sonst in Chile der Fall). Nach Milch aber fragte ich auch hier vergebens, trotzdem doch wahrlich Kühe genug auf der Weide zu sehen waren. Bei einem sauberen Oertchen ritten wir auf hübscher Brücke über einen Bach, der, wie so mancher andre, Rio Colorado heißt, und hielten darauf vor einem verandagezierten Hause, das mit großen Lettern die Ueberschrift „República de Chile" zeigte. Man lud mich ein, auf der Veranda, wo bereits ein Geistlicher und mehrere junge Mädchen saßen, Platz zu nehmen. Dann wurden meine beiden Handkoffer geöffnet, und nachdem bescheinigt worden, daß ich für deren Besichtigung siebzig Centavos entrichtet habe, stand der Weiterreise nichts mehr im Wege. Der Zollbeamte riet allerdings, den ärgsten Sonnenbrand erst vorübergehen zu lassen, es zog mich aber viel zu sehr nach jener Eisenbahn hin, die mich aus der Sklaverei meines Arriero befreien sollte. So ritten wir denn auf staubiger, menschenleerer Straße weiter. Es schien aber, als ob die Schwierigkeiten kein Ende nehmen sollten. Durch nicht weniger als fünf Stierherden, die mit uns denselben Weg verfolgten, hatten wir noch mit aller Vorsicht hindurchzureiten, und zwar während zweier vollen Stunden und auf schmalem Stege zwischen Berg und Abgrund durch eine von annähernd 300 Stück. Das ist, wenn nicht gefährlich, so doch mindestens langweilig und zuzeiten, wenn zwei Stiere miteinander kämpften, wenn der eine von ihnen in voller Karriere nach rückwärts durchbrach, auch ungemütlich. Die Treiber, das bemerkte ich dabei, benutzten ihre kurzen Peitschen bloß zum Drohen, niemals zum wirklichen Schlagen. Bei alledem schien der Weg gar kein Ende nehmen zu wollen. Die Maultiere ließen ihre Zungen weit aus dem Halse hängen und schleppten sich nur mit

Mühe dahin. Für mich selbst aber fürchtete ich jeden Augenblick einen Sonnenstich. Die Hitze wurde immer unerträglicher und schließlich sahen wir uns unfern vom Ziele und trotz meines Widerstrebens dennoch gezwungen, in einer kleinen Hütte am Wege, bei der auch eine Pappelallee den Tieren Schatten gewährte, Schutz zu suchen.

Gegen $3^1/_2$ Uhr langte ich in einem schwer beschreiblichen Zustande auf dem Bahnhofe von Santa Rosa oder Los Andes an. Um $6^1/_4$ Uhr sollte der Zug nach Valparaiso abgehen. Noch aber hatte ich eine recht unangenehme, bei dieser Hitze doppelt unangenehme Sache zu erledigen. Als ich nämlich dem Arriero die noch ausstehende und hübsch in einer großen Rolle verpackte Hälfte des ihm zukommenden Lohnes einhändigen wollte, verlangte der Schuft Chilen-Dollars anstatt der ausbedungenen Bolivianos und schwor Stein und Bein darauf, ich habe ihm ausnahmsweise die ersteren versprochen. Ich suchte den Polizei-Dirigenten in mindestens zehn Kneipen und fand ihn in der elften; er konnte mir nicht helfen, erklärte dagegen, daß der Arriero das Recht habe, meine Abreise bis zur Erledigung der Sache zu verhindern. Das paßte mir nicht, trotzdem ich mein Gepäck bei dem Bahnhofs-Inspektor in Sicherheit gebracht hatte. Ich ging zum Friedensrichter und brachte ein provisorisches Tribunal, bestehend aus dem Richter und zwei Beisitzenden, zustande. Inzwischen brachten zwei Polizisten den Arriero herbei, und ich plaidierte in spanischer Sprache für meine Sache. Es hielt mir nicht schwer, Recht zu bekommen. Nun aber plaidierte ich dafür, daß der Arriero in anbetracht seiner Spitzbüberei und der uns allen verursachten Mühe von seinem Lohne zehn Bolivianos zu verlieren habe, und daß diese den Armen von Los Andes zu gute kommen sollten. Das hielt nun schon etwas schwerer, schließlich aber drang ich auch damit durch.

Kaum war die Angelegenheit erledigt, als ich in eine Droschke sprang und noch gerade rechtzeitig zum Bahnhofe gelangte, um mit meinem Gepäcke in den wenige

Sekunden später abgehenden Zug zu klettern. Ich hatte den Richtern ja nicht mitteilen wollen, daß mein bares Geld nur noch gerade ausreichte, um mit knapper Not nach Valparaiso zu gelangen, daß ich im übrigen bloß in Valparaiso einzulösende Zirkularnoten in der Tasche trug, die ich in Los Andes schwerlich hätte einwechseln können. Als ich um 11 Uhr abends im Hotel Lafayette zu Valparaiso auf wohnlichem Zimmer vor reichbedeckter Tafel saß, kam an diesem Tage der erste Bissen über meine Lippen. Das Gefühl des Behagens aber, welches ich dabei empfand, mag der geneigte Leser sich selbst auszumalen suchen. Hatte ich doch während der letzten acht Tage nicht weniger als 70 Stunden (alle kleinsten Unterbrechungen abgerechnet) im Sattel gesessen und 85 Leguas oder annähernd 385 km zurückgelegt, ohne in ein regelrechtes Bett zu kommen, ohne mich ein einziges Mal nach Herzenslust waschen zu können, und ohne, von zwei schlechten Fleischbrühen abgesehen, etwas Warmes zu genießen. Noch aber hatte diese neunzehntägige (von Buenos Ayres her) leidenvolle Reise ihr unangenehmes Nachspiel. Mein an vertrocknetes Brot, schmutziges Wasser und verdorbenes Fleisch gewöhnter Magen vermochte die bessere Kost nicht gleich wieder zu vertragen, nach mehreren Festmählern, denen ich notgedrungen hatte beiwohnen müssen, brachte eine heftige Blutruhr mich für einige Tage ins Bett.

Sollte nun jemand zum Schlusse ein Gesamturteil von mir verlangen, so würde ich erklären, daß die Kordilleren — in denen es beispielsweise bloß schräge, aber gar keine senkrechten Abstürze gibt — in bezug auf landschaftliche Reize nicht im entferntesten mit den Alpen zu vergleichen seien, daß die Reise mehr interessant als schön sei und durchaus nicht für jene außerordentlichen Strapazen entschädige, welche sie mit sich bringt, sowie schließlich, daß die Schwierigkeit der Sache mehr in den großen Entfernungen als in der Terrainbildung liege. Wer die Reise einmal gemacht hat, macht sie aus purer Liebhaberei gewiß nicht zum zweitenmal; jungen Leuten, welche schlechte

Kost, schmutziges Trinkwasser, Ungemütlichkeit, mangelnden Komfort, Unruhe, Staub, Frost und Hitze (von allen üblen Dingen fehlen bloß Flöhe und Wanzen) nicht scheuen, ist die Reise sehr anzuempfehlen, eine Vergnügungsreise ist sie ganz gewiß nicht.

Achtes Kapitel.

Chile und die Chilenen.

(Valparaiso. — Veredelte Nahrungsmittel: vortrefflicher Wein und trinkbares Bier. — Chilenische Eisenbahnen. — Waldland im Süden, Bergwerke im Norden. — Das glänzende Santiago am Fuße der schneebedeckten Anden. — Mehr Haciendas als Estancias. — Die Preußen von Südamerika. — Die Vorväter der Argentiner waren Andalusier, die Vorväter der Chilenen waren rauhe Gallegos. — Handel, Schiffahrt und deutsche Kaufmannsfirmen. — Die 6000 Deutschen des chilenischen Südens. — Der Kampf gegen die Araukaner.)

Betritt man von jenseits der Anden kommend bei einem der drei Bahnhöfe (Baron, Bella Vista und Puerto) das solide aber doch viel getadelte Holzpflaster von Valparaiso, so wird man ein gelindes Staunen nicht unterdrücken können. Santiago ist allerdings glänzender, besitzt schönere Kirchen, bessere Theater, sogar schönere Läden und bietet für denjenigen, der nicht bloß auf Geschäft, sondern auch auf Vergnügen sieht, weit mehr; legt man aber einmal an Valparaiso den Maßstab der See- und Handels-, nicht der Haupt- und Residenzstadt, so vermag man sich einen saubereren, stattlicheren Ort kaum vorzustellen. Von der See her gesehen lehnen sich die Häuser Valparaisos amphitheatralisch in einem Halbkreise an den mäßig hohen Absturz eines Plateaus an, und nach Eintritt der Dunkelheit, wenn zahlreiche Lichter herüber- und hinüberflimmern, macht das einen wirkungsvollen Eindruck. Der verhältnißmäßig schmale Streifen zwischen

dem Absturze des Plateaus und dem Meere läßt nur wenigen Parallelstraßen, aber doch auch ein paar ansehnlichen Plätzen (Plaza de la Independencia und Plaza de la Victoria) Raum. Die Stadt ist daher schmal, aber langgestreckt und bietet der großen Entfernungen wegen einer einzigen vielbenutzten Pferdebahnlinie — ihre Guttapercha-Marken von $2^1/_2$ und 5 Centavos dienen als Scheidemünze — das ergiebigste Feld. Der ganze Geschäftsverkehr wickelt sich in jener unteren Stadt ab, die nach mehrfachen Bränden immer europaähnlicher aus der Asche emporgestiegen ist, doch ziehen sich die Häuser ziemlich weit an dem Absturze des Plateaus hinauf, und gerade hier müssen wohl die Menschen recht dicht zusammenwohnen, sonst vermöchte man sich gar nicht vorzustellen, wo denn eigentlich die 100 000 Bewohner von Valparaiso stecken sollten. Fast beständig bringt Wind und zeitweise recht starker Wind Kühlung; aus demselben Grunde aber mangelt es auch nicht an Sand und Staub, die für Augen und Lungen gleich lästig sind. Der Hafen, an dem sich die stattlichen Zollgebäude entlang ziehen, ist eigentlich mehr eine tiefe, aber nur schlecht gegen den Wind geschützte Reede. Auch der neuerdings begonnene Bau einer Mole wird, soviel er schon gekostet hat, die Sache nicht im wesentlichen umgestalten, denn bei starkem Winde werden sich die Schiffe doch von der Mole entfernen müssen, wenn sie nicht an den Steinblöcken zerschellen wollen.

Die Straßenbevölkerung von Valparaiso sowohl wie von Santiago gleicht derjenigen der beiden Metropolen am La Plata, nur tragen viele Damen, und zwar in Santiago noch häufiger als in Valparaiso, die am La Plata immer seltener werdende Manta. In den vortrefflichen Gasthöfen von Valparaiso — ich wohnte im Hotel Lafayette — zahlt man für Wohnung und ausgezeichnete französische Küche 2—3 Papier-Pesos oder 6—9 Mark täglich. Und ebenso vorzüglich wie die Küche sind die Getränke. Die Umgebung von Santiago liefert den besten Wein, der irgendwo in Südamerika erzeugt wird; auch

merkt man, daß die Leute den Wein weit besser als ihre argentinischen Vettern zu behandeln verstehen. Jener dunkelrote Vino superior de Santiago, den man allenthalben in den Gasthöfen für 50—60 Centavos die Flasche erhält, kann füglich mit bestem und allerbestem Bordeaux verglichen werden. Das gleiche gilt von dem vielgerühmten und vielgenannten Valdivia-Bier der deutschen Firma Anwandter & Co. — zu 25—30 Centavos die Flasche —; es ist nicht so gut wie deutsches oder englisches Importbier, aber es ist das beste einheimische Bier in ganz Südamerika. Unter all den zahlreichen „Nationen" von Südamerika ist bloß die chilenische zu jener Kulturstufe durchgedrungen, auf der man an eine Verbesserung und Durcharbeitung der von der Natur gelieferten Rohprodukte zu denken beginnt. Und so viel auch noch von auswärts eingeführt werden mag, so liefert doch auch das eigne Land mehr und namentlich Mannigfaltigeres, als das anderwärts in Südamerika der Fall zu sein pflegt. Besonders der Süden bietet eine Fülle der herrlichsten Lebensmittel; in jeder Jahreszeit sendet er Fleisch, zu gewissen Zeiten aber auch Erdbeeren, Kirschen, Pfirsiche, Birnen und was dergleichen mehr ist. Nur in einem Punkte hängt man in den entlegeneren Teilen Chiles noch fest an den alten südamerikanischen Gepflogenheiten. So viel Vieh es auch dort geben mag, so werden doch die Kühe nicht gemolken und man deckt den starken Butterbedarf auf eine unsrem Gefühle widerstrebende Art. Allenthalben nämlich, wo Vieh geschlachtet wird, brät man aus den Eingeweiden das Fett heraus und die so gewonnene Kunstbutter kommt unter dem Namen „Mantequilla" in den Handel. Mag man nun darüber denken wie man will, so essen doch viele Leute lieber chilenische Mantequilla als deutsche Kunstbutter, weil man die erstere offen und ehrlich bei ihrem richtigen Namen nennt, während die letztere meistens als Kuhbutter durchgeschmuggelt werden soll.

Auf der 148 km langen, ganz mit europäischem Komfort eingerichteten und nach europäischer Art verwalteten

Bergbahn von Valparaiso nach Santiago fahren täglich in je 5½ Stunden zwei Schnellzüge hin und her. Ueber kühne Brücken geht es mit starker Steigung, die ohne künstliche Hilfsmittel, wie Zickzacks, Schleifen und dergleichen, überwunden wurde, die felsige mit heidekrautähnlichem Gestrüppe bewachsene Küstenkordillere hinan, die sich hier, wo das Andengebirge ziemlich weit von der Küste zurücktritt, in allerdichtester Nähe des Meeres dahinzieht. Wir halten vor zahlreichen Stationen, u. a. bei dem Villenorte Viña del Mar; bei las Vegas tritt die von Santa Rosa de los Andes kommende, einstweilen erst auf einer Strecke von 45 km ausgebaute Anden-Bahn hinzu und wir wenden uns nunmehr im rechten Winkel südwärts. Meine Reisegenossen waren Kaufleute und Offiziere, die sich ganz wie die Insassen eines europäischen Eisenbahn-Koupees erster oder zweiter Klasse gebärdeten; später kamen noch einige behäbige, wohlgenährte, etwas plumpe Viehhändler hinzu, die mich, gerührt durch meine Bewunderung für ihr Land, zu einer neuen Reise in die Anden einladen wollten. An allen Stationen boten Indianerinnen, d. h. Chileninnen niederen Schlages von fast rein indianischem Blute, mit großer Zudringlichkeit Bier, Brot, Kuchen, gebratene Hühner und „Chicha" oder Aepfelwein an. Uebrigens findet man auch auf einer halbwegs zwischen Santiago und Valparaiso gelegenen Station einen ausgezeichneten und nicht allzu teuren Restaurant. Wären nicht die vielen braunen Gesichter unter dem niederen Volke, man könnte ganz ebensogut glauben, sich in Belgien, Frankreich oder Italien zu befinden.

Vom Bahnhofe Santiago gelangt man nach halbstündiger Fahrt mit Pferdebahn oder Droschke zu einer der schönsten, angenehmsten und lebensfrohesten Städte, die ich in Südamerika gesehen, zu einer Stadt, die jedem Kulturlande Europas zur Ehre gereichen würde. Rings in weitem Umkreise von Bergen eingeschlossen liegt Santiago sehr hübsch in einem breiten, reichen, fruchtbaren, üppig grünen, hier und dort mit dichten Gruppen lombardischer Pappeln übersäten Thale. Dieser Lage zufolge ist Santiago

trotz seiner 600 m Meereshöhe, trotz der während zehn Monaten im Jahre sichtbaren Schneeberge weit heißer als das stets von kühlem Windhauche erfrischte Valparaiso; während der glühendsten Sommermonate flieht alles, was die Mittel dazu besitzt, in die Berge oder zur See. Dicht bei der Stadt gibt es einige Anhöhen und Hügel, die mit geringer Mühe zu herrlichen Parks umgeschaffen werden könnten.

Einstweilen ist das erst durch die Privat-Initiative eines Polizeipräsidenten mit dem mitten in der Stadt gelegenen Hügel „Santa Lucia" geschehen. Von dort aus genießt man des gleichzeitig reizendsten und großartigsten Anblickes über eine der schönsten Landschaften, welche die Westküste von Südamerika bietet. Von Argentinien aus sieht man die Anden, die sich hier in drei Ketten zerspalten, nirgendwo in ihrer vollen Großartigkeit; abgesehen davon, daß die den argentinischen Ebenen zunächst gelegene Kordillerenkette auch die niedrigste ist, werden alle mächtigsten Berghäupter durch vorgelagerte Berge von geringerer Höhe verdeckt. Anders in Chile; von Santiago aus hat man in allernächster Nähe die höchste und gewaltigste Kette der Anden vor sich, die zehn Monate im Jahre völlig weiß ist, während in den zwei übrigen Monaten wenigstens die allerhöchsten und entferntesten Spitzen ihr Eis- und Schneekleid behalten. Gerade unter sich aber hat man vom Hügel Santa Lucia aus die mattbraunen, schrägen Pfannendächer einer Stadt von 130000 Einwohnern. Paläste und Hütten sind in Santiago recht bunt durcheinander gewürfelt; der allgemeine Eindruck aber verdeutlicht die Thatsache, daß hier nicht bloß eine Hauptstadt, sondern auch der Wohnsitz einer zahlreichen Aristokratie von Grundbesitzern ist. Die Fassaden auch der besseren Häuser sind von außen einfach wie in London, recht komfortabel aber sind die Binnenhöfe; sehr stattlich ist, von Staatswagen und Bedienten in Livree gar nicht zu reden, die innere Ausstattung. In allen amerikanischen Städten sind natürlich die öffentlichen Gebäude weniger luxuriös als in Europa; Santiago aber leistet

doch auch schon in dieser Hinsicht recht viel, und auf die gar nicht seltenen Erdbeben scheint keine Rücksicht mehr genommen zu werden. Die Kathedrale, in der am 8. Dezember 1868 beim Ausbruch eines Feuers gegen 2000 Menschen auf die entsetzlichste Weise ihr Leben einbüßten, ist recht sauber und stattlich, noch stattlicher sind die neueren Verwaltungsgebäude, viel auszusetzen wäre dagegen an dem ehemaligen Ausstellungspalaste, welcher jetzt als Museum dient.

In dem früheren Museumsgebäude wurden auch ab und zu Bälle abgehalten, in das gegenwärtige regnet es bisweilen einmal hinein. Alles in allem aber ist wohl das Museum von Santiago unter der Leitung seines verdienstvollen Direktors Dr. Philippi das hervorragendste in Südamerika geworden. Bloß in bezug auf die von Prof. Burmeister im Boden der Pampa gefundenen Ueberreste paläontologischer Riesentiere mag ihm das Museum von Buenos Ayres überlegen sein. Leider werden weder das Museum noch der dazu gehörige Park vom Publikum nach Verdienst gewürdigt. Von dem Inhalte des Museums schien mir die Sammlung peruanischer Altertümer, die uns das Bild einer staunenswerten Entwickelung des Kunstgewerbes entrollt, am hervorragendsten zu sein. Wir finden dort auf Bronzegeräten und Töpferwaren allerlei Köpfe und Tiergestalten, die gleich sehr durch Naturtreue wie durch Witz hervorragen. Da sind beispielsweise eine Eidechse und ein Frosch, die einen Kaziken tragen, dessen Kopf das sprechendste Porträt ist. Und doch kannte die altindianische Kultur weder die Töpferscheibe noch das Eisen. Etwas weniger reich als diejenigen der peruanischen Quichuas sind die Bronze-, Kupfer- und Silbergeräte der bolivischen Aymaras ausgeschmückt, geradezu ärmlich aber muten uns im Vergleich zu beiden die ethnographisch hochinteressanten Funde aus Chile an. Man sieht dort in allerlei Kleinigkeiten den zunehmenden Verkehr mit den Europäern, in jener kleinen Thatsache beispielsweise, daß die heutigen Araukaner ihre Pfeilspitzen aus Flaschenglas anfertigen, und was dergleichen mehr

ist. In der zoologisch-botanischen Abteilung begrüßen uns die ausgestopften Löwen (Pumas), die Kondors, Wildkatzen, Füchse, Flamingos, Ratten und Mäuse von Chile. Wir finden dort eine Palme, die von allen bekannten Arten den dicksten Stamm besitzt, und erfahren, daß es an der verrufenen Magelhaensstraße noch Bäume von sechs Fuß Durchmesser gibt.

Noch interessanter sind die zahlreichen Skulpturen und Schriftreste von der gegenwärtig Herrn Schlubach, dem deutschen Generalkonsul zu Valparaiso, gehörigen Oster-Insel. Während der Ausstellungen zu Sydney und Melbourne (1879 und 1880) wurde von den dort anwesenden Gelehrten gerade jener kleinen, felsigen, unfruchtbaren und unbewohnten, fernab von allem Lande mitten im Großen Ozean gelegenen Insel ein besonderes Interesse zugewandt, auf der man eine ganze Allee riesigster, mit Schriftzügen übermalter Götzenbilder aufgefunden hat. Von diesen Funden befindet sich das meiste noch an Ort und Stelle, einiges ist nach Australien, einiges ins Britische Museum nach London, einiges nach Valparaiso geschafft worden, und wie mir scheint, dürfte letzteres das Hervorragendste sein. Von welchem Volke jene Skulptur- und Schriftreste herrühren, weiß man nicht; Dr. Philippi nimmt an, daß es die Vorväter der gegenwärtigen Südseebewohner gewesen seien, denen die Oster-Insel als Heiligtum gegolten habe. Die Entzifferung der Schriftzüge, die abgezeichnet und vervielfältigt wurden, ist bisher nicht geglückt, wahrscheinlich enthalten sie Gebete und religiöse Hymnen. Noch heute sollen einige alte Leute auf der Oster-Insel solche in fremdem Dialekt abgefaßte Gebete und religiöse Gesänge hersagen können, sobald man ihnen die mit jenen Schriftzeichen versehenen Tafeln zeigt; sie wissen aber die einzelnen Zeichen nicht mehr zu erklären und sind auch zurückhaltend. Das Merkwürdigste vielleicht bei der ganzen Sache ist jener Umstand, daß sich nirgendwo auf der Oster-Insel ähnliche Steinarten finden wie diejenigen, aus welchen die oben erwähnten Kolossalstatuen gefertigt sind. Wie aber sollten die heutigen

Südsee-Insulaner mit ihrem gänzlichen Mangel an technischen Hilfsmitteln solch schwere Klötze zu einer weit entfernten Insel geschafft und dort bearbeitet haben? Die Gesichter sind breit, plattnasig, roh ausgeführt, sie zeigen nichts von der feinen Stilisierung der ältesten ägyptischen und assyrischen Kunstdenkmäler, immerhin aber läßt sich dergleichen nicht ohne Werkzeuge ausführen — Werkzeuge, die sich heutigestags nirgendwo mehr bei den Südsee-Insulanern vorfinden. Ueber dieser ganzen Sache schwebt ein großes Dunkel, für dessen Lichtung, von wenigen Männern abgesehen, weder in Südamerika noch in Australien ein hinreichendes Interesse vorhanden ist; auch liegt ja die Oster-Insel so weit abseits vom Weltverkehre, wie, die Eisregionen des Nord- und Südpols abgerechnet, kaum irgend ein andrer Teil der Erdoberfläche.

Chile ist ein langes, schmales, gebirgiges, an Naturschönheiten überreiches Land zwischen der Südsee und dem Kamme des zweithöchsten Gebirges der Erde; man könnte es mit dem ebenso langgestreckten, nicht sehr viel kleineren, aber sehr viel dünner bevölkerten Norwegen vergleichen, wenn es nicht unter dem Breitegrade Italiens liegend durch Klima und Bodenerzeugnisse weit mehr an die Mittelmeerländer erinnerte. Auf dieser Seite des Andengebirges fallen etwa zwei- oder dreimal soviel Regen und Schnee als auf der argentinischen, und wäre die Wassermenge gleichförmig über das ganze Gebiet verteilt, so würde sie den ausgedehntesten Bedürfnissen des Ackerbaues Genüge leisten. Dem aber ist nicht so. Während die regenreichen, Viehzucht treibenden Waldlande des Südens unter übermäßiger Feuchtigkeit leiden, während die weizen- und weinbauenden mittleren Provinzen sich einer ähnlichen Bewässerung der Felder bedienen, wie sie in den ehemaligen „Vegas" des maurischen Spaniens üblich war, sind Regengüsse in den dürren, wasserarmen Bergwerksbezirken des Nordens schon beinahe ebenso selten wie in Peru. Welches andre Land aber wäre von Mutter Natur so gütig bedacht, daß eigentlich, wie dies in Chile der Fall ist, kein einziger Teil sich beschweren kann, daß, wo

der kahle Boden kein Gestrüpp, geschweige denn Nährpflanzen trägt, die Schätze des Erdinnern dafür eintreten?

Und diesen günstigen natürlichen Bedingungen entspricht auch die materielle Entwickelung des Landes. Die große Nähe der Kordilleren, d. h. die Schmalheit des Landes, schließt die Existenz schiffbarer Flüsse aus, so daß man für den Verkehr einzig und allein auf eine langgestreckte, mit guten Häfen ausgestattete Küste, sowie auf Straßen und Eisenbahnen angewiesen ist. Das gesamte Schienennetz umfaßt zur Zeit 951 km Staatsbahnen und 738 km Privatbahnen. Von der Küste aus führen zahlreiche kleine Bähnchen landeinwärts, dann aber gibt es auch zwischen Anden und Küstengebirge ein paar dem Meere parallellaufende Linien.

Die Gehänge der Anden und teilweise auch des Küstengebirges sind mit Ausnahme der Thäler für den Ackerbau nicht zu verwerten, dagegen stellt das bergig-hügelige Land zwischen Anden und Küstengebirge die eigentliche Kulturfläche dar, die, wie ich nach fremder Aussage und eigner Beobachtung behaupten kann, weit intensiver bebaut wird als Kalabrien oder Sizilien. Ganz Argentinien bezieht, von der Viehzucht abgesehen, seine Lebensmittel von den paar unter der Gesamtheit verschwindenden Ackerbau-Kolonien; man kennt dort bloß „Estancias" oder Viehgüter; dem gegenüber hört man in Chile bloß von „Haciendas" oder Ackerbaugütern reden, Estancias sind dort sehr selten. Nun ist seiner Zeit das damals beinahe wertlose Land in großen Komplexen an die armen und habgierigen Eroberer verteilt worden, die eigenartigen Verhältnisse des Ackerbaues und die aristokratisch-konservative Form der Verwaltung haben eine Zersplitterung des Grundbesitzes verhindert, und noch heute gibt es einige Güter von 2—300000 Morgen. Am meisten ist die Parzellierung im Thale des Aconcaguaflusses vorangeschritten, welches ich von den Anden heruntersteigend seiner ganzen Längenausdehnung nach durchritt, anderwärts aber lassen sich die Güter der Bewässerung wegen nicht leich-

zerlegen, es sei denn, daß man sehr lange und winzig schmale Streifen daraus machte. Wir finden demnach in Chile ähnliche Besitzverhältnisse wie in England, und das würde, wenn auch der Kleinbesitz in mancher Hinsicht vorzuziehen sein mag, doch des weiteren nicht schlimm sein, wenn nur ein vernünftiges Pachtsystem bestände. Meist aber werden die Güter, während deren Besitzer ihr Geld in Santiago oder dem reizenden Badeorte Cauquenes verzehren, von ungebildeten Mayordomos bewirtschaftet.

Der Ackerbau ist nach dem, was ich davon gesehen, gänzlich von unsren heimischen Gepflogenheiten verschieden und erinnert schon mehr an Portugal. Trotzdem es durchaus nicht an Vieh mangelt, entschlägt man sich doch der lästigen Stallfütterung und führt als Grund dafür an, daß die von Zeit zu Zeit alles Ackerland überschwemmenden und sehr viel Erde mit sich führenden Bergwasser die Düngung besorgten. Weizen ist das hauptsächlichste Erzeugnis des Ackerbaues; in zweiter Linie kommt Wein, und es spricht sehr für die Energie der Chilenen, daß, so viele Weingegenden es auch in Südamerika geben mag, doch bloß chilenischer Wein ebenbürtig mit den besseren und besten europäischen Erzeugnissen sich messen kann. Die Weingärtner der argentinischen Provinzen Tucuman und Mendoza liefern bloß ein schweres, erdiges Produkt, das nicht jedermann bekommt, eine gewisse Sorte Rotwein aber, die, in der Nähe von Santiago wachsend, mit schöner Aufschrift und aller Routine in den Handel gebracht wird, gibt dem besten Bordeaux nichts nach. Etwas Aehnliches haben die Deutschen von Valdivia mit ihrem Bier versucht, aber wenn auch Valdivia-Bier, namentlich dasjenige aus der Brauerei der Gebrüder Anwandter, das beste im Lande gebraute Bier von ganz Südamerika ist, so merkt man doch einen wesentlichen Unterschied, sobald man zum Vergleich einmal deutsches Exportbier trinkt. Die Gerste, deren sich die Brauereien von Valdivia bedienen, wird im Lande selbst gezogen, auch mit dem Hopfen hat man Versuche gemacht, ist jedoch wieder davon zurückgekommen und bezieht den Hopfen nach wie vor aus

Europa. Uebrigens ist auch die chilenische Gerste im Gegensatz zum chilenischen Weizen nicht ausfuhrfähig, wenigstens konnte sie in Argentinien nicht mit deutscher Gerste konkurrieren.

Ebenso eigenartig wie das Land ist das Volk. Almagro, den Waffengefährten Pizarros, dünkte, als die Araukaner ihm eine schwere Niederlage beigebracht hatten, dieses Land, das keinerlei peruanische Schätze zu enthalten schien, der Eroberung nicht wert zu sein. Arme, adelsstolze Abenteurer baskischer, katalonischer und galizischer Abstammung, unter denen Pedro de Valdivia sich den größten Namen gemacht, unterwarfen das Land, nahmen sich in Ermangelung von europäischen Frauen hübsche Indianerinnen vom kräftigen Stamme der Araukaner zu Geliebten und hinterließen ihren mischblütigen Nachkommen, da die heutigen Bergwerke im Norden noch nicht bekannt waren, die bittere und schwer empfundene Aufgabe, den Boden zu bewirtschaften. Es gibt selbst unter dem Volke des heutigen Chile kaum eine einzige Familie, in deren Adern nicht Indianerblut flösse; die Mischung aber ist so glücklich, so vollständig und im ganzen Umkreise der heutigen Republik so gleichmäßig vor sich gegangen, daß wir einen durchaus gleichartigen und nebenbei auch recht eigenartigen Typus vor uns haben, dessen Charakterzüge ganz und gar an die ruhigen, gesetzten, ausdauernden und habgierigen Vorväter aus Galizien erinnern, während in Argentinien sowohl wie in Peru die leichtfertigere andalusische Sinnesart vorwaltet. Manche Eigenschaften, wie z. B. Habgier und Grausamkeit, haben ja auch die alten Konquistadoren mit den wilden Indianerstämmen gemeinsam gehabt, so daß es sich schwer feststellen lassen dürfte, von welcher Seite dieselben den Urenkeln übermittelt wurden. Wenn nun seit Almagros Zeiten das Verhältnis zwischen Peru und Chile sich umgedreht hat, wenn das heutige Chile reich, das heutige Peru arm genannt werden kann, so muß man den Grund dafür vorwiegend in dem energischen Charakter des chilenischen Volkes suchen.

In Chile herrscht eine größere Arbeitsamkeit als in Argentinien, ein starker Drang nach Geldverdienst und eine größere Bereitwilligkeit, auch gegen billigeren Entgelt Arbeiten zu verrichten, womit freilich nicht gesagt werden soll, daß nicht auch die Chilenen herausschlügen, was sie eben herausschlagen können. Der Chilene aus dem niederen Volke der Ackerbau treibenden Provinzen ist vierschrötig gebaut, mutig, schlau und in seinem Benehmen etwas plump, gleich dem spanischen „Gallego". Seine Sitten sind bäuerlich, seine Liebhabereien etwas rauh gleich denen jener Soldateska, die den Grundstock zur heutigen chilenischen Nation abgegeben hat. Sitzt er zu Pferde, so stecken die Füße in langen, runden hölzernen Steigbügeln von einem Fuß Durchmesser, die genau die Form eines kleinen Bierfäßchens haben und mit hübschen Schnitzereien geziert sind. Tanzt er mit seiner Geliebten — und auch in bezug auf das ewig Weibliche folgt er den Sitten seiner Väter — die „Samacueca", so klirren tellergroße, mit Ketten befestigte Chilen-Sporen an den grobbestiefelten Füßen. Der Poncho aus europäischem Tuche, wie man ihn an der Küste des Atlantischen Ozeans gar nicht anders kennt, hat seinen Beifall niemals gewinnen können, er folgt noch der alten indianischen Sitte, der zufolge das wichtige Kleidungsstück aus Vicuña- oder Guanacohaar gewoben wurde. Ist er wohlhabend, so legt er bis zu 60 Bolivianos für einen unverschleißlichen, sich vom Vater auf den Sohn vererbenden Vicuña-Poncho an; geht es ihm weniger gut, so finden sich doch immer noch 25 Bolivianos für einen Guanaco-Poncho; bloß die Aermsten nehmen mit dem gewöhnlichen aus Europa bezogenen Tuch-Poncho fürlieb. Die Aussprache dieser niedriggeborenen Chilenen macht demjenigen, der von Argentinien kommt, nicht wenig zu schaffen. Mir schien es, als ob unter all den kleinen Variationen des Spanischen, wie man sie in Südamerika zu hören bekommt, das Chilenische sich namentlich durch ein yankeeartiges Verschlucken der Worte am weitesten vom reinen Spanisch entfernt habe. Unter den Frauen der niederen Klassen

findet man neben den reizendsten jugendlichen Gesichtchen bisweilen die reinsten Indianertypen, von Negerblut habe ich dagegen in Chile niemals die leiseste Spur bemerkt. Die Chilenen der südlichen und mittleren Provinzen gelten im allgemeinen als ein zuverlässiges, vertrauenswürdiges Volk, dagegen läßt sich das gleiche durchaus nicht von den Bergleuten des Nordens behaupten. Eine unangenehmere, zänkischere, neidischere Rasse ist mir niemals vorgekommen. Gegenüber dem sanfteren, unselbständigen Peruaner aus den niederen Volksschichten erscheinen alle Chilenen als rauh, selbstbewußt und trotzig.

Zwischen höheren und niederen Klassen besteht in Chile nicht jener tiefgreifende Gegensatz wie in Peru. Im Inka-Lande besteht das Volk aus unvermischten Indianern, die Beherrscher dagegen stellen noch heute eine verhältnismäßig wenig zahlreiche Bande spanischer Abenteurer dar. In Chile dagegen entstammen höhere sowohl wie niedere Klassen der gleichen Mischung von Spanier- und Indianerblut; bei den höheren Klassen mag das Indianerblut, namentlich seit sie sich so stark mit Engländern und Nordamerikanern vermischen, etwas weniger, bei den niederen etwas mehr hervortreten, sonst aber ist in physischer Hinsicht der Unterschied nicht groß. Auch geht durch höhere sowohl wie niedere Klassen die gleiche stramme Sinnesart, die den Chilenen die bekannte Bezeichnung als „die Preußen Südamerikas" eingetragen hat. Chilenische Beamte sind im großen und ganzen unbestechlich, Pflichterfüllung und musterhafte Ordnung sind allenthalben, namentlich im Staatsdienste die Regel. Der Chilene ist Patriot im Uebermaß, er hat, wenn auch mehr für materielle als für ideale Ziele, wie ein Stier gekämpft, von seiner Tapferkeit hat er die glänzendsten Proben gegeben, aber leider haben die glorreichen Siege des letzten Krieges auch einer weniger angenehmen Eigenschaft, der übertriebenen Nationaleitelkeit, neue Nahrung gebracht. Auch möge man den strammen Sinn der Chilenen nicht für gleichbedeutend halten mit Gediegenheit. Tiefe und Gründlichkeit sind überhaupt im spanischen Südamerika sehr

selten. Das ganze Spaniertum hat keinen einzigen Chemiker, Physiker, Astronomen oder Mathematiker von Bedeutung hervorgebracht, die starke Seite der Leute besteht in Rechtswissenschaft, Rhetorik und vielleicht auch Geschichte. Man findet mehr Litteratur als exakte Wissenschaft, mehr Prunk als Tiefe. Museen richtet man ein, damit die Sache dem Namen nach da ist, sonst aber kümmert man sich nicht viel darum. Noch kürzlich stellte ein Kandidat für die höchste Staatswürde es bei Erwähnung des Unterrichtswesens als höchstes Ziel hin, Feuilletonisten vom Schlage Bret Hartes zu erziehen. Diesem Mangel an Tiefe und Gründlichkeit entspricht auch die ganz Südamerika gemeinsame Vorliebe für französische Litteratur und namentlich französische Romane, obwohl sonst eigentlich französische Ideen dem chilenischen Wesen fremd sind.

Jene große, den Gründerjahren folgende Handelsstockung, welche zwischen 1875 und 1880 in der Form einer Epidemie über die Erde zog, hier früher, dort später auftretend, aber kaum die allerentferntesten und entlegensten Winkel des unbedeutendsten Landes verschont lassend, diese Handelsstockung ist auch an der Westküste Südamerikas gefühlt worden und hat einer mit großen Hoffnungen ins Werk gesetzten Ausstellung zu Santiago das empfindlichste Fiasko bereitet. Bis ganz kurz vor dem Ausbruche des chilenisch-peruanischen Krieges klagte man über flauen und schleppenden Geschäftsgang, seitdem aber hat sich der Handel stark gehoben; Chile versorgt jetzt einen großen Teil der bolivisch-peruanischen Küste mit Waren, die Zolleinkünfte, die in Chile, wie allerwärts in Amerika, die Hauptquelle der Staatseinnahmen bilden, haben sich außerordentlich vermehrt, die Preise, namentlich der Lebensmittel, sind gestiegen und die Kaufleute haben gar keinen Grund mehr zur Klage. In Valparaiso und Santiago merkte man diesen flotten Gang der Geschäfte an hunderterlei Kleinigkeiten; das Leben bekam dadurch beinahe einen ähnlichen Anstrich wie bei uns zur seligen Gründerzeit; ob aber dieses rege, beinahe fieberhafte Geschäftsleben etwas Natürliches und Bleibendes ist, dürfte eine

andre Frage sein. Wir finden hier wieder einmal die Thatsache bestätigt, daß ein frischer, froher Krieg nicht bloß Leben zerstört, sondern, wenn die Entscheidung rasch fällt, wenn nicht beide Teile in unentschiedenem Ringen ihre Kräfte verbrauchen, auch neues Leben entwickelt.

Der für Chile siegreiche Krieg hat, da er mit weiser Sparsamkeit geführt wurde, keinerlei unerträgliche Schuldenlast, ja, nicht einmal die geringste Zerrüttung des wohlgeordneten Finanzwesens mit sich gebracht. Chiles hauptsächlichste Ausfuhrartikel sind Weizen, Walnüsse, Wolle, Sohlleder, Kupfer, Silber, Salpeter, Seifenrinde (Quillai) und Wein. Nach der „Estadistica Comercial" für 1881 betrug einschließlich der Transitgüter der Wert der Ausfuhr £ 61 904 232 und der Wert der Einfuhr £ 46 973 931.

In bezug auf die Herkunft der Waren war im Jahre 1881 im Verhältnisse zu 1880 eine Mehreinfuhr zu verzeichnen für Großbritannien von 31 %, für Deutschland von 54 %, für Frankreich von 27 %, für Peru von 121 %, für Argentinien von 39 %, für die Vereinigten Staaten von 5 %; eine Mindereinfuhr dagegen für Spanien von 55 %, für Belgien von 37 % und für Paraguay von 89 %, während die Einfuhr aus allen andern Ländern, welche mit Chile in Handelsverkehr stehen, nur unbedeutenden Schwankungen unterworfen war. Bei der Einfuhr von Industrieerzeugnissen kommen hauptsächlich in Betracht: England, Deutschland und Frankreich. England nahm im Jahre 1881 mit £ 17 589 267 den ersten, Deutschland mit £ 7 385 870 den zweiten und Frankreich mit £ 5 588 916 den dritten Rang in den chilenischen Einfuhrlisten ein.

Der Schiffsverkehr im Hafen von Valparaiso bezifferte sich 1880 auf 1119 eingelaufene Schiffe mit 700 250 Register-Tons und 1096 ausgelaufene Schiffe mit 692 762 Register-Tons. Hinter den Engländern folgten gleich in erster Linie die Deutschen, dann kamen die Nordamerikaner. Als eingelaufen wurden 139 Schiffe mit 86 852 Register-Tons, als ausgelaufen 131 mit 82 538 Register-Tons

verzeichnet. Was im besonderen den Dampferverkehr an der Westküste Südamerikas anbelangt, so wird zwischen Callao und Panama aller und jeder Verkehr von den Dampfern der englischen Pacific Steam Navigation Company vermittelt, die ihr Monopol aufs unbescheidenste ausnutzt. Auf der Strecke zwischen Callao und Valparaiso konkurrieren auch schon andre Dampfer und von Valparaiso südwärts bis zur Magelhaensstraße finden wir einen regen und sehr mannigfaltigen Dampferverkehr, obwohl die Engländer auch hier noch immer den Löwenanteil für sich in Anspruch nehmen. Die Dampfer der hamburgischen Kosmos-Linie, die ihre Fahrten nordwärts bis Callao ausdehnen, haben starke Frachten, rentieren gut und werden wegen Reellität und Zuverlässigkeit sowohl in bezug auf Passagier- als auf Warenbeförderung allen übrigen Schiffen vorgezogen, aber sie sind, wenn auch besser eingerichtet, so doch kleiner als die englischen Schiffe und vermögen, da die letzteren viel häufiger fahren, doch nur einen kleinen Teil des Warenverkehrs zu bewältigen. Ein andres deutsches Unternehmen ist die sogenannte Valdivia-Linie, die für den Verkehr zwischen Valparaiso und Süd-Chile die Engländer gänzlich aus dem Sattel gehoben hat.

Wenn nun auch für Personen- und Warenverkehr die deutschen Dampfer allen andern vorzuziehen sind, so ist es doch anders mit der Briefbeförderung. Briefe von Berlin nach Valparaiso pflegen auf dem Wege über Panama 44—59 Tage, bei der Beförderung mit deutschen Dampfern durch die Magelhaensstraße 50—54 Tage und bei der Beförderung mit englischen Dampfern auf demselben Wege bloß 39—40 Tage unterwegs zu sein. Für das deutsche Publikum ist es demgemäß am zweckmäßigsten, nach Chile gerichtete Briefe auf dem Landwege nach Bordeaux und von dort mit englischen Dampfern zu befördern. Die moderne Entwickelung des Weltverkehrs hat es mit sich gebracht, daß nur noch an wenigen Punkten der Erdoberfläche — beispielsweise auf den entlegenen Inseln der Südsee — die Ankunft von Posten etwas Seltenes, Außergewöhnliches ist. In Valparaiso beispiels-

weise, das doch auch schon durch eine recht anständige Entfernung von der Alten Welt getrennt, vergeht nur selten ein Tag, ohne daß von der Magellansstraße, von Valdivia, von Callao oder Panama der eine oder der andre Postdampfer einliefe. Der durch die englischen Magelhaens-Dampfer vermittelte Briefverkehr von da nach Europa bewegt sich aber doch bloß in vierzehntägigen Intervallen und die großen Ereignisse der Ankunft, der Briefausgabe, des Schließens der Postpakete und der Abfahrt werden dem Publikum vom Postgebäude aus durch Flaggensignale bekannt gemacht.

Die Namen der deutschen Kaufmannsfirmen in Valparaiso sind: Gräßner u. Schneider (Einfuhr von englischen Waren); Gralfs u. Hengstenberg (Allg. Kommission, Farben, Droguen u. s. w.); Adam Greulich (Küsten-Geschäft, Kommission nach Peru, Ecuador u. s. w.); Teodoro Grote (Modewaren, Herrenartikel, lauter deutsche Waren); Arnolds u. Enet (Kommission im Großen, Landeserzeugnisse); Julio Bernstein (Zuckerfabrik, Einfuhr peruanischen Zuckers); G. v. Bischoffshausen (Kommission im Großen); Alberto von Borries (desgleichen); Burmeister u. Co. (Spielwaren); Calvary u. Co. (Kommission im Großen); Döll u. Co. (desgleichen, Bergwerksbesitzer); Dempwolff u. Co. (Einfuhr und Ausfuhr, Manufakturwaren); Fabian u. Co (Droguen im Großen); F. Flühmann (Knopfladen); Grote, Bultmann u. Co.; Hardt u. Vermehren (Tuchgeschäft, arbeitet hauptsächlich mit Lennep in der Rheinprovinz); Holtzapfel u. Co. (Allg. Einfuhr deutscher und französischer Waren, Salpeterausfuhr nach Hamburg); Hunziker, Gubler u. Co. (französische, deutsche und schweizerische Waren, hauptsächlich letztere); G. A. Hörmann u. Co. Nachfolger (Oele, Farben, Fette, Papier, Hopfen, allgemeine Einfuhr mit Ausschluß von Manufakturwaren); Huth u. Co. (englische, belgische und deutsche Artikel; Manufakturwaren, Kupfer, Salpeter, Weizen u. s. w.); M. Kämpfer (Tapeten, Goldleisten); Aug. Kiel (fertige Kleidungsstücke für Matrosen u. s. w.); Kinch, Probst u. Co. (halb deutsche, halb dä-

nische Firma; französische und deutsche Waren); Kirsinger u. Co. (Musikalien und Papier, Berliner Bronze-Artikel); Kögel u. Münchmeyer (Einfuhr von Hopfen, Agenten der „Compañia Industrial" von Valdivia); Möller u. Co. (bloß Einfuhr von deutschen, französischen und englischen Manufakturwaren); Neckelmann u. Co. (importieren alle Warenarten kommissionsweise); C. F. Niemeyer (Musik, Bronzen, Albums u. s. w.); C. Inghirami (Papier); Osthaus y Hijo (Schiffsversorgungs-Geschäft; Einfuhr aus England und Deutschland), Soltau u. Co. (Hamburger und Bremer Zigarren); T. Schilling u. Co. (desgleichen); Schröder u. Bardels (desgleichen); Alb. Schröder u. Co. (importieren alle Waren, exportieren Leder von Valdivia); Schwalb Hermanos (Optiker und Mechaniker); Stallmann u. Lützen (Proviantartikel, Konserven, Liköre, Bier); Schutte, Heineken u. Co. (Einfuhr und Ausfuhr im Großen, Manufakturwaren und andres); Sievers Hermanos y Compañia (Einfuhr von Manufakturwaren); Schuchard u. Co. (erstes Export- und Importhaus; verschiffen namentlich Salpeter nach Belgien); R. Tillmanns (Lampen, auch Elberfeld-Barmer Artikel); Vorwerk u. Co. (Großes Export- und Importhaus); Weber u. Co. (desgleichen); Zürcher u. Co. (deutsche, französische und schweizerische Waren, hauptsächlich letztere; halb deutsches, halb schweizerisches Haus). Von sonstigen deutschen Firmen in Chile möchte ich, ohne deren Zahl zu erschöpfen, noch folgende nennen: Anwandter Hermanos in Valdivia (größte und berühmteste Bierbrauerei des Landes, Gerbereien, Droguen, Apothekerwaren); Schröder u. Kießling (Agenten der Valdivia-Dampfer); Mauricio Gleißner u. Co. in Concepcion.

Die meisten dieser Firmen sind Kommissionshäuser und führen ohne strenge Arbeitsteilung alle möglichen Artikel. Chile ist vom deutschen Ausfuhrhandel von jeher mit besonderem und nicht unbelohnt gebliebenem Fleiße berücksichtigt worden. Es gab eine Zeit, da man das Land geradezu als Handelsdomäne von Liverpool und Hamburg hätte bezeichnen können. Und dergleichen Ueberlieferungen

wurzeln sehr fest. So besitzt beispielsweise das große englische Haus Rose Innes u. Co. beinahe ein Monopol für englische und sonstige Eisenwaren, ein Monopol, das bisher von andern Firmen noch nicht hat durchbrochen werden können, obwohl es bloß durch Routine und gute Kundschaft, aber keineswegs durch irgend welche gesetzliche Bestimmungen gestützt wird. Eine deutsche Bank gibt es in Chile leider ebensowenig wie in den übrigen Ländern von Südamerika, doch kultiviert die „Banco de Valparaiso", die einen deutschen Direktor hat, deutsche Beziehungen.

Gearbeitet wird auf den Kontors von Valparaiso ziemlich ebensoviel wie in Deutschland und an den Posttagen häufig noch mehr; die Anfangsgehälter der jungen Kaufleute pflegen sich, wenn sie eine Stelle finden, was aber nicht immer ganz leicht ist, auf etwa 1000 Dollar, nach unsrem Gelde 3000 Mark zu belaufen. Dem gegenüber ist auch das Leben, wenngleich nicht so teuer wie in Brasilien oder Peru, so doch teurer als bei uns. Für einen einfachen Mittagstisch mit Wein pflegen die jungen Leute 40 Dollar oder 120 Mark monatlich und für Wohnung 15 Dollar oder 45 Mark zu zahlen.

Von den Bewohnern Chiles mag etwa der dreißigste oder fünfunddreißigste Teil deutschen Ursprungs sein. Man berechnet die Gesamtziffer der Deutschen und Deutschenkinder auf 6000, von denen etwa 4000, meist hessischen Ursprungs, als Ackerbauer und Viehzüchter in den Südprovinzen Arauco, Valdivia und Llanquihue, 700 dagegen als Großkaufleute, Gewerbetreibende und Handwerker in Valparaiso leben.

In Valparaiso spielt das Deutschtum eine größere Rolle als irgendwo sonst an der Westküste Südamerikas. Wir finden dort einen deutschen Klub, einen deutschen Sängerbund, ein deutsches Hospital, eine im Jahre 1881 von 163 Kindern besuchte deutsche Schule, eine freiwillige Feuerwehr und nicht zu vergessen die von Herrn Trautmann vortrefflich redigierten „Deutschen Nachrichten", nebenbei bemerkt die einzige deutsche Zeitung an der Westküste. In wissenschaftlicher Hinsicht gilt, wir wir das so

vielfach unter fremden Nationen finden, ein Deutscher als der beste Kenner des Landes. Es ist das Dr. Philippi, Professor an der Universität zu Santiago und Direktor des dortigen Museums, ein Bruder jenes von den Indianern erschlagenen Majors Philippi, der hauptsächlich die Ansiedelung von Deutschen im Süden Chiles veranlaßt hat.

Diese südchilenischen Deutschen, die am dichtesten im Departement Osorno zusammengedrängt sind, deren Haupthandelsplatz jedoch Valdivia ist, bewohnen ein regenreiches, waldiges, etwas allzu feuchtes Berg- und Hügelland von zauberhafter Schönheit. Ihre hauptsächlichsten Boden- und Industrie-Erzeugnisse sind Weizen, Kartoffeln, Branntwein, Aepfel, Apfelwein, Holz, Bier und Sohlleder, wovon vieles durch die deutsche „Compañia Industrial de Valdivia" seinen Weg auf den Weltmarkt findet. Weizen, Kartoffeln, Branntwein u. s. w. finden in Valparaiso und im Norden Chiles lohnenden Absatz; das mit allem Zubehör von Kellern und Eisverbrauch gebraute Valdivia-Bier ist jedoch längs der ganzen Westküste beliebt und Valdivia-Sohlleder genießt auch in Europa eines wohlverdienten Rufes. Der Verkehr Südchiles mit der Außenwelt wird teils durch die eigne, nicht unbedeutende Reederei, teils durch die Dampfer der Hamburgischen Kosmos-Linie vermittelt, die in Valdivia anlegen, während die Schiffe der englischen Pacific Mail Steamship Company geradeswegs nach Valparaiso weiterfahren. Neuerdings ist auch seitens der Regierung die Verlängerung der von Santiago südwärts laufenden Eisenbahn, und zwar bis Valdivia beschlossen worden, so daß also die deutschen Ansiedelungen eine direkte Schienenverbindung mit der Hauptstadt und dem Haupthandelshafen Valparaiso erhalten werden.

Etwas zweifelhafter scheint die Durchführbarkeit jener seit Jahrzehnten gehegten Pläne zu sein, welche auf die Herstellung einer leicht passierbaren Straße zum Atlantischen Ozean abzielen. Seit Argentinien 1879 durch den Indianerkrieg des Generals Roca seine Indianergrenze

in südlicher Richtung bis zum Rio Negro vorgeschoben hat, glaubt man aus diesem Flusse bei geeigneter Regulierung eine Wasserstraße machen zu können, die Schiffe von geringem Tiefgange bis zum Ostfuße der Anden führen würde. Nun soll es aber im südlichen Teile der Anden verschiedene Einsenkungen — beispielsweise der Paß von Villa Rica — geben, die den Bau einer Straße wesentlich erleichtern würden. Als Hemmnis der Sache gilt bloß die trostlose Natur jener von den Argentinern eroberten Landstriche; bloß die schmalen, aber starken Ueberschwemmungen ausgesetzten Flußthäler des Rio Colorado und des Rio Negro enthalten fruchtbares Ackerland, nahezu alles übrige sind trostlose Kalkstein-Plateaux. Seit nun im Jahre 1881 der Patagonien betreffende Teilungsvertrag sowohl von Chile als von Argentinien gutgeheißen worden ist, wird Argentinien seine Militärposten voraussichtlich noch weiter südwärts vorschieben, und es wird dann endlich Klarheit in jene vielerörterte Frage kommen, ob eine in ausgedehnterem Umfange benutzbare Ueberland-Verbindung zwischen der Ost- und der Westküste Südamerikas überhaupt möglich ist.

Wie man mir allerseits versicherte, halten die Deutschen in Südchile treu an deutscher Sprache und deutschen Sitten fest. In den Straßen von Valdiva hört man allerwärts die Kinder deutsch plaudern, ja, sogar manche Araukaner sollen das Deutsche erlernt haben. Da nun die Deutschen zu den loyalsten Unterthanen gehören, da sie stets wie ein Mann für die Regierungskandidaten zum Parlament zu stimmen pflegen, (1882 wurde der Arzt Franz Fronk als der erste Deutsche, dem diese Ehre zu teil geworden, zum chilenischen Abgeordneten gewählt), da sich auch das chilenische Volk allzusehr seiner nationalen Absorptionskraft bewußt ist, so hat man einstweilen noch wenig dagegen einzuwenden, wenn die Deutschen entweder gar nicht Spanisch lernen oder aber es grauenhaft schlecht sprechen. Mit der Zeit aber werden Mißtrauen und einschränkende Maßregeln nicht ausbleiben. Sind auch die Deutschen unter allen in Chile lebenden Frem-

den nächst den Argentinern die zahlreichsten (des weiteren folgen nach der Kopfzahl Engländer, Franzosen, Italiener, Spanier, Nordamerikaner, Peruaner, Oesterreicher u. s. w.), so glaube ich doch kaum, daß das chilenische Deutschtum dem Ansturme von Jahrzehnten und Jahrhunderten trotzen wird.

Neuerdings geht die chilenische Regierung mit großartigen Kolonisationsplänen um. Schon im Budget für 1882 wurden vorläufig 260000 Dollar für die Förderung der europäischen Einwanderung ausgeworfen, seitdem aber soll man sich entschlossen haben, da dem Auswandern nach Chile bisher der hohe Passagepreis im Wege stand, geeigneten Auswanderungslustigen zwei Drittel desselben zu vergüten. Man denkt zunächst an eine Kolonisation des bisher halb unabhängigen Arauco-Landes und will zwei neue Provinzen, Cautin und Malleco, bilden. Ehe es aber dazu kommt, müßte doch wohl die Regierung für größere Sicherheit gegen die Raubeinfälle der Araukaner sorgen. Man berechnet die Zahl der noch heute in Südchile lebenden Indianer auf 50000. Diese kräftigen Stämme haben von je her ein starkes Unabhängigkeitsgefühl gezeigt, zeitweilig wurden sie von europäischen Abenteurern, wie beispielsweise dem Franzosen Tonnens aus Perigueux (er gab sich den Titel Aurelius Anton I.) geleitet; sie stehen durch die Kordillerenpässe mit den wilden Pampa-Indianern in Verbindung, von denen sie bei kriegerischen Unternehmungen Zuzüge erhalten, und zeitweilig bricht sich der Drang, da sie doch einmal untergehen zu müssen glauben, dann auch mit Ruhm unterzugehen, in blutigen Unternehmungen Bahn. Bei einem Aufstande im November 1881 sind wenigstens 500 Weiße ums Leben gekommen, und der deutsche Klub zu Valdivia sah sich veranlaßt, die Regierung um wirksame militärische Maßregeln anzuflehen.

Noch möchte ich erwähnen, daß auch das waldige Juan Fernandez, die angebliche Robinsons-Insel, einem Deutschen gehört und daß seiner Zeit von einer „Gesellschaft für nationale Auswanderung und Kolonisation“,

die ihren Sitz in Stuttgart hatte, der vergebliche Versuch gemacht worden ist, die deutsche Auswanderung in größerem Umfange nach Chile zu leiten. Die betreffende Gesellschaft hatte in der Provinz Valdivia 40 000 spanische Quadrat-Cuadras erworben.

Neuntes Kapitel.

Weihnachten in Lima.

(Die Dampferlinien längs der Westküste Südamerikas. — Robben, Seelöwen und Walfische. — Das von Chile annektierte Salpeter-Land. — Callao, der Piraeus von Lima. — Ein Vergleich zwischen den Großstädten Südamerikas. — Die siegreichen Chilenen in der peruanischen Hauptstadt. — Cholos, Chinesen, Neger und Kreolen. — „Fräulein Unbefleckte Empfängnis." — Ein Land ohne Regen. — Die kühnsten Eisenbahnbauten der Erde. — Deutscher Handel in Peru.)

Der Schiffahrtsverkehr an der Westküste Südamerikas ruht von Valparaiso nordwärts fast ausschließlich in den Händen der englischen „Pacific Mail Steamship Company", die namentlich dort, wo sie, wie beispielsweise auf der Strecke von Callao nach Panama, jede Wettbewerbung unterdrückt hat, ihr Monopol zum großen Schaden des Handels und zur großen Belästigung der Passagiere aufs rücksichtsloseste ausbeutet. Die chilenische „Compañia Sudamericana de Vapores" ist von den Engländern solange durch Unterbieten und niedrigste Preise bekämpft worden, bis beide Gesellschaften sich schließlich vereinigten; den Engländern liegt die Gesamtverwaltung ob, wofür sie von der Compañia Sudamericana 5 Prozent der Einnahmen erhalten. Die deutschen Kosmos-Dampfer dehnen zwar ihre Fahrten ebenfalls bis Callao aus und geben eine ausgezeichnete Rente, aber so allgemein sie auch gelobt werden, so sehr viel besser und billiger sie auch sein mögen, so vermögen sie doch schon deshalb nicht vollgültig

zu konkurrieren, weil sie bloß einmal in drei Wochen, die vereinigten Engländer und Chilenen aber zweimal wöchentlich fahren. Neuerdings scheinen jedoch die Franzosen den Engländern ihr Monopol streitig machen zu wollen und es wäre gewiß sehr zu wünschen, wenn dasselbe noch vor Eröffnung des Panama-Kanals (die ohnehin jener Alleinherrschaft der Engländer ein Ziel setzen muß) auf die eine oder die andre Weise durchbrochen würde. Zur Zeit des erbittertsten Kampfes zwischen Engländern und Chilenen zahlte man für die zehntägige Küstenfahrt von Valparaiso nach Callao 15 Pesos, gegenwärtig zahlt man in der Kajütte (und außer den Kajüttepassagieren gibt es bloß Deckpassagiere) 103 1/2 Pesos, also beim zeitweiligen Kurse des chilenischen Papiergeldes etwa 310 1/2 Mark. In diesen Preis ist die Beköstigung eingeschlossen, die Getränke aber hat der Reisende im Gegensatze zur Ostküste Südamerikas besonders zu bezahlen.

Nachdem ich auf dem äußerst stattlichen Verwaltungsgebäude mein Billet gelöst hatte, begab ich mich vorschriftsmäßig um 4 Uhr nachmittags an Bord, aber erst um halb 10 Uhr abends wurden die Anker gelichtet, und da die Dampfer-Verwaltung an den Abfahrts- und Ankunftstagen die Mahlzeiten zu sparen pflegt, da man außer den regelrechten Mahlzeiten selbst für Geld und gute Worte nichts zu essen bekommt, so sahen wir mit hungrigem Magen die glänzende Lichterreihe von Valparaiso entschwinden.

Unser Kapitän, ein Deutscher, gehörte zu jener Klasse von Seeleuten, deren bloßer Anblick schon vertrauenerweckend wirkt. Offiziere, Stewards und Kommandos waren englisch, Matrosen und Kellner Chilenen. Auffällig war es mir, bei all diesen Dampfern so selten chilenische Offiziere zu finden, da sich doch die chilenische Kriegsmarine mit Recht eines guten Rufes erfreut. Es hieß aber, die Zahl der gut geschulten und wissenschaftlich gebildeten chilenischen Seeleute sei einstweilen noch gering, sie beschränke sich fast ausschließlich auf die

Kriegsmarine, und mit den nicht wissenschaftlich gebildeten Seeleuten habe man schlechte Erfahrungen gemacht. So kommt es, daß die Engländer wohl das überwiegende Kontingent an Offizieren stellen, doch sind auch bei den chilenischen Dampfern drei, bei den englischen zwei deutsche Kapitäne angestellt, ungerechnet die Offiziere niederer Grade.

Fracht und Passagiere waren beide gleich eigenartig; die erstere bestand hauptsächlich aus Hühnern und Ochsen, die letzteren waren größtenteils „Cochabambinos", hellbraune oder weizengelbe bolivische Indianer, die bloß wenige Worte Spanisch verstanden. Barfuß, mit kleinen zierlichen Füßen, mit breiten Gesichtern und langem struppigem Haar, bekleidet mit weiten Hosen und grobem, rot- und gelbgestreiftem Poncho, hockten sie demütig in irgend einer Ecke, während die nicht minder zahlreichen mischblütigen chilenischen Bergleute ein viel unangenehmeres, frecheres und zerstörungslustigeres Gesindel darstellten.

Bei ruhigster See und mit guten englischen Kohlen (die chilenischen sind billiger aber auch weniger gut) legten wir an die 9 ½ Knoten stündlich zurück. Die Schiffahrt ist längs dieser Küste, wo es keine verborgenen Felsen gibt, nicht sonderlich schwer; da aber meist Südwind weht, so pflegen Segelschiffe, die von Norden herkommen, zuerst etwa 16 Längengrade westwärts zu steuern und dann erst den Kurs nach Süden zu richten. Die klimatischen Verhältnisse eines großen Teiles dieser Westküste von Südamerika werden durch jenen antarktischen Meeresstrom beeinflußt, der an der Küste vorbeifließend die Temperatur herabdrückt und in Peru und dem nördlichen Chile als Ursache des Regenmangels angesehen wird. Das südliche Chile ist bis eine kleine Strecke nördlich von Valdivia ein herrliches Waldland, auch gewahrt man noch bei Valparaiso und Santiago die herrlichsten Weizenfelder, alsdann aber beginnt jene langgestreckte regenlose und waldleere Küste, deren dürre Eintönigkeit erst bei Guayaquil, wo jener antarktische Meeres-

strom westwärts abspringt, der üppigsten Tropenvegetation Platz macht. Diese ganze nordchilenische und peruanische Küste muß zu einem großen Teile von auswärts mit Lebensmitteln und selbst mit Wasser versorgt werden. Uns, die wir in geringer Entfernung vom Lande dahindampften, bot sich bei überreicher Lichtfülle und lebhaften Dämmerungsfarben fast allenthalben das gleiche Bild. Graubraune, teilweise auch mit andern grelleren Farben durchsetzte Gebirge von 1000—2000 Fuß Höhe fallen steilschräg aber niemals senkrecht zum Meere ab und lassen nur an vereinzelten Stellen Raum für die Ortschaften, hinter denen in der Entfernung weniger Hundert Schritte oder höchstens weniger Kilometer das Gebirge ebenso massig wie anderwärts direkt vom Meere emporsteigt. Ausgedehnte weiße Stellen an den Bergen wurden mir als frische Guano-Ablagerungen der fleißigen Meeresvögel gedeutet. Die Grenze zwischen Gebirge und Himmel stellt sich zuweilen als zackige, zuweilen auch als gerade fortlaufende Linie dar; alles in allem sind diese Berg-Silhouetten nicht unschön, aber in Ermangelung von Baum, Strauch oder auch nur dem geringsten Anzeichen von Pflanzenleben allzu eintönig, als daß sie für längere Zeit die Blicke des Vorüberfahrenden zu fesseln vermöchten.

Wir machten Halt bei den felsigen Orten Coquimbo, Peña Blanca, Huasco und ankerten zwei Tage lang vor dem Bergwerksorte Caldera, von wo durch die Atacamawüste eine Eisenbahn nach Copiapó führt. Caldera besitzt zahlreiche Kupferschmelzen und zeichnet sich durch seine außerordentliche, für Südamerika doppelt auffallende Sauberkeit aus. An einem mit hübschen Gartenanlagen geschmückten Platze sah ich eine Anzahl einstöckiger, aber sauber angestrichener Gebäude, welche die Aufschrift Gobernacion departemental, Municipalidad, Tesoreria, Juzgado de primera Instancia und Escribania pública trugen. Dazu eine Kirche, ein Wirtshaus u. s. w.; man hat also alles dicht beieinander. Die Wohnhäuser bestehen hier, wie mannigfach im Innern der Vereinigten

Staaten, aus schuppenartig übereinandergelegten Brettern. Aber auch bei den öffentlichen Gebäuden überwiegt die Holzarchitektur, d. h. man hat sich, um ihnen ein stattlicheres Ansehen zu geben, damit begnügt, die Holzwände an den Ecken, an Thüren- und Fensterrahmen mit Steinquadern zu verblenden und dadurch auch die Festigkeit des Ganzen zu vermehren.

Der teils sandige, teils felsige und von den Wellen zerfressene Strand von Caldera wimmelte von Quallen, die rosarot, hellgrün, milchigweiß oder vielfarbig gestreift bis zu mehreren Metern lang zu Dutzenden und Hunderten dort herumschwammen. Diese Quallen hinderten nicht, daß wir Passagiere uns nach Herzenslust im Meere herumtummelten; gewarnt aber wurden wir doch, ihnen nicht allzu nahe zu kommen, denn die Berührung soll einen empfindlichen Schmerz hervorrufen und selbst Anschwellungen mit sich bringen. Mag man nun auch Quallen, Polypen und Seesterne anderwärts in gleicher Anzahl und Größe wiederfinden, so habe ich doch sonst niemals gesehen oder auch nur erzählen hören, daß an einem belebten, industriereichen Seeplatze die größten Meeresbewohner gleich ungeniert in der Nähe des Strandes und um die Schiffe herum gespielt hätten. Selten hat mich etwas so sehr in Erstaunen gesetzt, als der Anblick von Hunderten und aber Hunderten riesiger Köpfe und ochsengroßer Leiber, die sich schnaubend und pustend bald hier, bald dort an der Oberfläche zeigten. Daß diese gewaltigen, bis zu 20 Fuß langen Tiere, deren Gewicht in den meisten Fällen dasjenige eines gemästeten Ochsen übertroffen hätte, Robben und Seelöwen seien, wollte ich anfänglich gar nicht glauben, bis der Augenschein in nächster und allernächster Nähe die Angabe bestätigte. Die Tiere zeigten sich alles andre eher denn schüchtern; in großen Zügen von 30 bis 40 Stücken schwammen sie mit lautem Plätschern einher und hielten sich mit Vorliebe, vielleicht des Küchenabfalles wegen, in der Nähe der Schiffe auf. Der Pelz dieser unter geringen Breiten lebenden Tiere, so sagte man mir, sei nichts wert, wäh-

rend die Pelze von der Magelhaensstraße sehr hoch geschätzt würden, und die Tiere um des bißchen Fettes willen zu töten, dazu seien die Bewohner dieser Küste zu träge. Auch sei es nicht eben leicht, ihrer habhaft zu werden, denn wenn man sie nicht genau in den Kopf schieße, so tauchten sie unter und würden nicht mehr gesehen. Nachts schlafen die Tiere auf den schwer zugänglichen Felsen und Klippen der Küste, die stellenweise wie mit Seehunden übersät sein sollen.

Da der gezwungene Aufenthalt in Caldera so sehr lange dauerte, so stellte der Kapitän uns Kajütenpassagieren eines der Schiffsboote zur Verfügung, und einige junge Leute, denen ich mich anschloß, gaben sich die größte Mühe, mit ihren Revolvern eines der Seeungeheuer zu erlegen. Auf kurzem Umkreise mochten sich etwa ein Dutzend Seehundsgesellschaften von je 30 bis 40 Stücken herumtummeln; sie schienen zu spielen, während sie in Wahrheit wohl dem Fischfange oblagen. Ruderten wir auf sie zu, so ließen sie uns ohne Anzeichen der Furcht bis auf etwa zehn Schritte herankommen. Dann aber hob sich außer dem Kopfe auch ein Teil des schweren Körpers über Wasser. Es folgte bei lautem Aufplatschen des Wassers eine Art Kopfsprung, für kurze Zeit fuchtelten noch die abenteuerlich geformten Schwänze in der Luft herum, dann wurde es stille. Nach einiger Zeit aber sah man an irgend einer Stelle — meist 100 bis 150 Schritte abseits —, wie sich zahllose Fische von Heringsgröße, gleichsam von einem unterseeischen Feinde gejagt, über die Wasserfläche emporschnellten. Gleichzeitig vernahm man auch wohl ein dumpfes Schnauben oder Brüllen und bald darauf pflegten sich einer nach dem andern die großen schnurrbärtigen Köpfe der Seehunde wieder über dem Wasser zu zeigen. Eigentümlich ist die starke, den Geruchsorganen auffallende Ausdünstung dieser Tiere, eigentümlich auch die Thatsache, daß sich bei jeder der oben erwähnten Gesellschaften oder Gruppen unter einer Mehrzahl von schwarzen Seehunden jedesmal einige gelbbraune, mähnengeschmückte Seelöwen befanden. Zu-

weilen gelang es uns, eine solche Gesellschaft zu zerstreuen, und dann dauerte es lange, bis die einzelnen Mitglieder, die häufig dicht unter unsrem Boote wegschwammen, sich wieder zusammengefunden hatten. Die Revolverschüsse meiner Begleiter richteten nur wenig Schaden an; bloß ein Tier — es schien eine Kugel auf den Kopf bekommen zu haben — war augenscheinlich verwundet und schwamm abseits von den andern.

Die Bai von Chañaral, in der wir zunächst wieder anlegten, wird von hohen, majestätischen Bergen eingeschlossen, deren Farben ebenso bunt sind wie diejenigen der großen Anden-Kordillere. Taltal war der erste Salpeterhafen, den wir berührten, des weiteren bewunderten wir die Wasserwerke und jene großartigen Salpeterfabriken von Antofagasta, wegen deren der chilenisch-peruanische Krieg entstanden ist, und ankerten am nächsten Morgen vor Iquique, nächst Valparaiso und Callao, dem bedeutendsten Handelsplatze an dieser ganzen chilenisch-bolivisch-peruanischen Küste. Iquique verdankt seine Bedeutung einzig und allein dem Salpeter und erinnert mit seinen einstöckigen, höchstens zweistöckigen Holzhäusern, seinen Holztrottoirs und der ganzen provisorischen Anlage an manche schnell aufgeblühten Städte der Vereinigten Staaten, beispielsweise an Chicago, so wie es vor dem Brande war. Der ganze Ort ist aus oregonschem Fichtenholze gebaut, aber nicht aus schuppenartig übereinandergelegten Brettern, sondern solider, aus tüchtigen Balken. Immerhin bleibt die Feuersgefahr groß genug, und jede Nationalität, auch die deutsche, verfügt über ihre eigne Spritzenkompagnie. Als Handelsplatz soll Iquique gegenwärtig an Bedeutung mit Callao wetteifern, die Kaufleute sind der neuen chilenischen Herrschaft, die mehr Sicherheit als die peruanische verheißt, gar nicht abgeneigt, und im Hafen oder vielmehr auf der Reede ankerte eine ganze Flotte von englischen, nordamerikanischen, französischen, deutschen, dänischen und schwedischen Segelschiffen. Dabei spielt in Iquique das deutsche Element eine nicht unwesentliche Rolle. Gibt es auch unter den

7000 (vor dem Kriege annähernd 12 000) Einwohnern der Stadt bloß 70 bis 80 Deutsche, so sind doch die drei größten Firmen, nämlich J. Gildemeister, Fölsch und Martin und Otto Hermann, deutsch, und im Jahre 1880 liefen nicht weniger als 36 deutsche Segelschiffe den Hafen an. Dabei aber muß der Ort trotz seiner schönen Läden und trotz des schönen Denkmals, welches man Arturo Prat, dem Kapitän der Esmeralda, errichtet hat, als Aufenthalt nicht besonders angenehm sein, sonst müßten nicht alle Arbeiten mit solch übertrieben hohen Löhnen bezahlt werden. Die Arbeiter, welche das Aus- und Einladen des Salpeters besorgen, erhalten als Taglohn bis zu drei chilenischen Pesos und die jungen Kaufleute der Geschäftshäuser werden bei freier Station mit etwa 100 Pesos monatlich besoldet. Alle Lebensmittel kommen von auswärts und das Trinkwasser muß von Arica herübergeschafft werden; zieht man alles dies in Betracht, so ist der Tagespreis von drei Pesos, den man in den allerdings sehr mäßig ausgestatteten Gasthöfen bezahlt, gewiß nicht zu hoch bemessen.

Der Salpeter, um dessen willen der alte, durch starke Verdunstung ausgetrocknete Meeresboden der Atacamawüste einen früher nicht geahnten Wert erhält, lagert nirgendwo dicht an der Küste, sondern eine kleine Strecke landeinwärts in marmorharten Schichten (den sogenannten Caliches) etwa 1—2 Fuß tief unter der Oberfläche. Man sprengt ihn los, reinigt ihn in den Salpeterfabriken durch ein ziemlich umständliches Verfahren von den erdigen Beimischungen und versendet ihn in Säcken. Den rohen Chile-Salpeter (Natron-Salpeter) verwandelt man in Europa, wenn er zur Pulverfabrikation verwendet werden soll, in Kali-Salpeter, der überwiegende Teil alles Chile-Salpeters wird jedoch als Düngungsmittel für den Anbau von Zuckerrüben in Anspruch genommen. Auch Deutschland bezieht große Mengen von Chile-Salpeter und wird voraussichtlich damit fortfahren, bis einmal das große Problem, den Stickstoff der Luft zu binden und für den Ackerbau nutzbar zu machen, gelöst sein wird.

In Mejillones nahmen wir die ersten Weintrauben an Bord, die ich auf südamerikanischem Boden zu sehen bekam. Vor Pisagua, dem nördlichsten wasserarmen Salpeterhafen, ankerten ein Dutzend Schiffe aller Flaggen und wir bewunderten jene Eisenbahn, die über einen steilen, graubraunen Gebirgszug von etwa 1000 Fuß Höhe ins Innere führt. Auf dieser Straße flohen auch seiner Zeit die Peruaner, als von 22 chilenischen Transportschiffen die erste, 9000 Mann zählende Kolonne der zum Marsche gegen Lima bestimmten Truppen ausgeschifft wurde. Vor der Landung bei Arica fuhren wir dicht an dem „Morro" vorüber, einem massigen, abgestumpften Felskegel, dessen eine Seite vom Meere bespült wird. Darauf lenkten wir in die offene See hinaus, und wenn es auch bis Callao keinen Anlegeplatz mehr gab, so entschädigte uns doch dafür der Anblick jener Dutzende von Walfischen, die, südwärts ziehend, ab und zu rings um unser Schiff herum ihre Wasserstrahlen emporbliesen. Waren wir durch einen Zug oder eine Kette hindurchgefahren, so dauerte es einige Stunden, bis wir mit einer nachfolgenden zusammentrafen. Zeitweilig war auch das Meer blutrot von mikroskopisch kleinen Quallen, und zu andern Zeiten milchweiß oder hellgrün von Fischen, deren wolkenartige Ansammlungen bei der Annäherung unsres Schiffes gleich Tausenden von kleinen und kleinsten Raketen auseinanderstoben.

Dort, wo an der peruanischen Festlandsküste Callao — der Piräus von Lima und heutigestags eine Stadt von 33000 Einwohnern — liegt, wird durch die vorgelagerte Insel S. Lorenzo ein Kanal gebildet, dessen nördliche Einfahrt Tag und Nacht, dessen südliche bloß am Tage benutzbar ist. Herrliche Hafenwerke empfangen uns, schönere Molen und Piers als sie irgend eine andre südamerikanische Seestadt besitzt. Ein ganzes Netz von steinernen Molen oder hölzernen Piers, die von eisernen Ständern getragen werden und auf denen Schienen liegen, erstreckt sich in die Bai hinaus. Diese Anlagen, die in ihrer Gesamtheit 32 Millionen Mark gekostet haben sollen, sind seit dem Kriege

sehr vernachlässigt worden, aber es ist weniger davon zerstört als man erwarten sollte. Bei meiner Anwesenheit war man gerade damit beschäftigt, eine Anzahl während des Krieges versenkter Transporschiffe zu heben und auszupumpen, wie dies bereits vorher mit dem „Rimac" geschehen war. Und die Zahl dieser Schiffe mußte, nach den über das Wasser hinausragenden Masten zu urteilen, nicht ganz gering sein. Wie es heißt, ist gegenwärtig und im Vergleich zu früheren Zeiten der Schiffahrtsverkehr im Hafen von Callao sehr gering, er soll zeitweilig von demjenigen Iquiques übertroffen werden. An Leben aber fehlte es darum doch nicht. An den Molen und Piers wimmelte es förmlich von Booten oder kleineren Schiffen und weiter draußen ankerten doch mindestens drei bis vier Dutzend der größten Postdampfer und Kriegsschiffe.

Als Ankerplatz soll die Bai nicht übel sein, sie soll gegen Südwinde — und Nordwinde gibt es hier nicht — gut geschützt sein und abwärts bis weit über Valparaiso hinaus den besten Hafen darstellen, so daß also Pizarro sich bei der Wahl dieses Platzes denn doch nicht bloß als unwissenden Räuber bewiesen hat.

Sehr schön ist auch die Szenerie, wenngleich sie mit derjenigen von Rio de Janeiro nicht verglichen werden kann. Wenden wir uns nach dem Lande hin, so haben wir zur Rechten die hohen Bergmassen der Insel S. Lorenzo, zur Linken eine Anzahl kleinerer Eilande und gradaus im Hintergrunde die vielgestaltigen steinigten Ausläufer der Anden, welche hier bis auf weniger denn 15 km ans Meer herantreten. Der Boden steigt ganz sachte bis zu ihrem Fuße und bei klarem Wetter hält es nicht schwer, die einzelnen Kirchtürme der etwa 13 km entfernten Hauptstadt zu erkennen.

Von den großen Postdampfern aus dauert es etwa 10 Minuten bis man in einem kleinen Boote an Land gelangt, und die Sache kostet 30 „Centavos de Plata". Die Bootsleute sind durchweg Neger unvermischter Rasse oder Mischlinge zwischen Schwarzen und Weißen, ihre

Umgangsformen sind angenehmer, offener, ehrlicher, gutmütiger, als man es sonst bei den niederen Klassen im spanischen Südamerika findet, und wenn man sich auch mit ihnen vorab ganz genau über den Preis verständigen muß, so wird doch der Fremde mit ihnen weit leichter als mit den Mischlingen zwischen habgierigen Spaniern und indolenten Indianern zurechtkommen.

Callao ist seinem Aussehen nach weit älter, weit schmutziger, weit eigen- und fremdartiger als Montevideo, Buenos Ayres und Valparaiso, es kann in all den angeführten Punkten mit jenen brasilischen Häfen — Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro — verglichen werden, deren Abstand vom Aequator so ziemlich der gleiche ist. Montevideo, Buenos Ayres und Valparaiso sind Hafenstädte mitteleuropäischen Stils, Callao aber hat etwas spezifisch „Südliches", wie wir daheim zu sagen pflegen. Die „Aduana" (das Zollhaus) ist, wie das für südamerikanische Verhältnisse als selbstverständlich betrachtet werden kann, das hervorragendste Gebäude und ein ganz eigenartiges dazu. Was der betreffende Baumeister mit seinem Plane gewollt haben mag, wird wohl niemals festgestellt werden können; ich glaube, er hat an maurische Architektur gedacht. Während meines Aufenthaltes in Callao diente das riesige Gebäude den Chilenen nicht bloß zu seiner ursprünglichen Bestimmung, sondern auch als Kaserne, wie sich denn ihr Militär auf Schritt und Tritt bemerkbar machte. Als ich vom Herumspazieren müde in eine Wirtschaft trat, um ein Butterbrot zu verspeisen, stürzten bald nachher eine Anzahl chilenischer Soldaten herein, rissen weg, was auf dem Schenktische stand, und — von Bezahlung war nicht die Rede.

Allenthalben in Südamerika stehen Kultur und Barbarei unvermittelt nebeneinander, eben darum hält es schwer, Gesamturteile zu fällen. Die Geschäftsstraßen in Callao, in denen es Läden gibt, gleichen denjenigen in allen älteren See- und Handelsstädten. Darüber hinaus findet man Chinesen- und Mulattenleben, chinesische Läden mit all ihrem Krimskrams von Abfällen und negerhaft schmutzige

Wohnungen. Die Aasgeier flatterten dort so kühn umher und so dicht am Boden, daß sie im Vorüberfliegen mehrmals meinen Hut oder Arm berührten. Dabei aber darf man sich nicht verwundern, plötzlich und inmitten einer Wüste von Staub und Schmutz irgend eine ganz elegante, diesem oder jenem Kaufmann gehörige Wohnung zu entdecken. Besonders zahlreich treten im Straßenleben von Callao die Chinesen mit ihren verkniffenen Gesichtern hervor, zahlreicher als in Lima oder irgend einer sonstigen Stadt Südamerikas. Von Häuserbau und Lebensweise will ich des weiteren nicht sprechen, da ich mich sonst betreffs Limas zu wiederholen hätte. Recht stattlich nehmen sich die massigen, aus Lehmquadern zusammengefügten Festungswerke von Callao aus, die, zur spanischen Zeit erbaut, ganz unglaubliche Summen verschlungen haben. Wie es hieß, hätten die Chilenen einen Teil der Bastionen und Wälle unterminiert und würden das Land nicht verlassen, ohne dieselben in die Luft gesprengt zu haben. Bisher habe man dies auf dringendes Bitten hin unterlassen, um nicht die Stadt zu gefährden.

Den Verkehr mit der Hauptstadt vermitteln zwei Eisenbahnlinien, eine ältere — 1851 gebaute — englische und eine jüngere peruanische, welch letztere die Fortsetzung der berühmten Oroyabahn bildet. Abwechselnd von dem einen oder dem andern Bahnhofe gibt es allstündlich einen Zug und man zahlt in der ersten Klasse ohne Freigepäck 4 Silber-Realen, d. h. 40 Centavos eines Silber-Sol. Die 20 Minuten dauernde Fahrt geht mit zahlreichen Haltepunkten eine Weile durch die Straßen von Callao, dann, nachdem man die Festungswerke hinter sich gelassen, durch eine staubige Ebene den Bergen entgegen und abermals eine Strecke weit an Häusern entlang, diesmal den Häusern von Lima.

Die Ebene, die wir zu durchschneiden haben, gehört zu jenem das nördliche Chile und die ganze Westhälfte von Peru umfassenden Küstensaum, an dem es während jedes Jahrzehnts bloß wenige Male zu regnen pflegt. Was sich dennoch von Ackerbau oder wildwachsender Ve-

getation dort findet, und dessen ist durchaus nicht so wenig, das verdankt seine Entstehung einesteils der künstlichen Bewässerung, anderseits dem Tau, den namentlich während der kühleren Jahreszeit die zähen, nur selten sich lichtenden Nebel zurücklassen. Ich möchte das Land mit einzelnen Teilen Aegyptens, beispielsweise der näheren Umgebung von Kairo vergleichen, ohne darum zu behaupten, daß nicht auch manches grundverschieden wäre. Der Vergleich stimmt in bezug auf Form und Farbe der dürren, steinigten Berge, in bezug auf die künstliche Bewässerung des Bodens und das ruinenhafte Aussehen sowohl der lehmerbauten Häuser, wie der die Felder einfassenden Lehmmauern. In Aegypten aber sind Boden, Häuser und Mauern entweder schwarz oder doch wenigstens dunkel, in Peru dagegen überwiegen die gelben und hellbraunen Farben. Auch sieht man zwischen Callao und Lima keine Palmen, und die Luft, obwohl zeitweise recht trocken, ist wenig klar und durchsichtig, erzeugt weniger grelle Farben, weniger feine Schattierungen als am Nil. Etwa die Hälfte alles Bodens mochte staubig, sandig und jedes Pflanzenwuchses bar sein, auf andern Strecken fand sich bloß Unkraut, in einigen Feldern und Gärten dagegen gab es üppige Tabakpflanzen, riesige Dickichte von Bananenstauden und ähnliches mehr.

Lima, die am 6. Januar 1535 von Pizarro gegründete „Stadt der Könige“ (Ciudad de los Reyes), zählt noch heutigestags und trotz aller Verwüstungen des Krieges an die 100 000 Einwohner. Für die spanischen Eroberer, deren Operationsbasis die See war, lag die alte Inka-Hauptstadt Cuzco allzuweit vom Meere entfernt; noch jetzt aber könnte Peru sich keine bessere Hauptstadt wünschen, als Lima sie darstellt. Die Stadt liegt auf völlig ebenem Boden, aber dicht am Fuße der Anden-Ausläufer, d. h. keine zehn Schritte hinter den letzten Häusern und Gärten steigen steil und felsig die ersten, schon recht hohen Berge empor. Wohnte ein andres Volk hier, so würden diese Berge und namentlich die dazu gehörigen Thäler mit Landhäusern übersät sein. Bei alle-

dem nimmt sich Lima, wenn man an diesen Bergen in die Höhe steigt und es von oben herab betrachtet, recht stattlich aus. Die Stadt mit ihren zahllosen Kirchtürmen scheint mitten in eine weite Fläche üppigster Gärten hineingelagert zu sein, in eine Vegetation, die sich zu verkriechen scheint, von der man nicht das Geringste mehr merkt, sobald man heruntersteigend die eintönigen Straßen durchwandert. Mitten durch die Stadt fließt in breitem, von mehreren massiven Brücken überspanntem Bette der Rimac — eher ein größerer Bach, denn ein Fluß —, nach welchem durch eine Verstümmelung seines alten Quichua-Namens die Hauptstadt von Peru benannt ist. Die Straßen von Lima schneiden sich alle in rechten Winkeln, sind alle von der gleichen Breite und werden ab und zu von den Schienengeleisen mehrerer Pferdebahnlinien durchschnitten, die aber seit dem Einzuge der Chilenen ihren Betrieb eingestellt haben. Im ganzen ist die Stadt architektonisch sehr unschön, wenn es auch einige Dutzende stattlichere Gebäude geben mag.

Recht wirkungsvoll, dabei reinlich und gut gehalten ist die „Plaza Mayor“. An einer Seite liegt die Kathedrale, an einer zweiten der Regierungspalast, über dem während meines Aufenthaltes die chilenische Fahne wehte; an den beiden andern Seiten findet man unter steinernen Säulengängen Läden, deutsche Geldwechsler, Zigarrenhändler, „Heladerias“ (Eishäuser) und in engster Seitengasse jenes elende alte Haus, wo Pizarro ermordet wurde. In bezug auf die Zahl der Kirchen habe ich noch keine andre Stadt gesehen, die es mit Lima aufnehmen könnte — Kirchen und Klöster sollen ein Siebentel der Gesamtoberfläche bedecken —; leider muß man hinzufügen, daß das Gleiche in bezug auf die Häßlichkeit gilt. Blau angestrichene Schnörkel herrschen vor, der abgeschmackte Stil des 16. Jahrhunderts, wie er sich nur in Spanien zu solcher Ungeheuerlichkeit ausbilden konnte. Selbst die Kathedrale macht keine Ausnahme. Von außen wäre sie nicht übel, inwendig aber hat man soviel albernes Zeug hineingebaut, daß man bloß enge, mit häßlichem Theater-

tand ausgestattete Gänge und keine Kirche zu sehen glaubt. Die Orgel war erbärmlich und der aus Knaben- und Männerstimmen gebildete Chor — Frauen singen meines Wissens bloß noch in den katholischen Kirchen von Nordamerika — zum mindesten nicht rühmenswert. Diese ganze Umgebung aber paßte vortrefflich für jenen verlogenen Räuber Francisco Pizarro, der hier unter dem Hochaltare ruhen soll. Unter allen Städten Südamerikas, die noch heute blühen, nicht bloß Ruinen sind, bietet Lima die meisten geschichtlichen Erinnerungen. Rio de Janeiro erfreut sich einer unvergleichlich schönen Umgebung und ist auch gegenwärtig noch die volkreichste Stadt, wird aber in dieser letzteren Hinsicht bald von dem aufstrebenden Handels-Emporium Buenos Ayres überholt werden. Montevideo ist die bestgebaute, reinlichste, europaähnlichste Stadt, Buenos Ayres die ehrgeizigste, rührigste und reklametüchtigste. Valparaiso mag sich in bezug auf seine Handelsroutine mit unsren größten europäischen Seeplätzen, Santiago in bezug auf die Annehmlichkeiten des Lebens mit den beliebtesten unsrer mittelgroßen europäischen Residenzen messen, und Callao ragt durch seine schönen, kostspieligen Hafenanlagen hervor.

Die meist zweistöckigen Häuser von Lima sind nach der andalusischen Schablone in Fachwerk aufgeführt, das sich gegen Erdbeben sehr widerstandsfähig erweist und auch nicht leicht brennt. Leider sind die Binnenhöfe (Patios) der peruanischen Häuser eine bloße Karikatur derjenigen von Sevilla, von Cadiz, von Montevideo und Buenos Ayres; es fehlt der Marmor von Montevideo und Buenos Ayres, es fehlen die Blumen und Springbrunnen von Sevilla. Auf den flachen Dächern lagert man nicht selten allen Unrat und Abfall der Haushalte ab, was weder die ohnehin stagnierende Luft verbessert, noch, wenn man es von einem Hügel oder Turme herab betrachtet, verschönernd wirkt. Ringsherum geschlossene, aber mit zahlreichen Fensterchen ausgestattete Balkonzimmer altdeutschen Stils sind häufiger als Balkone; im Parterre begnügt man sich nicht mit jenen starken und schweren Eisenstäben,

wie sie anderwärts im spanischen Südamerika vor den von der Straße aus erreichbaren Fenstern angebracht zu sein pflegen, und auch nicht mit jenen Jalousien (durchbrochene Holzläden), wie sie in Buenos Ayres Sitte sind, sondern stellt inwendig hinter den Eisenstangen eine schwere Blechplatte auf, in welcher kleine Löcher angebracht sind, durch die man hinausschaut.

Unter den 3050000 Bewohnern von Peru sollen bloß 371197 Kreolen (Abkömmlinge von Spaniern), dagegen 1554678 unvermischte, aber zivilisierte Indianer, 669457 Cholos oder Mestizen (Mischlinge zwischen Europäern und Indianern), 52588 Neger, Mulatten (Mischlinge zwischen Europäern und Negern) und Zambos (Mischlinge zwischen Negern und Indianern), 51186 Chinesen oder sonstige Asiaten, 18082 Europäer und der Rest wilde Indianer sein. Eine andre Rechnung gibt das Verhältnis der Rassen zu einander wie folgt an: Indianer 57 Prozent, Cholos 22 Prozent, Kreolen 14 Prozent, Neger, Mulatten, Zambos und Chinos (Chinesen) 7 Prozent. Unter den Fremden beziffert man die Italiener auf 6990, die Franzosen auf 2647, die Spanier auf 1699, die Deutschen auf 1672 und die Schweizer auf 91. Was im besonderen die Städte anbelangt, so schien mir in Callao die Mehrzahl der Bevölkerung aus Mulatten und Chinesen zu bestehen, in Lima aber sah ich verhältnismäßig wenig Farbige; sie mochten höchstens ein Drittel der Straßenbevölkerung ausmachen. Was nun, darf man wohl fragen, wird schließlich als Endergebnis aus dieser seltsamen Durcheinanderwürfelung aller verschiedensten Rassen hervorgehen? Wir wissen es nicht, aber wir glauben, daß das Indianerblut, welches in Peru aus eignem Antriebe einen so hohen Kulturgrad erklommen hatte, daß es die für alle Wilden verhängnisvolle Berührung mit den Weißen zu überleben vermochte, sich auch in seiner heutigen Erniedrigung, wenn nicht für immer, so doch für eine mehr als hundertjährige Zukunft behaupten wird. Leute, welche die mehr leidende und ausharrende als handelnd hervortretende Kraft der Indianer-Rasse sehr gering

anschlagen, erwarten allerdings das einzige Heil für Peru aus einer Ueberflutung mit Chinesen. Ich glaube nicht daran, ich bin der Ansicht, daß Peru sich bloß in den einmal eingeschlagenen Bahnen weiterbewegen wird, daß Kreolen, Europäer und Nordamerikaner auch fernerhin und in ihrer bisherigen Mischung alle höheren Arbeiten verrichten werden. Nach und nach muß allerdings unter den niederen Klassen an der Küste aus indianischem, europäischem, chinesischem und Negerblut eine neue Rassenspielart hervorgehen; das aber mag noch ein volles Jahrhundert dauern, wird jedenfalls auch die heutigen Verhältnisse nicht wesentlich ändern. Früher sollen einmal an 60 000 Chinesen in Peru gelebt haben, da aber nur wenig Frauen mit herüberkamen, so schmolz die Zahl durch Aussterben und Rückwanderung immer mehr zusammen, und heute soll sich für Lima und Callao die Ziffer der Chinesen nur noch auf 15—20 000, für ganz Peru auf 35 000 belaufen. So verhältnismäßig gut auch das Küstenland bevölkert ist, so fehlt es doch selbst für die wenigen Zuckerpflanzungen an Arbeitern. Der Indianer vom Hochlande kann das Küstenklima nicht vertragen, der Cholo will bloß leichte Arbeit verrichten, der Chinese arbeitet allerdings im Felde und akklimatisiert sich leichter als der Indianer, aber er zieht die Städte vor, und noch mehr thut dies der Neger.

Was die städtische Bevölkerung anbelangt, so begegnet man den braunen „Cholos“ und „Cholas“ meist auf dem Markte. Die Cholas pflegen die breiten Züge ihrer Gesichter mit einem riesigen Strohhute zu überschatten und ihre Kinder in einem Bündel auf dem Rücken zu tragen. Die Chinesen schleichen auf der Straße schweigend, verstockt und in sich gekehrt dahin, man muß sie aber unter sich und namentlich in einem ihrer Theater gesehen haben, um zu verstehen, daß sie dennoch die schlimmsten Plaudertaschen sind. Von den Fremden haben die Italiener (es soll ihrer in Lima und Callao 14 000 geben) die Kleinkrämerei (Pulperia), die Franzosen das Gasthaus- und Schenkwesen, die Engländer das Ingenieurfach und

deutsche Juden das Geldwechseln zu ihrem Monopol gemacht.

Bei alledem trägt der ganze Stil des Lebens ein so durch und durch spanisches Gepräge, wie nur irgendwo sonst in Ländern, die von spanischen Kreolen beherrscht werden. Südamerika bietet eine Fülle von schlagenden Beweisgründen gegen jene Theorie einer gewissen Schule von Nationalökonomen, daß nationale Verwaltung und nationale Sprache nicht unumgänglich notwendig seien, wenn eine aufstrebende Nation ihren Wirkungskreis über das eigne Land hinaus ausdehen wolle. Wodurch denn sonst als durch Verwaltung, Sprache und Herrschaft wäre das spanische Element noch heutigestags in der Lage, einen ganzen großen Kontinent für sich auszubeuten? Durch besondere hervorragende Tüchtigkeit sind sie doch ganz gewiß nicht dazu befähigt, eher schon durch Ehrgeiz und Rücksichtslosigkeit. Namentlich über die peruanischen Kreolen fällen die im Lande ansässigen Fremden kein allzu günstiges Urteil; soviel ist sicher, daß die Frauen physisch und geistig weit tüchtiger sind als die Männer. Das Gleiche hat man zwar für ganz Südamerika behauptet, aber wenigstens für Uruguay und Argentinien mit Unrecht: unter den Gauchos des Binnenlandes sind meines Erachtens die auffallend hoch gewachsenen und stattlichen Männer das schönere Geschlecht.

In ihrem äußeren Auftreten kopieren die peruanischen Kreolen mit Vorliebe französische Vorbilder. Strohhut und Linnenrock, die doch in diesem Klima am zweckmäßigsten wären, sind verpönt, Cylinder und schwarzer Rock sind à la rigueur; die Livree des „entnervten Europas" herrscht unumschränkt unter diesen spartanischen Republikanern. Ein eigenartiges Gepräge erhält die Kleidung der Frauen durch jene „Manta", welche den Gesichtern einen madonna-artigen Ausdruck verleiht; ich brauche wohl kaum zu versichern, daß durchaus nicht lauter Madonnen darunter stecken. In Montevideo und Buenos Ayres tragen die Damen durchweg europäische Hüte, in Santiago und Valparaiso mag etwa ein Drittel, vielleicht auch die Hälfte

sich des schwarzen Kopftuches bedienen, in Lima aber herrscht dieses allein, so sehr, daß ich mich nicht entsinne, eine einzige Dame mit Hut gesehen zu haben. Dabei ist das Tuch, welches man bezeichnenderweise nicht mehr Mantilla, sondern Manta nennt, so groß, daß es nicht nur mit Ausnahme des Gesichtes den ganzen Kopf, sondern auch Brust und Rücken bedeckend bis über die Hüften herunterfällt. Um den Hals herum wird die Geschichte zusammengenestelt, und so einfach auch diese ganze Tracht sein mag, so lugen doch die lebhaften Augen, die weißgepuderten Gesichtchen und hier und da ein bißchen von den gekräuselten Locken ganz allerliebst aus der schwarzen Umrahmung hervor. Fast scheint es mir, als ob bei dem sogenannten spanischen Typus die Tracht weit mehr ausmache als das, was darunter sitzt. Hätte ich doch nimmermehr geglaubt, daß diese oder jene für echte Limeñas gehaltenen Damen, die ich im Laden oder in einer Heladeria bewunderte, wahre und wirkliche Deutsche, Engländerinnen, Französinnen seien, wenn nicht das offenkundige Beweismittel der Sprache mich eines Besseren belehrt hätte. Die europäischen Damen, welche hierher kommen, eignen sich auffallend schnell und meistens sofort die Landestracht an, einesteils aus einer gewissen mit Eitelkeit nahe verwandten Neuerungssucht, andernteils um nicht aufzufallen und angestaunt zu werden. Der Geist aller Limeños und Limeñas soll nämlich so kindisch sein und so sehr an Kleinlichkeiten hängen, daß eine Dame, die mit europäischer Kleidung über die Straße ginge, in unangenehmer Weise alle Blicke auf sich lenken würde. Die Sache geht so weit, daß man eine Frau mit europäischem Hut aus den katholischen Kirchen hinausweisen oder sie wenigstens veranlassen würde, die ungebräuchliche Kopfbedeckung abzunehmen. Und da hierzulande der Kirchenbesuch eine Hauptrolle im Leben der Frauen spielt, so will das immerhin etwas heißen. Uebrigens besitzt die Manta noch ganz besondere Vorzüge und Annehmlichkeiten, die einer europäischen Dame schwerlich sofort einleuchten dürften. Ich denke hierbei nicht an jenes vielbesprochene Kokettieren, welches durch

die Manta so besonders begünstigt werden soll, die Sache, die ich meine, ist viel reeller und handgreiflicher. Wenn man nämlich, so erklärte mir eine treuherzige Restaurations-Wirtin, frühmorgens in die Kirche geht, so gibt man sich nicht erst viel Mühe mit Waschen und Haarkämmen, man zieht einen schwarzen Rock an, wirft die Manta darüber und ist so fein, wie irgend eine europäische Dame. Mag auch diese Annehmlichkeit der Manta manchem etwas bedenklich erscheinen, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß sie ebenso praktisch als bequem ist, daß sie, falls sie einmal bei uns üblich werden sollte, manchen kostspieligen Flittertand entbehrlich machen und dennoch in ihrer Einfachheit vornehmer aussehen würde, als alle die Hütchen, Federchen, Shawlchen, Blümchen, Tüchelchen u. s. w.

Lima soll, namentlich zur Zeit der spanischen Vizekönige, die genußsüchtigste Stadt in Südamerika gewesen sein. Man vergnügte sich aber nach spezifisch spanischer Art, und ein Fremder würde diesen Stil des Lebens vielleicht auch damals etwas langweilig gefunden haben. Für unser Gefühl ist die starke Untermischung aller Lebensformen mit kirchlichen Gebräuchen am auffallendsten; würde doch in Europa kaum jemand ein Lächeln unterdrücken können, wenn er ein sechzehnjähriges junges Blut mit Doña Immaculata Concepcion, also wörtlich: „Fräulein unbefleckte Empfängnis", anreden hörte. Immaculata Concepcion aber ist hier ein Mädchenname wie jeder andre, und ebenso gebräuchlich wie Maria del Cármen, Maria de los Dolores und andre Erfindungen des spanischen Kirchenkalenders. Rechnet man dazu die Aufschrift »Botica Jesus y Maria«, also: „Apotheke des Jesus und der Maria", die ich über einer Materialwarenhandlung angebracht sah, oder jene andre noch stärkere, die mir auf dem Bahnhofsgebäude der nach Callao führenden Eisenbahn in die Augen fiel, die Aufschrift »Cervezeria Jesus Nazareno, Cerveza, Vino y Licores«, also wörtlich: „Bierhaus des Jesus von Nazareth, Bier, Wein und Liköre", so wird man eher von Entheiligung der Religion

als von wahrer Religiosität sprechen dürfen. Danach erscheint es denn auch durchaus nicht unglaublich, wenn mir von sonst vertrauenswürdiger Seite erzählt wurde, daß aus einem gewissen Nonnenkloster alljährlich an die 20 Kinder hervorzugehen pflegten — übrigens übertrifft in Lima die Zahl der unehelichen Geburten diejenige der ehelichen —, daß dieser Geistliche eine Aussteuer für sechs Töchter, jener für vier zu beschaffen habe, und was dergleichen mehr ist. Bei all diesem muß man allerdings die nach europäischen Verhältnissen geringe Bildung und große Naivität der niederen Volksklassen in Betracht ziehen. In Peru, Ecuador und Kolumbien soll der einheimische Klerus am verderbtesten sein, wie denn auch Garcia Moreno von Ecuador mit allen Mitteln dahin strebte, fremde und namentlich deutsche Geistliche ins Land zu ziehen. In Chile, Argentinien und Uruguay klagt man dagegen am meisten über jene italienischen Geistlichen von niedrigstem Bildungsgrade, welche entweder auf dem Lande schlechtbesoldete Stellen übernehmen, die sonst niemand bekleiden möchte, oder aber stellenlos und doch ab und zu predigend umherziehen. Daß die chilenische Regierung dem peruanischen Klerus, der seiner Zeit Piérola unterstützte, besonders abhold ist und, während es unter den höheren Gesellschaftsschichten von Santiago gewiß nicht an devoter Gesinnung gebricht, bei jeder Gelegenheit den Lebenswandel der peruanischen Geistlichkeit öffentlich besprechen läßt, wird noch an andrer Stelle erwähnt werden.

Theater, Klubs und Alamedas waren während meines Aufenthaltes in Lima beinahe menschenleer: das chilenische Militär hielt die bessere peruanische Gesellschaft fern, und anderseits hätte es kein chilenischer Offizier, ohne sich Unannehmlichkeiten auszusetzen, wagen dürfen, sich im Klub Union, der feinsten unter den geschlossenen Gesellschaften, zu zeigen. In den Gasthäusern — Hotel Francia y Inglaterra, Hotel Maury ꝛc. — wimmelte es dagegen sowohl von Peruanern als von Chilenen. Die Gasthofsbesitzer sind fast lauter Franzosen und man zahlt je nach der Beschaffenheit seines Zimmers für Wohnung

und Kost einen Tagespreis von $1\frac{1}{2}$—3 Silber-Pesos (6—12 Mark). Wein ist, mit der einzigen Ausnahme von Brasilien, überall an der Ostküste Südamerikas, aber nirgendwo an der Westküste in dem Tagespreise der Gasthäuser mit einbegriffen. Nun stand es in Lima mit den Getränken, namentlich in bezug auf deren Beschaffenheit sehr schlecht. Einheimischer Pisco-Wein zu 5 Papier-Sols, einheimisches Bier zu 4 Sols und ordinärer Bordeaux zu 10 Sols waren beinahe ungenießbar, während die besseren europäischen Weine sich auf 30 Sols die Flasche und mehr stellten. Und ebenso wie mit dem Weine geht es mit andern europäischen Waren; alles, was man in den Läden kauft, ist der hohen Zölle wegen teuer, sonst aber kann man nicht eben behaupten, daß das Leben in Lima oder Callao allzu kostspielig wäre.

Als Einheit für die peruanische Währung galt bis vor wenigen Jahren der in 100 Centavos zerfallende Silber-Sol, dessen Wert gleich demjenigen des chilenischen Silber-Peso ist. Neuerer Zeit aber rechnet man in Lima mehr und mehr nach jenen stark entwerteten Papier-Sols, deren Kurs nahezu jeden Tag schwankt (während meiner Anwesenheit galten 13 Papier-Sols einen Silber-Sol). Und um die Verwirrung zu vermehren, ließ Piérola während seiner kurzen Diktatur die sogenannten Inka-Stücke, d. h. vollwertige Silber-Sols prägen, welche aber die Aufschrift 5 Pesetas tragen.

In bezug auf sein Klima nimmt das Küstengelände von Peru eine ganz absonderliche Stellung ein. Des Wetters wegen wird dort niemals ein Picknick abgesagt werden müssen; zum Entgelt aber erfreut man sich in diesem regenlosen Lande auch niemals eines völlig klaren, nebelfreien Himmels. Die Dünste schweben Winters und Sommers in der Luft, sie fallen bloß nicht als Regengüsse hernieder. Die Trockenheit der Luft macht von selbst aus den Toten Mumien, hindert aber nicht, daß das von Guayaquil her eingeschleppte gelbe Fieber schon einmal in südlicher Richtung bis Arika vorgedrungen ist. Auch in andrer Hinsicht zeigen die Wetterverhältnisse der

peruanischen Hauptstadt die größte Regelwidrigkeit. Lima liegt dichter am Fuße der Anden als das chilenische Santiago; während aber in Santiago von den Schneebergen der großen Kordillere ein kühler Luftzug herniederweht, sieht man von Lima aus weder Schneeberge und überhaupt eine Gebirgskette, noch verspürt man jemals den leisesten Windhauch. Während meines Aufenthaltes konnte man sich durchaus nicht über allzu große Hitze beschweren; diese dumpfe Luft aber machte mich beinahe krank. Man fühlt den Uebelstand um so mehr, als selbst in den Gasthöfen die Zimmer keine Fenster haben, sondern bloß durch die Glasthür mit irgend einem Korridore in Verbindung stehen. Nachts also ist derjenige, der seine Thür nicht offen stehen lassen will — und das hätte bei den damaligen Zuständen in Lima immerhin gefährlich sein können —, von aller frischen Luft abgeschnitten. Bis zu meiner Ankunft in Lima war ich auch noch allenthalben in Südamerika von Wanzen verschont geblieben. Lima aber erinnerte mich an jene Antwort, die ich im vornehmsten und sehr reinlichen Gasthofe zu Kairo von dessen Besitzer erhielt. „Sie klagen," meinte derselbe, „über Tausende von Flöhen. Ja, ja, das sind die ägyptischen Plagen. Sie kommen, niemand weiß woher; sie verlassen uns wieder, niemand weiß wohin. Morgen wird wahrscheinlich kein Floh mehr in Ihrem Bette sein." Und ähnlich war es auch in Lima.

Peru, eines der wenigst erschlossenen Länder der Erde, besitzt dennoch die kühnsten Eisenbahnbauten, die bisher jemals unternommen wurden. Während vieler Jahrzehnte erzielte der peruanische Staat durch die Guano-Verkäufe ganz fabelhafte Einnahmen, von denen ein nicht unbedeutender Teil im Eisenbahnbau angelegt wurde. Außer der weltberühmten Oroya-Bahn und der nicht minder großartigen Linie zum Titicaca-See gibt es in Peru neunzehn kleinere Eisenbahnen, von denen sieben Staats- und zwölf Privatbahnen sind. Allein von Lima aus zweigen nach fünf Richtungen hin Eisenbahnlinien ab, nämlich zwei Linien nach Callao, eine nach Chicla, eine nach

Miraflores und dem ehemals eleganten, jetzt zerstörten Badeort Chorillos — man badet gegenwärtig bei der Punta von Callao — und eine fünfte, nördliche nach Ankon. Die Natur hat es so gewollt, daß die zugänglichsten Teile von Peru die unproduktivsten sind und umgekehrt. Pardo, einer der besseren unter Perus Gewalthabern, erklärte offen, man habe in fünfzehn Jahren 150 Millionen Sols (600 Millionen Mark) für nichts und wieder nichts verschleudert; den Rest der Guano-Einkünfte soll man in nützliche Anlagen umsetzen, dann habe man für die Zukunft gesorgt. Die Anden mit einer Eisenbahn zu überschreiten, das weite Hinterland mit seinen Erz- und Ackerbauschätzen zu erschließen und vielleicht auch eine Verbindung mit der Wasserstraße des Amazonenstromes herzustellen, das war der Traum solcher Männer wie Balta und Pardo. Dabei aber sah die peruanische Regierung bloß auf das Ziel, ohne ihre unzureichenden Mittel in Betracht zu ziehen; sie bedachte nicht, daß die geplanten Bahnen in unfertigem, halb vollendetem Zustande entweder gar keine oder bloß sehr geringe Erträgnisse abwerfen würden.

Der Bau der Oroya- und der Titicaca-Bahn wurde von dem Nordamerikaner Meiggs, der schon vorher die Bahn von Valparaiso nach Santiago vollendet hatte, 1862 vertragsmäßig übernommen. Nun ist die Titicaca-Bahn bis Puño am Titicaca-See, die Oroya-Bahn aber bloß bis Chicla, unterhalb des Kammes der großen Kordillere, vollendet; an einen Weiterbau ist einstweilen nicht zu denken. Beide Bahnen sind Staatseigentum, werden aber seit Meiggs' Tode (1877) sozusagen als Unterpfand für die nicht geleisteten Zahlungen des peruanischen Staates von den Erben des Unternehmers verwaltet. Bei der Titicaca-Bahn haben selbstische Privat-Interessen es mit sich gebracht, daß Mollendo, ein zu solchem Zwecke ganz ungeeigneter Hafenplatz, und nicht das in jeder Hinsicht vorzuziehende Islay als Ausgangspunkt gewählt wurde. Die Strecke von Mollendo nach Arequipa ist 180 km, diejenige von Arequipa nach Puno 370 km lang.

Auf dem Titicaca-See fahren neuerer Zeit Dampfer, deren einzelne Stücke mit vieler Mühe zu solcher Höhe hinaufgeschafft wurden. Von der Station Juliaca aus soll die Titicaca-Bahn in nordwestlicher Richtung nach Cuzco — von den 360 km sind aber erst 193 fertig — und in südöstlicher Richtung nach La Paz weitergeführt werden. Die Fahrt auf der Titicaca-Bahn, die mir selbst der Kriegsläufte wegen vorenthalten blieb, soll eine Fülle von großartigen Landschaftsbildern entrollen; diese Reise über das zweithöchste Gebirge der Erde, die früher bestenfalls einige Wochen in Anspruch nahm, läßt sich jetzt bequem in zwei Tagen abmachen.

Noch großartiger freilich ist die Oroya-Bahn. Sie folgt dem Flußbette des Rimac bis zu dem 139,2 km von Lima entfernten und 3725 m über dem Meeresspiegel gelegenen Chicla und man erreicht diesen ihren gegenwärtigen Endpunkt in sieben- bis achtstündiger Fahrt; bergabwärts fährt die Lokomotive bloß zwei Stunden. Gebaut wurde diese Bahn von einem polnischen Ingenieur namens Malinowski, der nach dem Vorgange der Semmering-Bahn und andrer Unternehmungen vollständig mit jener Ueberlieferung brach, als ob die Lokomotive bloß in gerader Linie laufen könne. Die Steigung beträgt selten weniger als 3 pCt. und niemals mehr als 4 pCt., dabei aber fehlt es nicht an nervenaufregenden Kunststücken der Ingenieurwissenschaft. Der Abgrund von Verrugar, den man in allen Photographieläden von Lima abgebildet sieht, ist durch eine 160 m lange Eisenbahnbrücke überspannt, die 77 m hoch über dem Boden liegt; bei dem Infernillo-Thore, wo der Rimac zwischen 460 m hohen Felswänden dahinsauft, führt eine 49 m lange Brücke in der Höhe von 50 m über dem Abgrunde aus der Mündung eines Tunnels in die Mündung eines andern Tunnels hinein. Von Chicla aus kann man zu Pferd in vier bis fünf Stunden die Paßhöhe erreichen. Die Entfernung von Chicla bis zu dem 3736 m über dem Meeresspiegel gelegenen Oroya beträgt noch 218,6 km und die größten Schwierigkeiten dieser Strecke, die vielleicht

erst nach vielen Jahren, vielleicht niemals vollendet werden wird, sind bereits überwunden. Die ganze Entfernung von Lima nach Oroya beträgt in der Luftlinie bloß 145 km, die Eisenbahnstrecke aber würde 218,5 km lang werden, so daß also — bei 61 Tunnels — 74 km auf die Windungen und Krümmungen entfallen. Der Kamm der an dieser Stelle 4972 m hohen Kordillere wird durch einen bereits vollendeten, 1174 m langen Tunnel durchbrochen, dessen Sohle, wenn ich gut berichtet bin, 4772 m über dem Meere liegt. Derartige Bahnbauten sind natürlich bloß dort möglich, wo die Grenze des ewigen Schnees so hoch liegt (etwa 5000 m) wie hier. Von Oroya aus soll die Bahn nach den Silberbergwerken von Cerro de Pasco und geradeaus nach Chanchamayo und den Zuflüssen des Amazonenstromes verlängert werden. Man gab mir eine Liste über die größten Höhen der bereits bestehenden oder im Bau begriffenen Bahnen; da aber teils spanische, teils englische Maße umzurechnen waren, da in diesen Ländern alle Zifferangaben mit einiger Vorsicht aufzunehmen sind, so kann ich für deren Richtigkeit nicht eintreten. Nach meinen peruanischen Quellen läge der höchste Punkt der Oroya-Bahn 4772 m über dem Meere, die nächstfolgenden Höhen wären: Titicaca-Bahn 4453 m, nordamerikanische Union Pacific-Bahn 2615 m, Zentral Pacific-Bahn 2141 m, Nord Pacific-Bahn 1656 m, Brenner-Bahn 1365 m, Mont-Cenis-Bahn 1339 m, St. Gotthard-Bahn 1155 m, Kaukasus-Bahn 975 m, Semmering-Bahn 891 m, Schwarzwald-Bahn 851 m und Appenninen-Bahn 617 m. Zum Vergleiche möge dienen, daß der Montblanc 4810 m hoch ist.

Noch wäre, um ein vollständiges Bild von Peru zu entrollen, des dortigen Deutschtums zu gedenken. In Lima, Callao und Umgebung soll es etwa 1100 Deutsche geben; während des Krieges wurden gegen 1000 Schutzscheine ausgeteilt, immatrikuliert aber waren beim Konsulate zu Lima bloß 61, bei demjenigen zu Callao bloß 18 Familien. Ueber die nicht ganz unbedeutende Ziffer der in Arequipa lebenden Deutschen habe ich der Kriegs-

läufte wegen nichts Zuverlässiges erfahren können. Von der 1856 durch einen gewissen Damian v. Schütz gegründeten deutschen Kolonie am Pozuzo-Flusse sollen bloß ungünstige Nachrichten einlaufen. Die Kolonisten, etwa 500 an der Zahl, pflanzen in 4000 Fuß Meereshöhe Kaffee, Tabak, Kakao, Reis, Koka, Bananen, Mandioka (die man hier Yukka nennt), Mais und Bohnen, haben aber mit ungeheuren Verkehrsschwierigkeiten, mit dem gänzlichen Mangel an Straßen und Brücken zu kämpfen. In Lima gibt es einen deutschen Klub und eine von dem verdienstvollen Dr. Conzen gegründete, gegenwärtig von Dr. Herz und Dr. Büttgenbach geleitete deutsche Schule (Escuela alemana), die während der letzten Jahre von 60—70 Schülern besucht wurde. Unter den Besitzern von Zucker-Haciendas finden wir zwei deutsche Namen, nämlich L. G. Albrecht in Truxillo und Solff u. Co. in Chiclayo. Ueber die Zahl und die Bedeutung der deutschen Kaufmannsfirmen konnte ich der unruhigen Zeiten wegen nur mit großer Schwierigkeit Angaben erhalten; ich vermag daher durchaus nicht für die Vollzähligkeit der nachfolgenden Liste einzustehen. In Lima finden wir zunächst das große Bremer Salpeter- und Import-Haus Gildemeister u. Co., das seinen Hauptsitz in Iquique hat. Des weitern wurden mir genannt: Philipp Ott u. Co. (Importeure); Ludowig u. Co. (do.); Emilio Gaetjens u. Co. (do.); A. Klein (Einfuhr von Stoffen und Lebensmitteln); Jac. Zender u. Co. (Manufakturwaren); Hardt u. Voigt (Einfuhr von Tuchen); Kitz, Heck u. Co. (Manufakturwaren); Bauer, Krüger u. Co. (do.); Emilio Heinemann u. Co. (Importeure); Knauer u. Pfaff (Ladengeschäft, Manufakturwaren); C. M. Schröder u. Co. (Produkte); Theodor Kant (Bier, Eingemachtes ꝛc.); H. u. R. Cremer (Einfuhr von Spielwaren); Ottenheim u. Co. (Manufakturwaren, Spielsachen ꝛc.); Gust. König (Ladengeschäft, Schuhzeug); Averdick (Einfuhr von ausländischem Holz); Pingel u. Co. (do.); Meyer u. Schröder (deutsche Apotheke); J. Hochköppler u. Co. (Möbel); Voigt u. Schoch (do.); G. Werner (Bier-

brauerei); C. Böschel (do.); A. Eckstein (Bandgeschäft); Rehder Hermanos (do.).

In Callao sind etabliert: Ondereyck u. Co. (Kommission und Agentur); C. Weiß u. Co. (Einfuhr und Ausfuhr. Reis, Zucker u. s. w.); Robert Weiß (Kommission, Agent der Hamburger Kosmos-Dampfer). Für Arequipa nannte man mir: Robert Reinicke u. Co. (der deutsche Konsul Herr Wagner leitet dieses Haus); Stamm und Petersen; Gebrüder Paulsen; Otto Richter; Bernardo Weiß; Zitzold, Brieger u. Co. In Tacna finden wir: Richter, Lehne u. Co. (Einfuhr für Bolivien); Jüchter u. Co. (do.); Zitzold, Brieger u. Co. (eine Filiale des Hauses in Arequipa). Weitere Firmen sind in Arica: Alejandro, Fischer u. Co. (Agenten); Danielsberg u. Co. (do.); in Piura: F. Hilbeck u. Co.; in Chiclayo: Moya, Hilbeck u. Co. (Einfuhr und Ausfuhr; Filialen in Cajamarca und Piura); in Truxillo: Ludowig u. Co. (eine Filiale des gleichnamigen Hauses in Lima) und Elzinger u. Lauezari.

Bei all diesen Kaufmannshäusern an der Westküste von Südamerika ist die Arbeitsteilung noch nicht so weit durchgeführt, wie bei uns; die meisten Häuser führen alles mögliche, wie es eben die augenblickliche Geschäftslage mit sich bringt. Während des Krieges haben die fremden Kaufleute sich viele Schikanen gefallen lassen müssen, an Eigentum aber ist weniger zerstört worden, als man hätte glauben sollen. Noch während meiner Anwesenheit in Lima trugen viele Häuser die Aufschrift: Propiedad inglesa, oder Propiedad alemana u. s. w. Auch die oben erwähnten Belästigungen würden den fremden Kaufleuten erspart geblieben sein, wenn nicht ihre Interessen allzu verschieden wären, als daß sie bisher jemals gemeinschaftliche Sache gemacht hätten, oder aller Wahrscheinlichkeit zufolge jemals gemeinschaftliche Sache machen würden. Ueber Einfuhr und Ausfuhr habe ich der unruhigen Zeiten wegen nichts Neueres aufzutreiben gewußt, als was sich wahrscheinlich schon im Gothaischen Kalender findet. Die Post nach Europa wird von Callao aus zweimal wöchentlich durch die Magelhaensstraße und zweimal wöchent-

lich über Panama befördert; für Briefe zieht man den letzteren Weg vor. Callao erhält seine Waren teils durch die Magelhaensstraße, teils über Panama; von Paita ab nordwärts werden jedoch alle Küstenplätze bloß von Panama aus mit Waren versorgt.

Zehntes Kapitel.

Peru vor und nach dem chilenischen Kriege.

(Atahuallpa, der letzte Inka-Herrscher von Peru. — Pizarro und die spanischen Vizekönige. — San Martin, Bolivar und Santa Cruz. — Die militärische und die Zivil-Partei. — Perus natürliche Reichtümer sind sein Unglück. — Für 2 Milliarden Guano. — Balta, Pardo und Prado. — Der Salpeter sollte eine neue Milchkuh abgeben. — Der Seekrieg und die Heldenthaten des Huascar. — Piérola als Diktator. — Die Schlachten von Chorillos und Miraflores. — Wie man in Südamerika ein kriegserobertes Land verwaltet.)

Nachdem der geneigte Leser Natur und Bevölkerung der beiden hervorragendsten Staaten an der Westküste Südamerikas kennen gelernt hat, möchte ich versuchen, die Folgen des erst eben endgültig abgeschlossenen Krieges, sowie die Art und Weise zu schildern, wie man im republikanischen, für Freiheit schwärmenden Südamerika ein kriegserobertes Land verwaltet. Als Einleitung aber möchte ich einen kurzen Abriß der Gesamtgeschichte Perus, in historischer Beziehung des interessantesten Teils von Südamerika, vorausschicken.

Wer in unsren landläufigen Geschichtswerken das novellistisch fesselnde Kapitel von der Eroberung Südamerikas durch spanische Abenteurer nachliest, wird von einem ausgedehnten und mächtigen Inka-Reiche hören, welches Pizarro an der Westküste Südamerikas vorgefunden. Ebenso aber wie in Griechenland vor den Griechen Pelasger gelebt haben, die vielleicht mit ihnen eines und desselben Stam-

mes waren, vielleicht auch nicht, ebenso haben an der Westküste Südamerikas vor der Gründung jenes Reiches, dessen Sprache das Quichua war, dessen Herrscher sich Inkas nannten, nicht bloß Menschen gelebt, sondern verhältnismäßig zivilisierte Staaten bestanden, die mit rohen Hieroglyphen bedeckte Baudenkmäler zurückgelassen haben. Diese älteste Geschichte Südamerikas wird jedoch erst ganz allmählich durch Ausgrabungen und die eingehenden Studien europäischer Gelehrten ans Tageslicht gezogen werden, die Spanier aber haben nicht einmal einen Versuch gemacht, das eigentliche Wesen der Inkakultur, mit der sie doch in so nahe Berührung kamen, zu ergründen, geschweige denn älteren und verborgeren Geschichtsquellen nachzuforschen. Wer in Brasilien, in Argentinien, in Paraguay die zahlreichen Privatsammlungen indianischer Altertümer durchstöbert, wird bald zu der Einsicht kommen, daß unter diesen Guarani- und Pampavölkern niemals eine höhere Kultur bestanden hat. Die Kulturzone Amerikas hat sich auf die Westküste beschränkt, wo sie sich vom Norden Chiles her durch Peru, Ecuador, Kolumbien, Zentralamerika und Mexiko bis zu den heutigen Vereinigten Staaten hinaufzog und vielleicht einige Ausläufer nach Venezuela und Westindien entsandte.

Als nun zu Anfang des 11. Jahrhunderts unter den Aymaras des Titicacasees ein hochbegabter Mann namens Manco Capac — eine Art von volks- und religionsstiftendem Mohammed, ohne dessen blutdürstige und fanatische Instinkte — auftrat, scheint eine ehemalige hohe Kultur an den Ufern des interessanten Sees bereits in Trümmern gelegen zu haben. Im heutigen Peru aber gab es vier Königreiche. Manco Capac nannte sich den Sohn der Sonne, vergrößerte seinen Anhang, gründete Cuzco, die Hauptstadt des Inka-Reichs und legte mit seiner Gattin Mama Oello bis in alle Einzelheiten hinein die Grundlagen eines Staates, welcher mit römischen Eroberungsgrundsätzen den vollkommensten Staatssozialismus verband, der jemals auf der Erde bestanden hat. Unter den dreizehn Nachfolgern Manco Capacs wuchs das Reich fort-

während an Ausdehnung, es erstreckte sich bereits im Süden über das nördliche Chile, im Osten über Mendoza und Tucuman hinaus, als der vorletzte Inka-Kaiser Huayna Capac seine Waffen auch nach Norden trug, das ebenfalls mächtige und zivilisierte Reich der Scyri (spr. Schyri) eroberte, welche vielleicht karaibischen Stammes waren, und fortan in Quito seinen Wohnsitz aufschlug. Inzwischen aber war Kolumbus in Westindien gelandet und während der nächsten Jahrzehnte ergoß sich ein Strom gewissenloser Abenteurer über die neuentdeckten Länder. 1513 drang Balboa als der erste Europäer auf der Landenge von Panama bis zum Großen Ozean vor, und derselbe Kazike Comagre, der ihm den Weg gewiesen, sprach bereits von dem goldreichen Südlande. Balboas trauriges Ende verhinderte die sofortige Ausnutzung dieser Nachrichten, auch ein fünf Jahre später von Andagoya unternommener Zug blieb erfolglos, 1524 aber schloß zu Panama Francisco Pizarro, der in seiner Jugend Schweinehirt und später in Italien Landsknecht gewesen war, mit zwei andern Abenteurern, dem Exoffizier Almagro und dem Geistlichen Luque, einen Vertrag, der auf die Eroberung Perus abzielte. Man vermag sich derartige Verhältnisse heutigestags kaum anders vorzustellen, als daß es unter der wilden golddürstenden Bevölkerung der ersten spanischen Ansiedelungen nicht leicht einem unternehmenden Manne, wes Standes er immer sein mochte, an einem Gefolge fehlte. Haben sich doch auch manche Krösusse und Staatswürdenträger des heutigen Australiens (beispielsweise in der Kolonie Viktoria) durch Kühnheit und Gewaltthaten vom Schafhirten oder Goldgräber zu ihrer heutigen Stellung emporgeschwungen.

Pizarros erste Expedition gelangte jedoch bloß bis Tumbes (im äußersten Norden von Peru) und erwies sich als zu schwach, so daß ihr Führer sich schließlich zu einer Reise nach Spanien entschloß. Der deutsche Kaiser Karl V., der als König Karl I. auch über Spanien herrschte, gab denn auch Titel in Menge, aber weder Truppen noch Geld. Die moralische Unterstützung genügte

jedoch, um in Panama eine zweite Expedition auszurüsten, und 1531 unternahm Francisco Pizarro mit 280 Mann und 27 Pferden die Eroberung eines Reiches, welches damals nach der geringsten Schätzung an die zehn bis elf Millionen Einwohner zählte, und zwar auf einem Flächenraume (Peru, Bolivien, Ecuador und das nördliche Chile), wo heutzutage höchstens fünf Millionen Menschen wohnen. Der alte Huayna Capac war inzwischen gestorben, er hatte Peru seinem ältestgebornen, Huascar, das neueroberte Reich von Quito dagegen dem jüngeren Atahuallpa, dem Sohne seiner Lieblingsgattin Pacha (einer Tochter des letzten Scyrikönigs), hinterlassen. Huascar fing Krieg an, unterlag aber in einer Schlacht am Fuße des Chimborazo, und Atahuallpa wies dem Gefangenen eine Festung als Zwangswohnsitz an. Pizarro hatte gehofft, den Bürgerkrieg für sich ausnützen zu können, er kam jedoch zu spät und hielt es für angemessen, in seinen Gesandtschaften an Atahuallpa die größte Freundschaft zu heucheln. Im September 1532 trat Pizarro von dem Küstenorte Tumbes her mit seinem eisengepanzerten Räubergefolge jenen denkwürdigen Marsch über die Kordilleren an, welcher stets als ein Wunder von Ausdauer und Kühnheit gelten wird. Als Pizarro sich mit bloß 177 Mann der damals 10000 Einwohner zählenden Stadt Cajamarca näherte, kam Atahuallpa von Cuzco her mit einem Heere von 30000 Mann herangerückt. Pizarro ließ ihm sagen, er habe wichtige Botschaften vom Papst und vom Kaiser Karl V. Der nichts Böses ahnende Atahuallpa befahl seinen Soldaten, die Spanier als Freunde zu behandeln und als Zeugnis dafür die Waffen abzulegen. Auf goldenem Thronsessel ließ er sich zum Marktplatze von Cajamarca tragen, wo die verabredete Zusammenkunft mit Pizarro stattfinden sollte. Pizarro harrte kühl überlegend des geeigneten Augenblicks, dann zog er sein Schwert und stürzte sich auf den Inka, während seine Spanier unter den wehr- und waffenlosen Indianern ein entsetzliches Blutbad anrichteten, bei dem an die 5000 gefallen sein sollen. Dieser schändliche Verrat ereignete

sich am 16. November 1532. Der gefangene Atahuallpa versprach, indem er in seinem Zimmer — es maß 11 zu 5,5 Meter — die Hände emporhob, für seine Freilassung das Gemach bis zu dieser Marke mit Gold zu füllen. Pizarro ging durch schriftlichen Vertrag darauf ein, wenn noch die doppelte Menge Silber hinzugefügt würde; als aber nahezu alles Metall zur Stelle war, nahm man es weg, sandte, wie ausbedungen, den fünften Teil an Kaiser Karl V. und ließ den Inka dennoch nicht frei. Atahuallpa wurde kurz darauf erdrosselt und verbrannt, nachdem der Pater Valverde, einer der größten Schufte unter Pizarros Gefolge, ihn noch vorher zum Christentum bekehrt haben soll.

Inzwischen war Almagro mit Verstärkungen angekommen und es gab Erbitterung, weil Pizarro die Beute nicht teilen wollte. Nachdem Pizarro Cuzco erreicht und den letzten Widerstand der Prinzen und Generale des Inkareiches gebrochen hatte, marschierte Almagro 1535 mit 600 Spaniern und 15 000 Peruanern südwärts zur Eroberung von Chile. Schneestürme in den Anden vernichteten jedoch einen großen Teil des Heeres, und Almagro, unzufrieden mit solch rauhem Lande, indem es außerdem nur wenig Gold gab, beschloß, nach Peru zurückzukehren, sich Cuzcos zu bemächtigen, wo Fernando Pizarro, ein Bruder Francisco's, befehligte. Das Kriegsglück entschied sich für Almagro, der zwei Brüder Pizarros gefangen nahm. Bei einer Zusammenkunft mit Francisco Pizarro, der an den Ufern des Rimacbaches Lima gegründet hatte (er erkannte richtig, daß Cuzco zu weit ab vom Meere liege, um den Spaniern als Stützpunkt und Hauptstadt zu dienen), versprach der letztere, daß Almagro ungestört in Cuzco regieren solle, falls er die beiden Gefangenen frei ließe. Kaum aber war dies geschehen, als Francisco Pizarro unter dem Befehle des eben freigelassenen Fernando ein Heer gegen Almagro aussandte. Der ehemalige Genosse Pizarros wurde geschlagen, gefangen und hingerichtet; als jedoch Fernando, um den Zorn des Kaisers Karl V. zu beschwichtigen,

nach Spanien ging, warf man ihn in den Kerker. Francisco Pizarro wurde, nachdem er noch eine Expedition zur Eroberung des heutigen Kolumbien ausgesandt hatte, 65jährig, am 26. Juni 1541 zu Lima ermordet; auch ein Sohn Almagros endete, 22jährig, auf dem Schafott und der letzte Bruder Pizarros, namens Gonzalo, wurde, nachdem er zeitweilig die Gewalt an sich gerissen, von dem zur endlichen Klärung der Verhältnisse mit außerordentlichen Vollmachten ausgesandten Geistlichen Pedro de la Gasca besiegt und hingerichtet.

Schon vorher war Peru zum Vizekönigreiche erhoben worden und bis zur Revolution haben 43 Vizekönige in der glänzendsten und genußsüchtigsten Stadt von Spanisch-Südamerika residiert. Das Land aber wurde fortdauernd als ein einziges Bergwerk behandelt, an die acht Millionen Indianer sollen trotz der vielgerühmten Conquista espiritual, die der ersten Conquista folgte, den harten Zwangsarbeiten erlegen, der hochentwickelte Ackerbau, die hochentwickelten Gewerbe der Inkas, deren ganze materielle Kultur ging zu Grunde, die herrlichen Inkastraßen, welche Humboldt ebenbürtig neben die schönsten Römerstraßen stellt, wurden nicht mehr benutzt, die kunstvollen Wasserleitungen verfielen und unter den denkbar günstigsten Verhältnissen würde Peru von heute ab in hundert Jahren nimmermehr wieder jenen Standpunkt der materiellen Kulturentwickelung erklimmen können, den es vor der Ankunft der Spanier besessen. Zu einer höheren geistigen Entwickelung hatte es allerdings auch die Inkakultur nicht gebracht, unter jenem Systeme des Staatssozialismus, der das Volk für die Unterjochung vorbereitete, gab es bei allem Wohlstande doch weder Individualität noch Wettbewerbung; Städte wie Cuzco von 230 000 und Puno am Titicacasee von 82 000 Einwohnern waren große Ansammlungen von Menschen, aber keine Brennpunkte geistigen Lebens. Unter der vizeköniglichen Herrschaft, als jeder Verkehr mit dem Auslande untersagt und der Verkehr überhaupt in die engsten Fesseln eingeschnürt war, erreichte Peru in bezug

auf materielle Entwickelung den tiefsten Standpunkt, geistig aber stand das Land damals ein klein wenig höher als heute, insofern nämlich die Volkserziehung besser war und sich ab und zu in den besseren Schichten von Lima eine gewisse geistige und wissenschaftliche Rührigkeit kundgab. Die eingeborne Bevölkerung hat mehrmals (beispielsweise zwischen 1780 und 1800 zweimal unter Tupac Amaru) Aufstände begonnen, dann ist sie in ihr Phlegma zurückgesunken und hat sich mehr und mehr des Arbeitens entwöhnt, während Neger und neuerdings Chinesen die Lücken auf dem Arbeitsmarkte ausfüllen sollten. Bei alledem, und wenn auch bloß in den Adern eines geringen Bruchteils der Bevölkerung spanisches Blut rinnt, ist doch der Charakter des Landes bis auf den heutigen Tag durch und durch spanisch, spanischer beinahe, als Spanien selbst. Dieselben blutigen Greuel, an denen die Geschichte der Konquistadoren so reich ist, haben sich in gewissen Zeiträumen und zuletzt noch vor sechs Jahren wiederholt. Doch davon später.

Als die Napoleonischen Kriege die letzten Reste spanischer Macht in Europa gebrochen hatten und jener politische Egoismus, welcher der ganzen Rasse eigentümlich ist, die Lostrennung vom Mutterlande nahelegte, blieb Peru am längsten treu. Von hier aus wurden 1809 Neu Granada und 1813 Chile zurückerobert, Argentinien aber (das ehemalige Vizekönigreich Buenos Ayres), welches mit leichter Mühe das sogenannte spanische Joch abgeschüttelt, fühlte sich nicht sicher, solange die spanische Herrschaft noch in einem Teile des Kontinentes auf festen Füßen stand. Von Mendoza aus unternahm daher General San Martin einen Zug nach Chile, um die dortigen „Patrioten" zu unterstützen, und nachdem der etwas konfuse Revolutionsheld, dem man voriges Jahr im Dome zu Buenos Ayres ein Denkmal gesetzt, bei Maypú gesiegt hatte, landete er am 8. Sept. 1820 mit 4000 Mann in Pisco auf peruanischem Boden. San Martin rückte in Lima ein, nahm den Titel Protektor von Peru an, geriet aber, als seine ehrgeizigen Pläne

auf Widerstand stießen, mit sich selbst und andern in Zwist und begab sich schließlich mit Ehren überhäuft wieder nach Argentinien. Noch zweimal kehrte General Canterac, der Befehlshaber der spanischen Truppen, siegreich nach Lima zurück, inzwischen aber hatte man Bolívar (der Ton liegt auf der zweiten Silbe), den „großen Ehrenmann" und „Libertador", von Kolumbien herbeigerufen. Bolívar brachte 11 000 Mann zusammen, unter denen auch eine Anzahl deutscher, französischer, englischer und polnischer Offiziere waren, unternahm einen kühnen Zug über die schneebedeckten Kordilleren, wobei er tausend Mann verlor, und siegte am 6. Aug. 1824 durch Verrat in der Schlacht bei Junin. Die Spanier gingen auf Cuzco zurück, während Sucre an Bolívars Stelle den Oberbefehl übernahm. Am 9. Dezember verloren die Spanier ihre letzte Schlacht, die von Ayacucho; mit einer tiefen Kopfwunde stürzte der alte, ehrwürdige Vizekönig Laserna vom Pferde und Canterac kapitulierte mit dem Reste des Heeres. Die Sympathien der Briten hatten nicht wenig zu diesem Siege der Revolution beigetragen. Als chilenischer Admiral operierte Lord Cochrane an der Küste und am 22. Januar 1826 ergab sich auch Callao, der letzte Stützpunkt der Spanier. Nach Bolívars ehrgeizigen Plänen, die auf ein südamerikanisches Kaiserreich abzielten, sollte Peru als Anhängsel der Zentralrepublik von Kolumbien und mit lebenslänglichem Präsidenten unter seinem Protektorate stehen. Alle diese Schöpfungen Bolívars erwiesen sich jedoch als sehr wenig lebensfähig und Peru bot der Welt das skandalöse Schauspiel eines Krieges gegen seinen Libertador. Dieser Kampf wurde in Ecuador ausgefochten und gelangte erst mit dem Tode Bolívars zum Abschlusse. Neue Umwälzungen folgten, bis Santa Cruz, der ehrgeizige Präsident von Bolivien und der dritte jener Generale, die offen nach einer Kaiserkrone gestrebt haben, eine Confederacion Bolivio-Peruano bildete. Den Chilenen aber dünkte die Bildung eines so mächtigen Staates an ihren Grenzen gefährlich, sie verbanden sich mit den peruanischen Gegnern des Bundes,

schickten ein Heer und erreichten nach verhältnismäßig kurzem Kriege den Sturz des Generals Santa Cruz (1839).

Nachdem die Herrschaft des ehrgeizigen Generals den inneren und äußeren Feinden unterlegen war, folgte für Peru während der nächsten Jahrzehnte ein buntes, aber dennoch in seiner geistlosen Wiederholung uninteressantes Bild von Intrigen und Staatsumwälzungen. Nicht weniger als achtmal hat die Republik in jenem Zeitraume ihre Verfassung geändert, sie hat Kriege gegen Bolivien und Ecuador geführt und einer langen Liste von Präsidenten, provisorischen Präsidenten, Diktatoren und ähnlichem mehr zugejubelt. Gamarra, Echenique und Castilla waren unter jenen Intriganten, die sich für kürzere oder längere Zeit des Staatsruders bemächtigten, wenn man so sagen darf, die hervorragendsten. Mit Spanien hatte inzwischen seit längerer Zeit ein gespanntes Verhältnis obgewaltet, welches mit der Besetzung der Chincha-Inseln durch eine spanische Flotte (14. April 1864) zum Bruche kam. Der damalige Präsident Pezet vereinbarte zu Anfang 1855 einen den Spaniern günstigen Friedensvertrag. Da aber damals die Abneigung gegen Europa und das Geschrei nach einer Union Americana sowohl in Peru wie in Chile ihren Höhepunkt erreichten, so sah Pezet sich zur Abdankung gezwungen, und jener selbe General Prado, der während des Krieges gegen Chile dem jüngeren Streber Piérola weichen mußte, wurde Diktator. Die Spanier fochten am 7. Februar 1866 an der chilenischen Küste den Seekampf von Abtao aus, bombardierten am 31. März Chile und griffen am 2. Mai mit ihrer Panzerflotte energisch, aber erfolglos die Festungswerke von Callao an, was die Peruaner als einen großen Sieg auslegten. Prado, der inzwischen zum regelmäßigen Präsidenten erwählt worden war, dankte am 7. Januar 1868 ab, und General Canseca, unter dessen Verwaltung der Vertrag wegen des Baues der Titicacabahn abgeschlossen wurde, übernahm zeitweilig die Regierung.

Ihm folgte am 2. August 1868 durch Wahl des Kongresses Oberst Balta, der, obwohl persönlich das Beste des Landes wollend und mit allerlei großartigen Plänen sich tragend, dennoch einerseits die bisherige Militärwirtschaft fortsetzte, anderseits die schlimmste Schwindelperiode einleitete, die Peru bis zu diesem Augenblicke gesehen. Es war Balta nicht gerade leicht, für den schwierigen Posten als Finanzminister einen Mann von hinreichender Schlauheit und dreistester Stirne zu finden. Schließlich wurde er, auf den jungen und beschäftigungslosen Advokaten Nikolas Piérola aufmerksam gemacht, dessen bisherige Laufbahn wir, als bezeichnend für südamerikanische Verhältnisse, etwas näher verfolgen möchten. Piérolas Vater war Naturforscher aus Neigung und ein einfacher, bescheidener Mann, den Castilla einmal auf kurze Zeit zum Finanzminister machte. Der 1830 geborne Nikolas gewann sich die besondere Neigung des Bischofs von Puna Huerte, der ihn zum Priester erziehen lassen wollte. Als aber der junge Mann ganz und gar keine Anlagen zu priesterlicher Sanftmut zeigte, willigten seine Beschützer darein, ihn Jura studieren zu lassen, und 1840 trat Piérola nach einer Dissertation über Volkssouveränität vor das Forum. In Südamerika aber herrscht wahrlich kein Mangel an Advokätchen, und da der Beruf sich nicht lohnte, gab Piérola mit der Unterstützung seines priesterlichen Gönners das Kampfblatt El progreso católico heraus. 1864 begann Piérola die Herausgabe des konservativen, die Politik Pezets stützenden Blattes El Tiempo, arbeitete aber, da seine Auftraggeber gestürzt wurden, vergeblich und beschäftigte sich des weiteren vorzüglich mit kaufmännischen Reklamen.

An seinem dreißigsten Geburtstage übernahm der ehrgeizige Priesterzögling, wie oben erwähnt, das Portefeuille des Finanzministeriums, und Schlag auf Schlag folgten einander nun die kühnsten Operationen. An den in Paris und Lima etablierten Bankier Dreyfus verkaufte Piérola zwei Millionen Tonnen Guano, wobei ausgemacht war, daß das Haus Dreyfus unter Auf-

hebung des bisherigen Konsignationssystems und bis zur völligen Abnahme jener zwei Millionen Tonnen das ausschließliche Recht des Guanoverkaufes haben solle. Da nun aber die Zahlung für jene zwei Millionen Tonnen in der Form von Vorschüssen geleistet wurde, so verpfändete Piérola mit diesem Geschäfte dem Augenblicke zuliebe und für unabsehbare Zeiten die beste und beinahe einzige Einnahmequelle des Staates. Das Haus Dreyfus, das mehr und mehr Gewalt über Peru erhielt, vermittelte auch zwei Wucheranleihen, die eine (1870) von 220 440 000, die andre (1872) von 721 600 000 Mark. Wenn auch von diesem Gelde bloß ein Teil nach Peru gelangt ist, so ergoß sich doch während der nächsten Jahre ein wahrer Goldregen über Peru, ein Goldregen, der sich stets in die Taschen derjenigen senkte, die sich an den richtigen Platz zu stellen wußten. Wer in damaliger Zeit Paris besuchte und etwa im Bois de Boulogne eine übertrieben elegante Equipage oder Damentoiletten von übertriebenem, unschönem Luxus sah, der wird auf den Ausdruck seines Erstaunens hin häufig genug die etwas verächtliche Antwort gehört haben: »Ma foi, ce ne sont que des Péruviens.«

Jene Anleihen waren allerdings vor der Oeffentlichkeit dazu bestimmt, einerseits das stets sich vergrößernde Defizit des Budgets zu decken, anderseits jene großartigen Bauten ins Leben zu rufen, welche erst die eigentlichen und wahren Reichtümer Perus erschließen sollten. Die Natur hat es nämlich so gewollt, daß die am leichtesten von der Küste her erreichbaren Landstriche auch gleichzeitig die dürrsten und unfruchtbarsten sind, während die Bergwerke auf dem Andenplateau und die reichen Gehänge jenseits der Anden durch unerhörte Schwierigkeiten des Verkehres beinahe weiter weggerückt sind, als ob sie auf einem andern Erdteile lägen. Diese Schwierigkeiten zu überwinden, das eigentliche Peru der Welt zu eröffnen, ist der Traum jener wenigen wohlmeinenden Staatsmänner gewesen, deren das Land sich während der letzten Jahrzehnte erfreut hat. Unter Baltas Verwaltung wurde die

gegenwärtig vollendete Titicaca-Bahn weitergebaut und die Oroya-Bahn (offiziell Ferro-Carril-Transandino genannt) begonnen, welche als das unübertroffene Werk der Ingenieurkunst die hervorragendste Verkehrsstraße Südamerikas darstellen und den oberen Lauf des Amazonenstromes mit Lima und Callao verknüpfen sollte. Gleichzeitig baute man bei Lima einen Ausstellungspalast und begann bei Callao die Anlage jener schönen Dämme und Hafenwerke, welche in ganz Südamerika unübertroffen dastehen. Leider haben sowohl Balta wie sein utopistischer Nachfolger Pardo mehr auf das schöne Ziel als auf die durchaus unzureichenden Mittel gesehen, sie haben nicht bedacht, daß nur fertige Unternehmungen sich zu rentieren pflegen, daß halbvollendete bloß Zuschüsse erfordern.

Schon 1872 war die goldene Flut, welche Piérola heraufbeschworen, vorübergerauscht, der erfindungsreiche Finanzminister mußte, der Veruntreuung angeklagt, flüchten, und angesichts der leeren Staatskassen, der verpfändeten Einkünfte, bemächtigte sich aller Geister eine empfindliche Ernüchterung. Man wollte brechen mit der bisher ruhig geduldeten Gewaltherrschaft weniger Soldaten, man wollte für die demnächstige Präsidentenwahl dem militärischen Kandidaten (General Echenique) einen Zivilkandidaten (Dr. Manuel Pardo) gegenüberstellen.

Schon näherte sich Baltas Amtszeit ihrem Ende, als man sich plötzlich und unerwartet vor einer Revolution sah, die trotz ihrer bloß viertägigen Dauer an die Greuel der Konquistadorenzeit erinnert. Am 22. Juli 1872 rückte ein General namens Silvestre Gutierrez mit seinem Bataillon „Zepita“ aus der Kaserne und ließ seine Leute rufen: „Es lebe der neue Präsident Don Thomas Gutierrez!“ Gleichzeitig wurde Oberst Balta auf Anstiften der Verschwörer ins Gefängnis geworfen und Pardo rettete sich mit Mühe auf die peruanische Fregatte Independencia, wo die Flottenoffiziere ihn zum Diktator ausriefen. Die drei Gebrüder Gutierrez fanden, daß das Volk ihnen aufs äußerste abgeneigt war. Als der energischste unter ihnen, Don Silvestre, bei einem Volksauflaufe mit dem

Revolver auf die Menge schoß, traf ihn zur Erwiderung eine tödliche Kugel, und die beiden andern Brüder dachten des weiteren nur noch an die Flucht. Don Marceliano Gutierrez ließ den Obersten Balta im Kerker erdrosseln und marschierte mit den ihm ergebenen Truppen nach Callao, wurde aber kurz nach der Ankunft ermordet, während Thomas Gutierrez bei dem Versuche, zu fliehen, dem blutdürstigen Pöbel zum Opfer fiel. Man hing die Glieder der Ermordeten an den Türmen der Kathedrale von Lima auf und verbrannte sie später auf einem großen Scheiterhaufen.

Als Dr. Manuel Pardo am 29. Juli in die Stadt kam, äußerte er in einer Ansprache an den Pöbel, das, was er gesehen, werde ihm stets im Gedächtnisse bleiben und ihn verhindern, gegen die Rechte des Volkes zu verstoßen. Pardo ist einer der wenigen Präsidenten von Peru, welche während einer vollen vierjährigen Regierungsperiode im Amte geblieben sind und ohne Revolution die Gewalt ihrem Nachfolger überliefert haben. Auch ist Pardo wohl der beste Staatslenker gewesen, den Peru seit länger als einem halben Jahrhundert besessen hat, was nebenbei bemerkt immerhin noch nicht sehr viel besagen will. Pardo hatte mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Seitdem das Guanogeschäft aus den Händen der Regierung an das Haus Dreyfus übergegangen war, fehlten die Rimessen für den Bezug der unentbehrlichen Industrie-Erzeugnisse Europas. Die Folge war, daß nach und nach alles bare Geld aus dem Lande verschwand und daß es den zahlreichen Banken unmöglich wurde, ihre Noten gegen Hartgeld einzulösen. Man stand vor der Gewißheit, daß so ziemlich alle Banken ihre Zahlungen einstellen würden, und um diesem Uebel vorzubeugen, that die Regierung einen verhängnisvollen Schritt. Am 18. September 1875 ermächtigte sie die Banken zur Nichteinlösung des Papiergeldes und gestattete die Ausgabe weiterer Noten, die sofort als Vorschuß der Regierung überliefert wurden. Ein strenges Verbot der Silberausfuhr konnte die unheilvollen Wirkungen dieses Gesetzes

nicht mehr bannen, glücklicher dagegen waren andre finanzielle Maßnahmen. Durch einen neuen Vertrag mit dem Hause Dreyfus sollte das von Piérola demselben zugestandene Monopol mit dem 30. November 1876 zu Ende gehen. Mit dem Hause Rafael in London schloß man einen neuen Vertrag, und da der von Privatleuten, namentlich von deutschen Firmen ausgebeutete und zur Fabrikation künstlicher Düngmittel benutzte Natronsalpeter der Provinz Tarapaca dem Guano erfolgreich Konkurrenz machte, so entschloß man sich zur Verstaatlichung der Salpeterlager und verband dieselben gleichzeitig durch zahlreiche kleine Eisenbahnlinien mit den Küstenplätzen. Diese neue Milchkuh, die Pardo dem Staate schaffen wollte, ist jedoch niemals recht ertragfähig geworden. Zunächst muß der Salpeter erst in Fabriken aus dem Rohmaterial gewonnen werden, er läßt sich nicht gleich dem Guano mit Hilfe einiger weniger Neger oder Chinesen so ohne weiteres von der Erde wegschaufeln, und mit allem, was regelrechtes Arbeiten heißt, haben peruanische Regierungen kein Glück gehabt, so daß die Sache doch schließlich wieder an Private vergeben wurde. Dann kam auch der Ankauf etwas teuer zu stehen und schließlich machte der Salpeter von Antofagasta, von dem wir an andrer Stelle gesprochen, Konkurrenz. Bei alledem wurde von Pardo der Bau der großen Oroyabahn noch energischer als von Balta gefördert. „Wir haben," so äußerte sich Pardo in einer Schrift über die Provinz Januga, „binnen 15 Jahren aus dem Guano 150 Millionen Soles (zu 4 Mark) bezogen und ebenso nutzlos verschleudert. Vielleicht ist noch die gleiche Menge Guano übrig; gelingt es uns, dieselbe in produktive Anlagen umzusetzen, so hinterlassen wir unsren Nachfolgern ein Erbe unerschöpflicher Reichtümer, welches wertvoller ist als der Guano." Ein Mordanfall auf Pardo mißlang, große Schwierigkeiten aber bereitete ein mit Kirchengeldern ins Werk gesetzter und vielleicht von dem Hause Dreyfus unterstützter Aufstandsversuch Piérolas, der sich bis dahin als Verschwörer im Süden des Landes herumgetrieben hatte.

Piérola landete mit dem „Talisman", einem in Chile ausgerüsteten Schoner, bei Pacocha und setzte sich mit seiner Schar auf den Höhen von Torata fest, wo ihn die Regierungstruppen erst nach vieler Mühe und unter großer Aufregung des Landes besiegten.

Am 2. August 1876 übernahm aus Manuel Pardos Händen der General Marino Janacio Pardo die zweifarbige Schärpe, das Zeichen der Regierungsgewalt. Keine zwei Jahre später erfolgte ein neuer Putsch Piérolas. Ein Freund Piérolas überredete den Kommandanten des Panzerschiffes Huascar, dieses an den Verschwörer auszuliefern. Pardo aber schloß einen Vertrag mit dem Admiral Horsey, dem Befehlshaber eines englischen Geschwaders, wonach die beiderseitigen Seestreitkräfte gemeinsam gegen das mächtige Panzerschiff operieren sollten. Am 21. Juli 1878 kam es zwischen dem Huascar und den englischen Panzerschiffen Shah und Amethyst zum Kampfe, in dem nach peruanischen Quellen die Engländer den kürzeren gezogen haben sollen. Der Admiral Horsey, der ohne Vollmacht seiner Regierung gehandelt hatte, wurde bei der Rückkehr nach England seines Postens enthoben, Piérola aber ergab sich, als er sich der gesamten peruanischen Flotte gegenübersah, als Gefangenen. War somit diese Gefahr vorübergegangen, so erweckte es doch allgemeine Entrüstung, als am 16. November 1878 der Senatspräsident Pardo, unter allen Staatsmännern Perus der geachtetste und ehrenwerteste, der Kugel eines als Mörder gedungenen Sergeanten zum Opfer fiel. Ob der Mörder jemals bestraft worden ist, habe ich nicht erfahren können, bis zum Ausbruche des Krieges war das jedenfalls noch nicht geschehen.

Und nun, da wir bei jenen Ereignissen angelangt sind, welche den für Peru so verhängnisvollen Krieg im Gefolge hatten, ein paar Worte über die damalige Lage des Landes. Der Ruin Perus entsprang aus der schlechten Verwaltung seiner Finanzen, trotzdem Peru nach allem, was man sieht und hört, das Land der Finanzmänner par excellence zu sein scheint. Von jeher herrschte hier

bloß eine kleine Gesellschaft von gewandten, aber moralisch niedrig stehenden Abenteurern, die alle miteinander vom Staate leben wollten. Der Staat ist die Auster des Peruaners, und man kann sagen, des Amerikaners im allgemeinen, die Auster, die er sich mit dem Schwert, was soviel sagen will, als mit Gewalt und Ränken, zu öffnen sucht. Einmal am Ruder, schlägt er dem Gesetze ein Schnippchen, solange er nur mit der Gefräßigkeit der Staatspensionäre zu rechnen weiß, jener zahllosen „Montepios" und „Indefinidos", auf die sich Piérola vorwiegend stützte. Dazu kam die Demoralisation durch den Guano, der in neuerer Zeit dieselbe Rolle gespielt hat, wie früher das Silber; durch leichten Verdienst verwöhnt, hatte das Land sich schlafen gelegt. Trotzdem schon die alten Inkas den Wert des Guanos kannten und ihn ausbeuteten (sie sorgten aber dafür, daß die fleißigen Vögel nicht verscheucht wurden), mußte erst Humboldt wieder an die Sache erinnern. Als 1841 die Ausbeutung begann, lagerten auf den niemals von dem geringsten Regenguß heimgesuchten Chincha-Inseln in 80 bis 90 Fuß hoher Schicht annähernd 12550000 Tonnen Guano, heute ist davon beinahe nichts mehr übrig. Die Sache hat alles in allem etwa zwei Milliarden Mark abgeworfen und das Vermögen zahlreicher Konsignatare begründet. Allein das englische Haus J. Thompson, Bonard & Co. hatte, wie sich bei einem Prozesse herausstellte und bloß nach seinen Büchern, von 1862 bis 1871 einen Reinverdienst von 20064604 Mark.

Die äußerliche Ursache zum Kriege gab der Salpeter von Antofagasta ab. Ein Teil des bolivischen Küstengebietes wurde von Chile als sein Eigentum beansprucht, ohne daß, ehe der Wert der Salpeterlager bekannt war, besonderes Gewicht auf diese Forderung gelegt worden wäre. Bolivien vergab die Salpeterausbeutung an das anglo-peruanische Haus Gibbs und dieses teilte hinwiederum sein Privileg mit einigen chilenischen Häusern. Bolivien aber begann Ausfuhrzölle zu erheben, und wegen deren in irgend einem Vertrage ausbedungener Teilung entstan-

den Schwierigkeiten mit Chile. Die Chilenen gingen rasch entschlossen mit einer militärischen Besetzung des streitigen Gebietes und namentlich Antofagastas vor, Bolivien fand bei Peru die schon vorher vereinbarte Hilfe, und in dem Geiste des dritten Napoleon stürzte sich Peru in den Krieg. An Patriotismus hat es während des Krieges auch in Peru nicht gefehlt, obwohl dieser bei den Frauen größer gewesen sein soll als bei den Männern, die Armeeleitung aber war verkommen, zu Anfang gab es sozusagen mehr Generäle als Soldaten, und als später durch das gewaltsamste System der Rekrutenpressung (in Lima waren gar keine Arbeiter oder Dienstleute mehr aufzutreiben) die Armee auf mehr als 16000 Mann gebracht war, herrschte doch in deren Reihen kein wahrhaft militärischer Geist. Die kupferfarbenen Cholos waren in die bis aufs Haar kopierten französischen Uniformen hineingezwängt, aber sie wußten nicht, wofür sie fochten, und bei allen Armeelieferungen war die Bezahlung stets ein schwacher Punkt. Kam Kavallerie nach irgend einem Orte, so mußte sie die Gerste für ihre Pferde (im Punkte der Pferdefütterung machen es die heutigen Bewohner der Westküste Südamerikas wie die Griechen Homers) zusammenstehlen oder, wenn das nicht anging, zusammenbetteln, und was dergleichen mehr ist. Ueber die Bolivier brauche ich hier kaum zu sprechen, da sie sich an dem Kriege weit mehr passiv als aktiv beteiligt haben. Unter den Chilenen herrschte unzweifelhaft ein stärkerer Geist der Ordnung, auch ist der chilenische Soldat ein guter Soldat, ausdauernd und tapfer, aber er hat die wilden, diebischen und habgierigen Instinkte des Spaniers und Indianers, nach dem Siege mag er nicht immer zum besten gehaust haben. Nach meinen eignen Erfahrungen ist das niedere Volk von Peru angenehmer, oder besser ausgedrückt, weniger unangenehm als das von Chile, weil es unterwürfiger und bescheidener ist, auch mangelt es den höheren Klassen wahrlich nicht an äußerlichem Schliffe und jener gesellschaftlichen Glätte, die von wahrem Anstande freilich noch weit entfernt ist; gerade diese höheren Klassen aber sind

doch viel weniger gediegen, als diejenigen Chiles, das gerade durch seine schlauen Diplomaten die größten Erfolge erzielt hat. Betreffs der roten Hosen und des französischen Schnittes der Uniformen ließen die Chilenen den Peruanern nur wenig nach, ihre Regimenter, namentlich diejenigen aus dem Süden, waren jedoch physisch kräftiger, die Offiziere standen auf einem höheren Standpunkte der Bildung, und was nicht zum wenigsten in Betracht kommt, die Chilenen, deren Armee auf dem Kriegsfuß 20000 Mann oder mit Einschluß der bloß zum geringsten Teile mobilisierten Nationalgarden 50 000 Mann umfaßte, waren auch der Zahl nach ihren Gegnern überlegen.

Ueber den Verlauf der Kriegsereignisse ist außer den Berichten der chilenischen Befehlshaber nichts Zuverlässiges veröffentlicht worden. Während meines Aufenthaltes in Santiago hieß es, Isidoro Errazuriz solle im Auftrage der Regierung eine Geschichte der Krieges schreiben und dafür 6- oder 8000 Pesos erhalten. Man kann die Kriegsereignisse in drei Epochen teilen: 1) die Besetzung Antofagastas und der Seekrieg, 2) die Operationen in der Salpeterprovinz Tarapaca, welche mit der Besetzung Tacnas und Aricas durch die Chilenen endeten, und 3) der Zug gegen Lima.

Die peruanische Flotte genoß, soweit dies unter südamerikanischen Verhältnissen möglich ist, eines guten Rufes und zu Anfang erachtete sie jedermann der chilenischen überlegen, was um so mehr ins Gewicht fiel, als es für beide Teile der Atacamawüste wegen seine Schwierigkeiten hatte, zu Lande aneinander zu geraten. Die Flotten also mußten zuerst die Entscheidung geben, und fast durch einen Zufall neigte sich bei dem ersten Treffen die Wagschale auf die Seite der Chilenen. Am 21. Mai 1879 trafen vor der Bai von Iquique die beiden peruanischen Panzerschiffe von Huascar und Independencia mit den beiden chilenischen Holzschiffen Esmeralda und Covadonga zusammen. Der Huascar richtete die Esmeralda mit seinen Geschützen übel zu und rammte schließlich. Als keine Hoffnung mehr war und der Sporn des Huascar sich

zum soundsovieltenmal in die Wanten des chilenischen Schiffes bohrte, sprang dessen Kapitän Arturo Prat mit noch einem Manne, den Revolver in der Hand, an Bord des Huascar, als ob er entern wolle. Von Kugeln durchbohrt fiel er augenblicklich, die Chilenen aber betrachten diesen nutzlosen Heroismus als das größte Heldenstück des Krieges. In Iquique sah ich ein Denkmal des mutigen Kapitäns, und noch durch keine chilenische Stadt bin ich gereist, in der nicht das eine oder andre Wirtshaus den Namen „Café Arturo Prat" führte. Die Esmeralda sank nach mutigstem Widerstande, die Covadonga aber wußte fliehend die sie verfolgende Independencia in eine Untiefe zu locken, wo das stolze Schiff binnen kürzester Zeit zu Grunde ging. Als der Verfasser drei Jahre später mit kleinem Segelboote zu wiederholten Malen über die sehr seichte Stelle hinwegfuhr, war auch nicht das geringste mehr zu sehen: die Brandung hatte völlig mit dem Panzerkolosse aufgeräumt. Trotzdem Chile fortan das Uebergewicht zur See hatte, machten doch die Peruaner, dank der Unermüdlichkeit des braven Huascar, weit mehr von sich reden. Bald hier, bald dort bombardierte Admiral Grau, „der Nelson Perus", eine chilenische Stadt, bald hier, bald dort nahm er ein chilenisches Schiff weg, so beispielsweise am 22. Juli den Rimac, der ein peruanisches Kavallerieregiment an Bord hatte. Der chilenische Admiral Riveros erhielt den Auftrag, sich um jeden Preis und koste es, was es wolle, des Huascar zu bemächtigen. Am 7. Oktober 1879 sah Admiral Grau unfern von Antofagasta, daß er, durch den Nebel getäuscht, der chilenischen Flotte, die ihn von zwei Seiten bedrohte, nicht mehr entfliehen könne. Er nahm den Kampf auf und hat ihn zur Ehre Perus durchgefochten, bis eine Granate in den Turm drang und seinen Körper in unförmliche Stücke zerriß. Die Blanco Encalada und der Cochrane fuhren fort, ihren Eisenhagel zu schleudern. Als der jüngste Offizier des Huascar (alle andern waren gefallen) das Kommando übernommen hatte, gelang es den

Chilenen, sich des Schiffes, dessen Wasserpforten man eben geöffnet hatte, zu bemächtigen.

Mit der Besiegung des Huascar war die Herrschaft der Chilenen zur See unbestritten und sie zögerten nicht, davon den ausgiebigsten Gebrauch zu machen. Am 2. November erschien eine chilenische Transportflotte von 22 Schiffen vor Pisagua und landete etwa 9000 Mann, die sich nach kurzem Gefechte mit den auf 1000 Mann bezifferten Peruanern und Boliviern des Ortes bemächtigten. Am 19. und 21. November folgten die Gefechte von Agua Santa und San Francisco, am 27. November das unentschiedene Treffen von Tarapaca, in dem noch auf peruanischer Seite Prado, auf bolivischer Campero den Oberbefehl führte, sowie schließlich am 27. Dezember die für Chile siegreiche Schlacht von Dolores. Schon vorher aber hatten sich, als eine Folge der peruanischen Niederlagen, sowohl in Lima wie in La Paz starke Umwälzungen vollzogen. Präsident Prado, der sah, daß ihm die Verhältnisse über den Kopf wuchsen und der ein Ende ähnlich demjenigen der Brüder Gutierrez fürchten mußte, begab sich am 21. Dezember an Bord des englischen Postdampfers Payta und schiffte sich, seine Familie in Lima zurücklassend, nach Panama ein, unter dem später von New York aus in einem Manifest gegen Piérola dargelegten Vorgeben, daß er in Europa neue Kriegsschiffe für Peru kaufen wolle. Piérola, welcher beim Ausbruche des Krieges der Republik seine Dienste angeboten und thatsächlich ein eignes Regiment auf die Beine gebracht hatte, war schnell zur Stelle und wußte sich eines Theiles der bewaffneten Macht zu vergewissern. Anders aber dachte der ebenso ehrgeizige Kriegsminister Lacotera, und die beiderseitigen Truppen kämpften am 22. Dezember auf der Plaza Bolivar zu Lima. Piérola war Sieger und am folgenden Tage Diktator; sein erstes Geschäft bestand darin, den Papst brieflich seiner unabänderlichen Unterwürfigkeit zu versichern, sein zweites, die Geistlichkeit zur Hergabe der Kirchenkleinodien aufzufordern, und sein drittes, riesweise Papiergeld (die sogenannten Inka-Emis-

sionen) auszugeben. Die Chilenen zögerten einigermaßen, in der wasserlosen Atacamawüste weiter vorzudringen, und um einen Druck auf die neue Regierung in Lima auszuüben, sandten sie am 23. Februar 1880 eine Expedition unter Lynch nach Nordperu und begannen am 10. April Callao zu bombardieren. Als dies nichts fruchtete, drang General Baquedano weiter vor, siegte am 26. Mai in der blutigen Schlacht von Tacna, stürmte am 7. Juni den für uneinnehmbar gehaltenen Morro, einen mit schweren Kanonen ausgestatteten Bergkegel am Meeresufer, und besetzte am 8. Juni Arica. Damit war die ganze Salpeterprovinz Tarapaca, der ersehnte Siegespreis, in den Händen der Chilenen, und es konnte nichts verschlagen, daß zwei chilenische Transportschiffe, die Loa und die Covadonga, durch peruanische Torpedos zu Grunde gingen. Unter Vermittelung Nordamerikas wurden in Arica Friedensverhandlungen angeknüpft, die lange dauerten, aber nicht zum Ziele führten.

Chile bereitete sich äußerst vorsorglich und gewissenhaft zum letzten Entscheidungsschlage, dem Zuge gegen Lima, vor. General Baquedano landete in Cierayaco, rekognoszierte am 11. Januar und marschierte am 12. Januar gegen die Hauptstadt. Die Peruaner hatten mit Aufgebot aller Kräfte etwa 25 000 Mann zusammengebracht und bei Chorillos, einem in ruhigen Zeiten vielfach von Lima aus besuchten Seebade, wohin eine Eisenbahn führt, recht geschickt aufgestellt. Am 13. Januar, als die Chilenen angriffen, kam es zur Schlacht, der bedeutendsten des Krieges. Die Peruaner sollen nach dem chilenischen Siegesberichte 5000 Tote und Verwundete, 1500 Gefangene (darunter ein Bruder Piérolas) und 60 Kanonen eingebüßt haben, auch die chilenischen Verluste waren nicht ganz gering, u. a. war der in chilenischen Diensten stehende Hauptmann v. Moltke gefallen. In der Nacht vom 14. auf den 15. begab sich das Konsularkorps von Lima, um zu vermitteln, zu General Baquedano. Der chilenische Befehlshaber versprach, mit weiteren Feindseligkeiten zu warten, als er aber am 15. Januar

die Linien rekognoszierte, soll auf ihn geschossen worden sein, und da allmählich immer mehr Truppen in das Scharmützel eingriffen, so entspann sich das Gefecht von Miraflores, in dem der letzte Rest der peruanischen Armee (etwa 10000 Mann) vernichtet wurde. Die Chilenen hatten ursprünglich zweifellos die Absicht, Lima zu plündern, die Offiziere hatten das ihren Soldaten versprochen, und als von Lima her die erste Deputation von Bürgern zu Baquedano herauskam, gab er ausweichende Antworten. Man hätte auch die chilenischen Soldaten ihrer ganzen Anlage nach schwerlich im Zaume halten können, falls sie sofort in die Stadt eingerückt wären. Inzwischen bildete sich in Lima eine Art von Kommune, der Pöbel war allmächtig, die Neger und Zambos schlugen die Chinesen tot, man zündete viele Häuser an und eine neue zu Baquedano hinausgesandte Deputation bat dringend um die Besetzung der Stadt. Diese erfolgte am 17. Januar durch einige Eliteregimenter und kurz darauf ergab sich auch Callao, nachdem noch alle dort ankernden Transportschiffe versenkt worden waren.

Piérola war nach dem Gefechte von Miraflores in die Sierra geflohen, die Chilenen suchten ihn als nicht mehr existierend zu betrachten, machten ihn in ihren Zeitungen lächerlich und begünstigten unter ihren Augen in Lima die Bildung einer neuen Regierung mit Garcia Calderon als Präsidenten. Sie hofften auf diese Weise, wenn die neue Regierung ihre Macht und ihr Ansehen allmählich ausbreitete, doch jemand zu haben, mit dem sie Frieden schließen könnten. Die Regierung Garcia Calderons aber gewann niemals die Sympathien der Peruaner, sie vermochte trotz der von Chile gelieferten Waffen nichts gegen die Banden Piérolas auszurichten, denen gegenüber sie ohne chilenische Hilfe stets den kürzeren zog, vor allem aber zeigte sich Calderon selbst nicht im geringsten zu Friedensverhandlungen auf der Grundlage irgendwelcher Gebietsabtretungen bereit. Die Chilenen, die vermuteten, daß Calderon außerdem hinter ihrem Rücken Ränke spinne und ihnen durch Verträge mit nordamerikanischen Speku-

lanten Schwierigkeiten bereiten würde, nahmen ihn schließlich am 6. November 1881 gefangen und internierten ihn in Chile. Während Calderons Herrschaft und während Calderons Kongreß in einem Dörfchen bei Lima tagte, hatte Piérola sich fortdauernd als Präsident betrachtet und seine Kongreßsitzungen in Ayacucho abhalten lassen. Mit der Internierung Calderons aber vereinfachten sich die Verhältnisse durchaus nicht, insofern nämlich in den von den Chilenen nicht besetzten Teilen Perus zahlreiche Häuptlinge die höchste Gewalt an sich rissen. In Cajamarca stand mit einer Bande der Vize-Admiral Lizardo Montero, ehedem Calderons Vizepräsident; bis Chocica an der Oroyabahn, die längst den Verkehr eingestellt hatte, streiften die Vorposten eines zweiten Häuptlings namens Caceres; in Ayacucho, saß, wie gesagt, Piérola und in Arequipa herrschte ziemlich unumschränkt ein vierter Befehlshaber, namens Latorre. Geklärt wurde die Sache einigermaßen dadurch, daß Piérola plötzlich im Dezember 1881 ohne anscheinenden Grund und zu aller Verwunderung sein Amt niederlegte, um sich zunächst nach Lima unter den Schutz des amerikanischen Konsuls, später aber nach Paris und New York zu begeben. Montero, der schon 1876 als Kandidat gegen Prado aufgetreten war, versandte daraufhin sofort ein Rundschreiben, u. a. auch an die deutschen Konsulate, worin er mitteilte, daß er als Calderons Vizepräsident die höchste Gewalt übernommen habe.

Die militärische Lage war nun die, daß die Chilenen mit Ausnahme Mollendos, des Hafens von Arequipa, alle peruanischen Küstenplätze von Bedeutung blockiert hatten. In Lima und Callao standen etwa 8000 Chilenen, in der Provinz Tarapaca 4—5000, an den übrigen Plätzen etwa 3000, ins Gesamt 15 682. Eine peruanische Armee existierte nicht mehr, Peru besaß weder ein einziges Schiff noch ein einziges uniformiertes Regiment; die Banden von Montero, Caceres und Latorre liefen barfuß herum und waren mit Ponchos bekleidet.

Wer die wahren Ursachen des Krieges etwas näher

verfolgt, wird herausfinden, daß kaufmännischer Neid und kaufmännische Spekulation sehr viel damit zu thun hatten. Chile beanspruchte nicht bloß das ehedem zu Bolivien gehörige Küstengebiet, so daß dieser Staat gänzlich von der See abgeschnitten sein würde, sondern auch die peruanische Provinz Tarapaca, es beanspruchte mit andern Worten die ganze Salpeterküste, und dieser Preis ist des Kampfes wohl wert. Die Chilenen richteten sich in der Provinz Tarapaca, in der 63 Millionen Tonnen Salpeter liegen sollen, häuslich ein und gestalteten die Verwaltung mit chilenischen Beamten ganz nach chilenischem Muster um.

Wie aber sollte nun Chile zu einem offiziellen Frieden und zur offiziellen Abtretung der Provinz Tarapaca gelangen? Die peruanischen Staatsmänner glaubten von vornherein für die Zukunft unmöglich zu sein, sobald sie an Gebietsabtretungen dächten; selbst Garcia Calderon hat niemals den Mut gehabt, sich mit der Unumgänglichkeit eines Gebietsverlustes vertraut zu machen. Dabei vermochte Chile die Furcht vor einer Einmischung Nordamerikas nicht zu verbergen. Es war bekannt, daß amerikanische Spekulanten sich von abgefeimten Juristen windige Ansprüche auf die Guanolager Perus hatten zusammenstellen lassen; es war bekannt, daß eine Gruppe von Finanzmännern, denen der Expräsident Grant sehr nahe stand, mit dem Gedanken umging, Peru die von Chile zu verlangende Kriegsentschädigung vorzuschießen, gleichzeitig jeder Gebietsabtretung Widerstand zu leisten und sich für das geborgte Geld den gesamten noch vorhandenen Guano verschreiben zu lassen.

Zu Anfang 1883 standen die Verhältnisse derart, daß von den bekannteren peruanischen Staatsmännern Calderon sich noch immer in chilenischer Gefangenschaft befand und Piérola und Prado in New York lebten, während Montero in Arequipa, Caceres in Ayacucho, dessen er sich im vorhergehenden Jahre zu bemächtigen gewußt hatte, und Iglesiar in Cajamarca die höchste Gewalt ausübten. Domingo Santa Maria, der Präsident von Chile, drohte, daß die Chilenen, wenn nicht bald Frieden geschlossen werde, nicht

bloß die Provinz Tarapaca, sondern auch Arica und Tacna dauernd behalten würden.

Unter all den ehrgeizigen Häuptlingen von Peru hatte bloß einer, nämlich Iglesias, sowohl den Mut, für eine Verständigung mit den Chilenen einzutreten, als auch die Macht, dieser seiner Ansicht Geltung zu verschaffen. Nachdem die Chilenen infolge einer Uebereinkunft mit Iglesias schon vorher einige Küstenplätze geräumt hatten, wurde am 20. Oktober zu Ancon von den peruanischen Bevollmächtigten Lavalle und Zaldivar und dem chilenischen Bevollmächtigten Novoa ein Friedensvertrag unterzeichnet. Durch diesen Vertrag wurde die im Norden vom Fluß Camarones begrenzte Provinz Tarapaca endgültig an Chile abgetreten. Die beiden nördlich vom Fluß Sama begrenzten Provinzen Arica und Tacna sollen dagegen 10 Jahre lang zu Chile gehören. Nach dieser Zeit soll eine Volksabstimmung darüber entscheiden, ob die Provinzen endgültig bei Chile verbleiben oder aber an Peru zurückfallen. Derjenige Staat, der die Provinzen alsdann erhält, wird dem andern 10 Millionen Dollar zahlen. Die Artikel 4—7 beschäftigen sich mit den Guanolagern und jenem chilenischen Verkaufsvertrage vom 9. Februar 1882, durch welchen über eine Million Tonnen Guano verfügt wurde. Von dem Erlöse dieser einen Million Tonnen soll die eine Hälfte zur Befriedigung der Gläubiger jenes Staates an Peru, die andere an Chile fallen. Auch der Ertrag jener bereits bekannten Guanolager, die zu dem an Chile abgetretenen Gebiete gehören, soll zu gleichen Teilen zwischen beiden Ländern geteilt werden, etwanige neuentdeckte Lager sollen aber Chile allein gehören. Durch Artikel 9 und 10 wird vereinbart, daß die Lobos-Inseln bis zur völligen Ablieferung jener oben erwähnten einen Million Tonnen Guano unter chilenischer Verwaltung bleiben sollen. Artikel 11 bestimmt, daß die Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern bis zum etwanigen Abschlusse eines Handelsvertrages auf Grundlage jener Bestimmungen zu regeln sind, wie sie vor dem 5. April 1870 in Kraft waren.

Artikel 12 behandelt die von Peru an chilenische Bürger zu zahlende Entschädigung, deren Höhe durch ein Schiedsgericht festgestellt werden soll. Im Artikel 13 erklärt Peru sich mit allen Regierungshandlungen einverstanden, die Chile zur Zeit der Besetzung ausgeübt hat. In einem Zusatzprotokolle wurden des nähern die Bedingungen erläutert, unter denen bis zur Ratifikation des Vertrags ein chilenisches Besatzungskorps in Peru verbleiben würde. Chile, dessen gesamtes Gebiet bisher in der gemäßigten Zone lag, wird sich nach den Bestimmungen dieses Vertrags bis weit über den Wendekreis hinaus erstrecken.

Am 23. Oktober 1883 um 8 Uhr morgens räumten die Chilenen Lima und zwei Stunden später hielt General Iglesias, der zuerst in Cazamarca und dann in Truxillo residiert hatte, seinen Einzug in Pizarros alter Stadt. Die Chilenen hatten einige Zeit vorher eine Expedition ausgerüstet, um Calderons sogenanntem Vizepräsidenten, dem Admiral Montero, das wichtige Arequipa zu entreißen. 2000 Chilenen landeten in Mollendo und nahmen, da Montero kurz vorher geflohen war, Arequipa ohne Schwertstreich. Iglesias hatte schon von Truxillo aus Anstalten zur Berufung eines Nationalkongresses getroffen, und nachdem die Wahlen ganz und gar zu seinen Gunsten und zu Gunsten des Friedens ausgefallen waren, trat am 1. März 1884 die erste Nationalversammlung nach dem Kriege in Lima selbst zusammen. Am 2. März leistete Iglesias den Eid als provisorischer Präsident und am 8. wurde der Friedensvertrag mit 90 gegen 6 Stimmen vom peruanischen Kongresse genehmigt. Am 28. März erfolgte dann noch der Austausch der Schlußurkunden des Friedensvertrages. Die auswärtigen Mächte aber und namentlich die Vereinigten Staaten (welche Garcia Calderon etwas allzu voreilig als Präsidenten anerkannt hatten) zögerten mit der Anerkennung der Regierung des Generals Iglesias. Begründet wurde diese Zögerung mit dem Hinweis darauf, daß Iglesias sich überhaupt nur mit chilenischer Hilfe halten könne. In Wahrheit wog aber die Ansicht vor, daß Perus fremdländische Gläubiger durch

die auf den Guano bezüglichen Bestimmungen des Friedensvertrages geschädigt worden seien.

Es kann nicht geleugnet werden, daß der über Erwarten glückliche Ausgang des Krieges bei den Chilenen, deren Nationalgefühl von jeher sehr stark entwickelt war, einen gewissen Uebermut erzeugt hat, und zwar dies um so mehr, als die mit kluger Umsicht verteilten und gemilderten Lasten des Krieges durchaus nicht sehr drückend waren. Die einzigen Folgen des Krieges, die man in Chile wahrnimmt, sind die, daß anstatt der früheren Silberpesos bloß das Papiergeld der Regierung und verschiedener Banken im Umlauf ist, sowie daß die frühere vollwertige Scheidemünze (die sogenannten Cirolas) aus dem Lande verschwunden und durch minderwertige Stücke ersetzt sind. Chile hat die Kosten des Krieges mit seinen gewöhnlichen Einkünften, mit neuausgegebenem Papiergelde (für 28 Millionen Pesos) und einer kleinen Anleihe (zwei Millionen Pesos) bestritten. Der Handel stockte zu Anfang des Krieges gänzlich, hat sich aber seitdem in ungeahnter Weise gehoben, da von Valparaiso aus neuerdings die gesamte Küste von Peru mit Waren versorgt wird. In gleichem Verhältnisse sind die Zolleinkünfte der Regierung gestiegen, und da die Chilenen auch in Peru „an der Quelle“ sitzen, d. h. nehmen, was sie bekommen können, so bekümmert man sich nicht allzusehr um die Unkosten der Okkupation.

In denjenigen Landesteilen, welche mehrere Jahre lang von den Chilenen besetzt waren, beispielsweise in Callao und Lima, führten sie ein äußerst strammes, vielleicht etwas willkürliches und diktatorisches Regiment; von jener zarten Rücksichtnahme, womit deutscherseits nach dem französischen Kriege die okkupierten Teile Frankreichs behandelt wurden, war hier nicht die leiseste Spur zu bemerken. Die ganze Verwaltung ruhte in den Händen von Chilenen, chilenische Richter, chilenische Polizisten, chilenische Zollbeamten wirtschafteten dort, wo früher faule Peruaner sich in die kärglich zugemessene Arbeit geteilt hatten, die Chilenen hatten sogar die gesamte einheimische Presse gewaltsam

unterdrückt, es erschien weder in Callao noch in Lima eine peruanische Zeitung und die Einwohner erhielten ihre Nachrichten bloß durch die drei von Chilenen redigierten Blätter „Situacion“ (Lima), „Dia“ (Lima) und „Comercio“ (Callao). Während der ersten zehn Monate der chilenischen Herrschaft gab es in Lima bloß ein Militärgericht, das für Handelssachen nicht zuständig war. Später wurden Friedensrichter gewählt und man sandte ordentliche Richter aus Chile herüber, die sich aber doch erst mit peruanischem Gesetze vertraut machen mußten. Eine große Unbequemlichkeit für die Bevölkerung bestand darin, daß es während langer Zeit nicht die leiseste Spur von Polizei gab. Die Unsicherheit soll damals sehr groß gewesen sein und noch während meines Aufenthaltes ging namentlich abends niemand mit goldener Uhr, niemand ohne Revolver über die Straße. Trat ich in einen peruanischen Laden, so warnte man mich vor betrunkenen chilenischen Soldaten; sprach ich mit chilenischen Offizieren, von denen sehr viele in meinem Gasthofe speisten, so hörte ich ganz gewiß, daß die peruanischen Cholos sehr schlechte Subjekte und eigentlich lauter Straßenräuber seien. Der chilenische Oberbefehlshaber Lynch hat ein paarmal, als es zwischen Soldaten und Zivilisten zu einem Krawall kam, offenbar unschuldige Peruaner, bloß um Schrecken einzuflößen, erschießen lassen; am auffallendsten ist jedoch der Haß der Chilenen gegen die peruanische Geistlichkeit, während sich doch Regierung und Volk zu Santiago so äußerst devot gebärden. Ertappte die chilenische Polizei einen Geistlichen in einem Tanzlokale oder schlechten Hause — und das soll sehr häufig vorgekommen sein —, so konnte man gewiß sein, daß die Sache am folgenden Morgen mit allen schlimmen Einzelheiten von den chilenischen Zeitungen beschrieben wurde. Mit großer Strenge und Pedanterie, aber auch mit Gerechtigkeit wurden von den Chilenen die Zollabgaben erhoben, während es unter peruanischer Herrschaft gemütlicher zuging.

Dabei nahm man an den öffentlichen Kassen nur vollwertige Silber-Soles (gleich fünf Franken oder vier

Mark) an und ignorierte das peruanische Papiergeld, welches im gewöhnlichen Verkehre als ausschließliches Zahlungsmittel diente. Der Kurs dieses Papiergeldes schwankte jeden Tag; während meines Aufenthalts in Lima erhielt man für den Silber-Sol etwa 13 Papier-Soles. Auch während der Herrschaft Piérolas war das peruanische Papiergeld schon stark entwertet gewesen, und da damals alle Zölle in Papier, heute aber in Silber gezahlt werden, so mag man sich die Schwierigkeiten vorstellen, mit denen der Kaufmannsstand zu kämpfen hatte. Dazu kommen allerlei Nebenumstände, wie z. B. das Verbot der Silberausfuhr, welches gleich allen peruanischen Gesetzen und Vorschriften von den Chilenen beibehalten wurde; dazu kommt die lästige Forderung, alltäglich die Rechnung mit der Zollbehörde abzuschließen, während dies sonst bloß alle Wochen geschah, und was dergleichen mehr ist. Trotz der hohen Zölle geht es im Hafen von Callao recht lebendig zu, und wenn erst einmal der Verkehr mit dem Inneren, das so ziemlich alle vorhandenen Waren aufgebracht haben muß, wieder eröffnet sein wird, kann für eine gewisse Zeit die lebhafteste Handelsthätigkeit nicht ausbleiben. Sind doch ganz Bolivien und Peru, soweit sie nicht von den Chilenen besetzt wurden, von der Küste abgeschnitten, und das wenige, was ihnen an Waren auf dem Landwege vom oberen La Plata her zugesandt worden sein mag, kommt kaum in Betracht.

Auf den Postbüreaus bediente man sich bis zum Abmarsch der Chilenen peruanischer, mit dem chilenischen Wappen abgestempelter Freimarken, im Hafen von Callao wurden die versenkten Transportschiffe gehoben, ausgepumpt und für chilenische Rechnung verkauft, über dem unschönen Regierungsgebäude zu Lima, das sich Lynch als Hauptquartier ausersehen, wehte die chilenische Flagge, und als ich mich nach dem Museum erkundigte, welches sehr schön gewesen sein soll, hieß es, die Chilenen hätten in Napoleonischem Stil alles nach Santiago geschleppt. Ich ging zu dem ehemaligen sogenannten Ausstellungspalaste und Ausstellungsparke, einer Art von Tivoli, aber ich fand ein

Feldlager. Die schönen Bäume waren teilweise umgehauen und als Brandholz benutzt, die Fenster waren ausgehoben und verkauft worden.

Inzwischen grollte und schmollte die bessere peruanische Gesellschaft und in dem feinsten Klub (Klub Union) sah man niemals einen chilenischen Offizier; nach dem Gebirge zu gibt es eine hübsche Alameda, die früher stark besucht wurde, seit 1881 aber ist sie verschlossen und kein Mensch zeigt sich dort. Auch verkehrten von der ganzen großen Besatzung bloß Lynch und einige andre höhere Offiziere in peruanischen Familien, die übrigen Offiziere schienen sich, soweit das unter südamerikanischen Verhältnissen thunlich ist, durch gutes Essen und gutes Trinken für die fehlenden gesellschaftlichen Genüsse zu entschädigen. „Ja, als die hijos del pais noch hier herrschten," so versicherte man mir allenthalben, „damals war Lima eine fröhliche Stadt." Das mag zutreffend gewesen sein für diejenigen, welche in peruanischen Familien verkehrten und den hübschen Manta-Trägerinnen ihre Aufmerksamkeiten zuwandten. Der Fremde aber mag sich dort namentlich unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu Tode langweilen. Kein Theater, kein Konzert, kein anständiger Gasthof, kein anständiges Kaffeehaus, kein Spaziergang, der durch Schönheiten der Natur für seine Einsamkeit entschädigte, kein Museum, keine glänzenden Läden, selbst keine Möglichkeit zu Ausflügen, sintemal die von den Chilenen gestützte Herrschaft sich etwa bloß ein Legua weit im Umkreise erstreckt und außerhalb der Stadt die Unsicherheit zu groß ist. Ordentliche Theatervorstellungen hat es seit der Besetzung durch die Chilenen nicht mehr gegeben; in einem Theater wurde allerdings gespielt, aber das Publikum bestand bloß aus Offizieren, ein paar Offiziersfrauen, Soldaten und chilenischer oder peruanischer Demimonde.

Bei alledem darf man nicht glauben, daß es mit dem Nationalhasse so sehr ernst sei, wie dies bei oberflächlicher Beobachtung der Fall zu sein scheint. Die ganze Sache läuft auf Ziffern, auf Verdienst, auf Mein und Dein

hinaus, alles übrige ist künstlich gemacht, oder äußerliche Zuthat. Ideale Ziele wird man in Amerika selten finden, und vielleicht in Südamerika noch etwas seltener, als in Nordamerika, höchstens prunkt man damit und benutzt sie als Deckschild.

In welchem finanziellen Zustande Peru demnächst zu geregeltem Leben zurückkehren wird, läßt sich heute kaum feststellen. Das Salpetergeschäft ist ein für allemal in die Hände der Chilenen übergegangen und gerade die besten „huaneras“ (von dem Quichuawort huanu gleich Mist) scheinen erschöpft zu sein. Der Guano, der jetzt noch auf den Chincha-, Huñapi- und Macavi-Inseln liegt, ist bloß ein kleiner Rest, derjenige aber von den Lobos-Inseln und dem Festlande (Huanillos, Punta Alta, Puerto Ingles, Pabellon de Pica und Chipana-Bai, insgesamt etwa 1 800 000 Tonnen) soll weniger reich an Ammoniak und mit Sand vermischt sein. Der Absatz, der sich noch 1869 auf 574 790 Tonnen belief (zu 200 bis 240 Mark die Tonne), stellte sich für 1876 bloß auf 378 663, für 1877 auf 310 042 und für 1878 auf 338 000 Tonnen. Gegenwärtig schläft das Guanogeschäft, das sich mehr und mehr auf den einzigen Hafen Huanillos beschränkt, gänzlich; die chilenische Regierung hat zu demselben noch nicht Stellung genommen. Früher pflegte die Guanoausfuhr nach den verschiedenen Verbrauchsländern (England, Frankreich, Vereinigte Staaten, Italien, Mauritius, Deutschland, Indien, China, Costarica, Australien, Barbados, Spanien, Kuba) verpachtet zu werden. Die Pächter verkauften den Guano für Rechnung der Regierung und erhielten dafür Kommissionsgebühren und Provision, deren Höhe je nach den verschiedenen Ländern wechselte. Nur Handelshäuser mit großem Kapitale konnten der stets verlangten Vorschüsse wegen solche Verträge abschließen, und doch war des hohen Gewinnes halber der Andrang sehr groß. Alles dies wird sich für die Zukunft in bescheideneren Grenzen bewegen müssen.

Betrachten wir nun die übrigen Reichtümer Perus. Wo die alten Inkas das viele Gold herbekommen, welches

die Konquistadoren vorfanden (die Menge Goldes, welche Atahuallpa in dem erwähnten Gemache aufhäufen ließ, würden heute 70 Millonen Mark und das Silber 16 Millionen wert sein), weiß man noch immer nicht, vielleicht vom Oberlaufe des Amazonenstromes. Während der vizeköniglichen Herrschaft beruhte der Reichtum Perus hauptsächlich auf seinen Silberbergwerken. An Metallen fehlt es auch im heutigen Peru nicht, doch sind ihre Lagerstätten zu schwer zugänglich, die Schwierigkeiten der Gewinnung zu groß, als daß sie, mit Ausnahme des Silbers und etwa noch des Kupfers in größerem Stile abbauwürdig wären. Der Silberreichtum hat gegen früher sehr abgenommen, wenn auch die berühmten Minen von Cerro de Pasco noch immer recht ergiebig sind und, falls die Oroyabahn einmal bis dorthin weitergeführt würde, ihre alte Bedeutung wiedergewinnen könnten. Die jährliche Gesamtproduktion an Silber stellte sich vor dem Kriege doch noch immer auf 20 bis 24 Millionen Mark, während das Kupfer etwa 8 Millionen Mark einbrachte. Man sieht, daß Peru sich für die Zukunft notgedrungen wieder etwas mehr dem Ackerbau wird zuwenden müssen. Ein Anfang ist mit jenen 40 oder 50 Zuckerrohr-Hacienden (zwei davon sind in deutschem Besitze) gemacht worden, die meist unfern von Lima in der Nähe der wasserspendenden Flußläufe, und zwar ausschließlich von Europäern angelegt wurden. Es fehlt aber an Arbeitern, denn zu energischem Ackerbau sind weder die heutigen Cholos noch die Indianer verwendbar. Die Zahl der Chinesen aber vermindert sich eher, als daß sie zunähme. Nimmt sich nicht europäische oder nordamerikanische Energie der halbvollendeten Eisenbahnbauten an, so ist es gar nicht abzusehen, wie diese wohlgemeinten, aber übertrieben großartigen Werke jemals vollendet werden sollen.

Elftes Kapitel.

Ecuador und Kolumbien.

(Kostspieligkeit der Reise von Callao nach Panama. — Der Guayaquil-Fluß und die Hafenstadt von Ecuador. — Die Eisenbahn am Fuß des Chimborazo. — Im Lande des Kakaos. — Quito, ein Klima für Lungenkranke. — Die heutigen Bewohner eines alten Kulturlandes. — Quichua-Indianer, Zambos und Spanier. — Politik und Handel in Ecuador. — Veintimilla von Alfaro besiegt. — Spanische Kreolinnen und ihr Reiseapparat. — Deutscher Handel in Kolumbien. — Bolivars Republik, wie sie heute ist.)

Der ganze Seeverkehr zwischen Callao und Panama ruht zu mehr als drei Vierteln in englischen Händen, und auch ich habe keine andre Fahrgelegenheit als mit englischem Dampfer ausfindig zu machen gewußt. Auf die Macht ihres Geldes und ihres durch dieses Geld gestützten Monopols pochend, berechnen die Engländer auf dieser Strecke, die weder Anlagekosten erfordert hat noch Schwierigkeiten bietet, doppelt und dreifach höhere Preise, als man sie anderwärts auf den allerteuersten Linien bezahlt, und von Reisenden, die doch wahrlich nicht alle reich sind, erheben sie Summen, die zu der Kleinheit der zurückgelegten Strecke im schreiendsten Widerspruche stehen. In diesem Sinne sagte man mir in Valparaiso, daß, wer einmal die Reise von oder nach Europa über Panama gemacht, in Zukunft ganz gewiß und für alle ferneren Male die Fahrt durch die Magelhaensstraße vorziehen werde. Hoffentlich aber wird mit der Eröffnung

des Panama-Kanals dieses Monopol der englischen Pacific Mail Steamship Company sein Ende finden.

Bei unsrem Dampfer lagen die schön eingerichteten und reinlichen Kabinen teilweise auf dem oberen Decke, so daß man durch die Thür auf eine freie Galerie hinaustrat. Darüber breitete sich dann noch zum Spazierengehen für die Kajüttenpassagiere das sogenannte Hurricanedeck aus, dessen vorderer Teil als Kommandobrücke diente. Solch hohe Bauart vermehrt jedoch das Rollen ganz außerordentlich, und ich glaube nicht, daß dieses amerikanische System, welches, von den Flußdampfern des Mississippi ausgehend, nach und nach auch auf englischen und amerikanischen Seedampfern angewandt wurde, empfehlenswert sei. Ich bin auf einem halben Dutzend solcher Dampfer gefahren und habe gefunden, daß sie bei ruhigster See übermäßig schaukelten.

Weniger gut als die Kabinen war die Verpflegung. Bei einem Fahrpreise von 161 Pesos oder 654 Mark für die kurze Strecke von Callao bis Panama sollte man doch meinen, daß der Tisch ausgezeichnet, der Wein mit einbegriffen sein müsse. Beides trifft nicht zu. Man hatte chilenisches Bier, das in den feinsten Gasthöfen von Valparaiso und Santiago die Hälfte kostet, mit $^1/_2$ Silber-Peso (2 Mark) die Flasche, man hatte europäisches oder nordamerikanisches Bier mit 1 Doll. (4 Mark) und den billigsten, aber thatsächlich nicht trinkbaren Wein mit der gleichen Summe zu bezahlen. Sonst verzeichnete die Getränkeliste noch Sherry, Port, Rhin (Rheinwein), Whiskey, Jinebra (Genever) und Pisco (peruanischen Wein) zu 6 Mark, besseren Bordeaux zu 10 Mark, Champaña zu 16 Mark und Soda-Wasser zu 1 Mark die Flasche.

Auf andern Schiffen ist es Sitte, daß etwa eine Viertelstunde vor Beginn der Tafel zum erstenmal die Schelle ertönt und daß dann das Essen, da ja die meisten Passagiere an Bord doch kaum eine bessere Verwendung für ihre Zeit haben, etwa eine Stunde in Anspruch nimmt. Auf diesen Dampfern englisch-amerikanischen Stils beginnt man dagegen schon eine volle Stunde vorher alle

10—15 Minuten zu klingeln, so daß die Passagiere in hochzeremoniöser Weise auf das, was kommen soll, vorbereitet werden; das eigentliche Eßgeschäft aber pflegt mit unziemlicher, wenn auch, soweit die Passagiere in Betracht kommen, durch die Verhältnisse gerechtfertigter Hast in 15 oder höchstens 20 Minuten erledigt zu werden. Setzt man sich nieder, so erblickt man ringsumher eine Anzahl verdeckter Schüsseln, die Kellner stehen bereit, der Steward schlägt an ein Glas und hebt den rechten Arm in die Höhe und die Deckel fliegen empor, um sich gleich wieder herunterzusenken. Damit soll den Passagieren ein Ueberblick und die Möglichkeit der Auswahl gegeben werden. Im Augenblicke aber strecken sich auch schon ein Dutzend Hände nach den kärglichen Lebensmitteln aus, und ist man nicht sehr schnell bei der Hand, so haben die Kellner schon wieder alles abgeräumt. Während diese dienstbaren Geister doch sonst dafür da sind, den Gästen die Speisen zu reichen, schien hier ihre Hauptpflicht darin zu bestehen, die Speisen vor dem Aufgegessenwerden zu schützen. An eine Unterhaltung bei Tische war unter solchen Umständen nicht zu denken. Wandte man auch nur für einen Augenblick den Kopf zu seinem Nachbar, so konnte man gewiß sein, daß inzwischen Teller, Messer und Gabeln verschwunden waren, daß ein Kellner mit unschuldigster Miene eine Kaffeetasse an deren Stelle setzte, als ob es sich ganz von selbst verstände, daß man nunmehr Schluß machen müsse. Wenn in den Posadas des Andengebirges die Lebensmittel knapp waren, so fand darin niemand etwas Seltsames, wenn nach vielwöchentlicher Seereise die Passagiertafel an Bord etwas mangelhaft wird, so läßt auch das sich entschuldigen; wenn es auf einem Dampfer, der alle paar Tage einmal größere Küstenorte berührt und zu Einkäufen Gelegenheit hat, innerhalb der Grenzen europäischer Schicklichkeit nur schwer möglich ist, sich zu sättigen, so kann das bloß auf schmutzigsten Geiz hinauslaufen, um so mehr, wenn man sieht, wie die Offiziere, die obenan sitzen, ganz gut wegkommen, alle besten Schüsseln für sich behalten und

sich nicht einmal die Mühe geben, sie den nächstsitzenden Passagieren, die doch so und so viel Hundert Dollar bezahlt haben, hinüberzureichen. Der einzelne ist natürlich solchem Gebaren gegenüber machtlos, das Seltsamste aber ist, daß die meisten Passagiere sich dergleichen mit aller Seelenruhe bieten lassen. Wie ganz anders sind dem gegenüber auf deutschen Dampfern Behandlung und Verpflegung! Daß es auf deutschem Schiffe jemals bei der Verpflegung geizig hergegangen sei, habe ich noch niemals gehört. Im Gegenteile! Doch das gehört ja nicht hierher.

Manchen Leuten mag es nicht bloß als eine interessante, sondern auch als eine angenehme Vergünstigung erscheinen, wenn man in überseeischen Ländern herumpilgern und nach und nach die ganze Erde überschauen darf. Dem gegenüber aber kann ich versichern, daß für Vergnügungsreisen denn doch bloß die europäischen Länder und in erster Linie Deutschland, Oesterreich, die Schweiz, Italien und Frankreich in Betracht kommen. Das Reisen über See und namentlich in Südamerika hat, abgesehen von Strapazen und mangelndem Komfort, seine großen Schattenseiten, aus deren langer Liste ich bloß zwei herausgreifen möchte. Zunächst ist solches Reisen ein ewiger Kampf gegen die rohesten Uebervorteilungsgelüste, zweitens und vor allem fehlen jene angenehmen Reise- und Badebekanntschaften, die einer deutschen oder schweizerischen Landschaft solch angenehme Staffage geben, daß man darüber zuweilen die Landschaft vergißt. In Südamerika trifft man nur zu häufig eine unangenehme Sorte von Mitreisenden, die auf alles neidisch sind, die sich durch kleine Eifersüchteleien und eine gewisse Art, lästig zu fallen, bemerkbar machen. Die Ursache ist leicht herauszufinden: der ganze große südamerikanische Kontinent hat etwa 20 Millonen, das kleine Deutschland hat etwa 45 Millionen Einwohner; nicht genug aber damit, ist in Deutschland die Zahl der Gebildeten gewiß hundertmal größer. In den Haupt- und Seestädten von Südamerika herrscht im allgemeinen das gleiche Maß von Bildung wie bei uns, diese Bildung aber durchdringt bei uns das

ganze Volk, während in Südamerika der mächtige Stamm uralter Barbarei nur von einer dünnen Zivilisationsschicht umlagert wird. Besucht man die Haupt- und Seestädte von Südamerika, so tritt man natürlich bloß mit den Gebildeten in Verbindung, so daß man leicht den Eindruck erhält, als sei in Südamerika alles wie bei uns. Im Vergleiche aber zu der ungeheuren Ausdehnung des Kontinentes und seiner Binnenlandsbevölkerung ist die Zahl der Gebildeten gar nicht groß, und da diese Gebildeten, wenn sie einmal reisen, ausnahmslos nach Europa gehen, aber niemals den eignen Kontinent zu durchwandern pflegen, da auch für die Reise nach Europa gewisse Monate vorgezogen werden, so wird man im allgemeinen auf südamerikanischen Eisenbahnen und südamerikanischen Dampfern nur ausnahmsweise mit Gebildeten zusammentreffen. Dazu kommt, daß jene Südamerikaner, denen man in Paris oder in deutschen Badeorten begegnet, sich so liebenswürdig als möglich zu machen pflegen, wie ja auch wir es bei einer Badereise zu thun gewohnt sind; im eignen Lande aber, in der der Heimat, überwiegt der Ernst des Lebens, treten mehr die unliebenswürdigen Seiten der Menschen zutage. Und bei alledem habe ich noch die wohlhabenderen Klassen im Auge gehabt, denen doch auch die Schiffs-Stewards nicht immer gern silberne Löffel vorlegen. Wie aber erst in Betreff der niederen Klassen? Sieht man die Indolenz und Rücksichtslosigkeit des südamerikanischen Pöbels, so begreift man wohl, weshalb aufgeklärte Despotie die einzige Regierungsform ist, die für Südamerika paßt. Unter der spanischen Herrschaft soll viel mehr patriarchalischer Geist und Anstand geherrscht haben; das Volk mußte erst durch die Herren Libertadores, Wühler und sonstige Egoisten amerikanisiert, oder, wie man es hier nennt, zur Freiheit erzogen werden. Wie ganz anders muten uns doch dem gegenüber die freien, aber aristokratischen Formen Indiens, überhaupt Ostasiens an!

Kapitän, Offiziere und Stewards waren auf unsrem Schiffe Engländer, die Aufwärter waren schlecht bezahlte

und beständig um Trinkgelder bettelnde Cholos, die Matrosen waren Neger und Küsten-Indianer mit den abschreckendsten Physiognomien, die man sich vorzustellen vermag. Der Kapitän ließ sich von einem Vertreter jenes unter dem englischen Reisepublikum so zahlreich vertretenen Typus, den man englisch als „Snobs" bezeichnet (wir haben im Deutschen kein Wort dafür) unglaubliche Mengen Champagner einpumpen und renommierte, als ob die ganze Seegröße Britanniens auf seinen Schultern laste. Als am Sylvestertage ein durchsichtiger Pudding auf den Tisch kam, in dessen Mitte das englische Wappen angebracht war, reichte er mir ein Stück mit den höhnisch gerufenen Worten: „Eat that in honour of the British flag."

„I'll eat it," erwiderte ich, „in honour of the cook who made it."

Die Passagiere lachten, der Kapitän schnitt ein saures Gesicht und mochte mir wohl Rache geschworen haben, denn nachts zwischen 12 und 1 Uhr, als ich ruhig in meinem Bette lag, entstand plötzlich ein fürchterlicher Tumult. Wuchtige Schläge donnerten gegen die Thür meiner Kabine, klirrend fiel das zerbrochene Fenster hinein und heisere Stimmen heulten „Fuera, Fuera". Den Revolver in der Hand öffnete ich die Thür und vor mir stand lallend und taumelnd, umringt von betrunkenen Matrosen, der Kapitän, an dessen Zurechnungsfähigkeit doch das Leben von so und so viel Hundert Menschen hing. In diesem Augenblicke kam der — vollständig nüchterne — erste Offizier hinzugestürzt und drängte die Betrunkenen hinweg; wie die Sache ohnedem abgelaufen sein würde, weiß ich nicht. Ich kleidete mich an und machte einen Rundgang durch das Schiff. Der Nicht-Betrunkenen waren nur wenige; wäre uns irgend etwas Schlimmes in den Weg gekommen, so waren Schiff und Mannschaft verloren.

Bevor wir Guayaquil erreichten, warfen wir noch auf wenige Stunden vor Payta Anker. Payta soll der beste Hafen von Peru sein, jedenfalls ist es der dürrste,

ödeste, häßlichste, gottverlassenste, den ich gesehen. Ich spazierte ein paar Stunden lang durch Sand und Steine, zwischen schlechten, von allerlei farbigem Volke bewohnten Häusern herum, sah mir das ziemlich lebhafte Handelsgetriebe, sowie die nach Piura führende Bahn an und kehrte dann an Bord zurück.

Am zweiten Tage nach unsrer Abfahrt von Payta lenkten wir in die seeartig erweiterte Mündung des Guayaquil-Flusses ein und hielten uns dicht an dessen rechtem Ufer, während die gegenüberliegende Seite kaum sichtbar war. Ueppiger Waldwuchs von hochstämmigen Mangrove-Bäumen, deren Luftwurzeln ein undurchdringliches Gewirr bildeten, fesselte unsre Blicke. Bei der Insel Puna wurde, um das mit gelb-blau-roter Flagge geschmückte Ruderboot der Gesundheitsbehörde herankommen zu lassen, für kurze Zeit vor einem Oertchen Halt gemacht, das mich mit seinen luftigen auf Pfosten stehenden Hütten aufs lebhafteste an Java erinnerte. Des weiteren ging es an der dürren Halbinsel S. Elena entlang; als wir uns aber Guayaquil näherten, wurde der Fluß etwas belebter. Ein paar kleine Dampfer, zahlreiche mit Segeltuch überspannte Ruderboote und noch zahlreichere aus je einem Baumstamme gefertigte Kanoes, in denen bronzefarbene, bloß mit einem Lendenschurze bekleidete Indianer saßen, glitten an uns vorüber. Alligatoren dagegen, nach denen wir eifrig ausspähten, ließen sich nicht blicken. In diesem ganzen unteren Teile des Flusses, der zur Zeit der Flut Salzwasser, zur Zeit der Ebbe Süßwasser enthält, gibt es ihrer verhältnismäßig nur wenige, weiter aufwärts sollen sie dagegen zu Hunderten vorkommen.

Unser Dampfer ankerte eine halbe Seemeile abseits der Stadt mitten im Flusse und kleine Ruderboote vermittelten bis 6 Uhr abends zum Preise von zwei Silber-Realen für die Fahrt unsren Verkehr mit dem Lande. In Guayaquil betritt der von Süden Kommende an dieser Seite Südamerikas zum erstenmal wahren und wirklichen Tropenboden. Nördlich von Peru springt nämlich der kalte, regenverhindernde, antarktische Meeresstrom west-

wärts ab. Wäre das nicht der Fall, so würde die Küste von Ecuador wahrscheinlich ebenso dürr sein, wie diejenige von Peru. Aber auch vom Pflanzenwuchse abgesehen, ist der Unterschied gegen Peru weit größer als der zwischen Peru und Chile. Valparaiso hat bei aller Verschiedenartigkeit doch mit Montevideo und Buenos Ayres einen gewissen europäischen Anstrich gemein. Callao und Lima mögen den Ankommenden etwa ebenso fremdartig berühren wie Rio de Janeiro, weit fremdartiger aber ist Guayaquil; es herrscht dort schon der westindische Stil des Lebens. Die Stadt liegt in flacher, von zahlreichen Meeresbuchten und sonstigen Wasserläufen durchschnittener Ebene am rechten Ufer des Guayaquil-Stromes, der in Wahrheit gleich dem La Plata nichts andres ist als die gemeinschaftliche Mündung einer ganzen Anzahl von Flüssen. An den sumpfigen Ufern der Gewässer wächst üppig das unschöne Mangrove- oder Mangle-Dickicht (die Blätter dienen als Gerbstoff), auch gedeiht in dem salzhaltigen Boden die Kokospalme besonders gut, während Kakaobäume hier nicht vorwärts kommen. Am Horizont sieht man vereinzelte, schön geformte Gebirgszüge — an den sehr seltenen heiteren Tagen kann man zwischen 5 und 6 Uhr abends auch den Chimborazo sehen — und im Norden tritt eine buschbestandene Hügelkette, von der man eine hübsche Aussicht hat, ganz dicht an die Stadt heran. Die Landschaft ist nicht unschön, kann sich aber durchaus nicht mit den herrlichen Gebirgs-Szenerien, den üppigen Waldungen, den schattigen Kakaopflanzungen messen, die man etwas weiter landeinwärts schon bei Bodegas findet.

Guayaquil, eine Stadt, deren Einwohnerzahl die einen auf 13000, die andern auf 20000 angeben, erstreckt sich etwa zwei bis drei Kilometer weit am Ufer entlang, ist aber nicht sehr breit und beschränkt sich, von kleineren Gäßchen abgesehen, auf drei bis vier stattliche, von regem aber etwas schäbigem Leben wimmelnde Straßen, die dem als Landungsplatz dienenden Quai parallel laufen. Alle Straßen besitzen massive Säulengänge, unter denen man

vor Regen und Sonnenbrand geschützt ist. Die Häuser sind meist zweistöckig, längs dem Quai jedoch, wo sich auch die schönsten Läden vorfinden, dreistöckig und der Anblick der Stadt ist vom Wasser her nicht eben unschön. Beim tieferen Eindringen darf man sich jedoch nicht daran stoßen, daß einzelne kleine Plätze zum Ablagern des Kehrichts dienen; es ist das doch immerhin besser, als wenn man, wie in Lima, die Sache auf den Dächern der Häuser aufhäuft, von wo sie jeder Lufthauch wieder aufwirbelt. Auch in Guayaquil riecht es, namentlich bei Ebbezeit, nicht durchweg nach Kölnischem Wasser, selten jedoch mangelt es an erfrischendem Winde und ich fand die Luft weit reiner, weit angenehmer, weit weniger drückend als in dem ungesunden Lima. Sommer und Winter gibt es in Ecuador schon nicht mehr, sondern bloß trockene und Regenzeit, von denen die letztere die wärmste ist und von November bis Mai dauert. Diesmal hatten jedoch bei meiner Ankunft die Regengüsse erst eben begonnen. Während meines Aufenthaltes kamen mehrere Gelbfieberfälle vor, doch schien niemand sonderlich ängstlich zu sein.

Als Baumaterial verwendet man in Guayaquil der Erdbeben wegen bloß Holz. Man baut zuerst ein schwaches Gerüst aus Balken, alles übrige aber, die äußeren und inneren Wände bestehen aus Bambusrohr, über das man zuweilen eine dünne Lage von Stuck legt. Die Dächer sind schräg, nicht flach, wie in Buenos Ayres, Montevideo, Callao und Lima, sie bestehen aus rotbraunen Dachpfannen, wie in einem Teile von Westfalen und Hannover. Die Bauschablone ist eine Art von tropischem Schweizerstil, das heißt urwüchsige Säulengänge, Balkone, Balkonzimmer, Galerien, Bogen, Fenster, Thüren und sonstige namenlose Oeffnungen wechseln wirr und regellos miteinander ab. Zuweilen steht auch, namentlich im Tieflande, wo es Ueberschwemmungen gibt, sei es das ganze Haus, sei es die Hälfte auf etwa fünf Meter hohen Pfosten, so daß also das eigentliche Haus erst in der Höhe unsres ersten Stockwerkes anfängt. Alles dies wäre

durchaus nicht unschön, könnte sehr malerisch und romantisch sein, wenn nur ein ganz klein wenig mehr Ordnungs- und Reinlichkeitssinn herrschte. Einzelne Häuser in Guayaquil, bei denen man sich in allerlei Architekturkunststücken versucht und als Baumaterial sehr wertvolles, tiefbraunes Holz angewandt hat, sind in der That so schön, daß sie sich dreist neben einem der besseren Steinhäuser Europas sehen lassen dürften. Die Mehrzahl der Häuser aber entspricht im Aeußeren ihren Insassen, jenen Cholos und Zambos, welche der größte Optimist weder als reinlich noch als hübsch bezeichnen könnte. Auch die innere Einrichtung der Häuser ist tropisch, tropisch im Uebermaß. In den vornehmeren Häusern findet sich ein Ueberfluß an Schaukelstühlen und namentlich an Hängematten, sonst aber nur wenig Möblement. Die Damen verträumen halb entkleidet den größeren Teil ihrer Zeit in den Hängematten und die Kinder — auch die Sprößlinge europäischer Familien — laufen barfuß herum, weil das gesünder sein soll.

Die Aduana (das Zollhaus) ist in Guayaquil, wie in allen Städten Südamerikas, das umfangreichste Gebäude. Sonst besitzt Guayaquil noch einen nicht unschönen Platz mit einer Bildsäule Rocafuertes und einer hölzernen, in ihren einzelnen Stücken aus Nordamerika herübergebrachten Kathedrale, die sehr stattlich aussieht. Die Geburt Christi war dort zu Ehren der Weihnachtszeit in beinahe burlesker Form dargestellt. Die Madonna in Lebensgröße trug ein tiefausgeschnittenes Ballkleid, eine verwegene Frisur, hohe Stiefeletten und rosarote Strümpfe, alles in französischem Stile. So also stellen sich diese kindlichen Geister das Heilige vor! Die heil. drei Könige waren mit Panama-Strohhüten ausgestattet und was dergleichen mehr ist.

Guayaquil ist in ganz Ecuador der einzige Ort, wo sich Gasthöfe und Kaffeehäuser europäischen Stils vorfinden; auch führt eine kurze Pferdebahnlinie zu einer vielbesuchten Badeanstalt hinaus, die sich an einem salzwasserhaltigen, etwas schlammigen Kanal eingenistet hat.

Von Vergnügungen außerhalb der Familie kann natürlich nicht viel die Rede sein; während meines Aufenthaltes spielte in dem hübschen, aber keineswegs regensicheren Holztheater eine recht erbärmliche Schauspielergesellschaft.

Die Reise von Guayaquil nach der Hauptstadt Quito dauert acht bis neun Tage und kann bloß während der trockenen Jahreszeit ausgeführt werden. Man fährt 112 km weit flußaufwärts bis Bodegas, wohin von Guayaquil aus täglich Dampfer abgehen und bis wohin auch die Flut vordringt. Bodegas ist in neuer Zeit der Stapelplatz und Markt für die Erzeugnisse des Inneren geworden; weiter abwärts kommen die Indianer nicht gern, weil sie die schwere Küstenluft nicht vertragen können. Des weiteren werden alle Waren auf dem Rücken der Maultiere befördert, der Reisende aber pflegt die 80 Leguas lange Strecke bis Quito mit einem guten Arriero und guten Maultieren in fünf Tagen zurückzulegen, wofür er 60—70 Dollar (240—280 Mark) zu zahlen hat. Die Zukunftsstraße nach Quito und über die Anden zum Waldgebiete des Amazonenstromes soll jedoch eine andre Richtung einschlagen. Zunächst fährt man mit Dampfer bis Yaguachi; von dort gibt es bis zum Flusse Chimbo am Fuße der Anden eine 112 km lange, einem französischen, in London etablierten Hause gehörige Eisenbahn, die später, die erste Kordillere aufwärts, das Hochplateau bei Alauzi erreichen soll. Von Alauzi bis Quito würde man alsdann wieder ebenen Weg haben.

Quito, eine Stadt von 80 000 Einwohnern, liegt ungefähr unter dem Aequator, 2741 m über dem Meeresspiegel. Wie mir Dr. Wolf in Guayaquil versicherte, ist das Klima von Quito unglaublich rauh, und abgesehen davon, daß während einzelner Stunden des Tages die Sonne übermäßig heiß brenne, mit deutschem Märzwetter zu vergleichen. Einige Leute können das Klima des Hochlandes nicht vertragen, im allgemeinen aber gilt es, wenn auch als rauh, doch als äußerst gesund. Und auffallenderweise stimmen alle Angaben darin überein, daß dieses Klima sich, vielleicht der dünnen Luft wegen,

äußerst heilsam für Lungenkranke erweise. Es gibt deren in den feuchtwarmen Küstenstrichen von Ecuador und Kolumbien gar viele. Vermöge man dieselben nur noch nach oben zu schaffen — die Reise ist allerdings sehr beschwerlich —, so trete sofort Besserung ein. Mehrere Kaufleute von Guayaquil, in deren Familien es Lungenkranke gab, sind daher nach Quito übergesiedelt, trotzdem Guayaquil in gesellschaftlicher Beziehung von den Fremden vorgezogen wird.

Eine besondere Wichtigkeit werden mit der Eröffnung des Panama-Kanals die zu Ecuador gehörigen Galápagos-Inseln gewinnen, die sich vortrefflich zur Flottenstation irgend einer europäischen Macht eignen würden. Diese einen Flächenraum von 7643 qkm umfassenden Inseln sind in geologischer Beziehung jung und vulkanischen Ursprunges. Es gibt ungeheure Lavaflächen und im westlichen Teile dauert noch heute die vulkanische Thätigkeit fort. Die Küsten sind öde und beinahe unbewohnbar; es findet sich dort bloß ein einziges, zeitweise von Walfischfängern bewohntes Haus. Derselbe kalte Meeresstrom, der an den Küsten Perus die dort aus dem Meere sich bildenden Dünste sofort wieder verdichtet, entzieht auch bei den Schildkröten-Inseln dem Küstensaume jeden Regen. Auf dem Hochlande aber wäre Ackerbau möglich. Eigentümlich ist es, daß diese Inseln nicht nur unbewohnt sind, sondern, wie man mit äußerster Gewißheit behaupten kann, niemals bewohnt gewesen sind, während sich beispielsweise auf der Oster-Insel, die nicht weniger weit von den Verbreitungsmittelpunkten der Südseevölker entfernt liegt, die interessanten Reste einer uralten Kultur finden. Säugetiere gibt es auf den Galápagos-Inseln nicht, die Flora aber, die Vogel- und Insektenwelt weisen bloß solche Arten auf, welche, wenn auch entschieden südamerikanischen Ursprunges und mit der Fauna und Flora Ecuadors verwandt, sich dennoch nirgendwo sonst mehr auf der ganzen Erde wiederfinden.

Auf dem Hochlande von Ecuador besteht die große Mehrzahl des Volkes aus unvermischten Indianern, die

noch gegenwärtig ähnlich, wenn auch sehr viel schlechter leben, als zur Inkazeit. Im Tieflande der Küstenzone besteht das niedere Volk zu neun Zehnteln aus Indianermischlingen (Cholos) und zu einem Zehntel aus Negermischlingen (Zambos). Die unvermischten Weißen sind hier noch weit weniger zahlreich als in Brasilien, und man begreift kaum, wie dieser geringe Bruchteil der Bevölkerung nicht bloß das Land unumschränkt beherrschen, sondern auch seiner Sprache und seinen Sitten zu unterwerfen vermag. Es ist selbst auf den belebtesten Straßen von Guayaquil eine Ausnahme, wenn man Leuten von europäischer Hautfarbe begegnet.

Sprache und Verwaltung sind die beiden großen Grundlagen jeder Nationalität, spanische Sprache und spanische Verwaltung geben auch der Nation von Ecuador ihr Gepräge; an dieser Thatsache vermag weder der Hinweis auf die geringe Anzahl der von spanischem Blute abstammenden Kreolen, noch deren von allen unparteiischen Beobachtern hervorgehobene Charakterlosigkeit etwas zu ändern. Diese Kreolen sind in mancher Hinsicht die unangenehmste Rasse des südamerikanischen Kontinentes; sie haben nicht bloß einen schlechten, sondern eigentlich gar keinen Charakter; mit ihnen verkehren zu müssen oder gar auf ihre Gnade angewiesen zu sein, wird von feinfühlenden Fremden als das peinlichste aller peinlichen Dinge bezeichnet, und wer beispielsweise in Ecuador mit Kreolen und mit unvermischten Indianern verkehrt hat, zieht bei weitem die letzteren vor. Alles dies bezieht sich natürlich bloß auf Gemüt und Herzensanlagen, in gesellschaftlicher Hinsicht wird dagegen der Indianer ebenso sehr vom Kreolen überragt, wie der Bauernknecht vom großstädtischen Aristokraten. Alle Kreolen von Südamerika besitzen ein ganz besonderes Talent für die Aneignung französischer Umgangsformen, ohne darum jene durch Abstammung und Klima bedingte Eigenart einzubüßen, die jenen Umgangsformen in den Augen des fremden Besuchers einen besonderen Reiz verleiht. Mag auch wahre Höflichkeit, wahre Herzensgüte nirgendwo

seltener sein, so verfehlen doch die höflichen Redensarten, die feurigen Augen, das schwarze Haar, die freien Formen, namentlich der Damenwelt, nur selten ihren Zweck. Der Einblick in eine kreolische Häuslichkeit hat für jeden Nordeuropäer etwas Bestechendes; es geht alles so ungeniert zu, so patriarchalisch und doch wieder so ganz in den Geleisen einer raffinierten Kultur. Alle reicheren Familien beispielsweise verfügen noch über eine große Anzahl von Negerdienstboten, und wenn sie auf Reisen gehen, ziehen sie mit einem patriarchalischen Gefolge von halbnackten Negerinnen und deren ganz nackten Kindern zu Felde. Was nun die Geschäftsthätigkeit anbelangt — und in Ecuador spielt sie, wie in ganz Südamerika, entweder die größte oder doch nächst der Politik die größte Rolle —, so pflegen die Europäer von $7\frac{1}{2}$ bis 10, von 2 bis 5 und abermals von 7 bis 9 Uhr auf ihren Kontorstühlen zu sitzen. Die einheimischen Kaufleute machen es sich etwas bequemer und ihre Frauen verträumen, vom Kirchgange abgesehen, den größten Teil des Tages in ihren Hängematten. Diese Hängematten, die aus demselben Stoffe (den Blättern einer Fächerpalme) wie die Panama-Strohhüte gefertigt werden, sind die besten, die ich jemals gesehen. Sie sind nämlich so auffallend glatt, daß, wenn man sich darin auf und ab wälzt, die Kleider nicht in unangenehmer Weise auf die eine oder die andre Seite gezogen werden. Hängematten dienen in Ecuador sogar als Kinderwiegen, Hängematten findet man auf Schritt und Tritt und selbst dort, wo von anderweitigem Mobiliar nicht die Rede sein kann. Es gibt deren nicht bloß in jedem Hause die Menge, sondern häufig genug sah ich, wie sich außerhalb der Stadt, etwas abseits von der Straße, irgend eine zigeunerartige Indianerkolonie mit ihren Hängematten eingenistet hatte. Die Männer wiegten sich auf und ab, während die Weiber, auf Baumklötzen sitzend oder herumliegend, abwechselnd mehrere Minuten lang ihrem Geschnatter freien Lauf ließen oder sich eine Minute lang ihren Geflechten, Stickereien und sonstigen Handarbeiten

widmeten. Eilig, das sah man wohl, hatten sie es nicht. Die Kleidung der Kreolen besteht aus europäischen Stiefeln, weißen Beinkleidern, leichtem schwarzen Rocke und Panama-Strohhut. Mir blickten alle Leute nach, weil ich eine leinene Jacke trug. Dergleichen ist hier, wo es doch wahrlich so sehr wie nur irgendwo am Platze wäre, nicht Sitte. Die Ursache klingt ebenso seltsam wie die Thatsache: der Waschlohn ist zu teuer. Einheimische zahlen für das Waschen eines Hemdes 25 Centavos (1 Mark), Fremde zahlen 50 Centavos, und wer etwas auf sich hält, wird, ohne extravagant zu sein und selbst wenn er bloß weiße Wäsche, aber keine weißen Kleider trägt, auf eine tägliche Ausgabe von einem Peso (4 Mark) für Waschlohn rechnen dürfen. Auch alle sonstigen Arbeitslöhne sind übertrieben hoch, aber obwohl das Volk wie die Geier hinter dem Gelde her zu sein scheint, wird nur wenig gearbeitet.

Leider sind jene Indianermischlinge, welche, wie oben bemerkt, den überwiegenden Bruchteil der Bevölkerung von Ecuador darstellen, sowohl weniger reinlich als auch von Charakter nicht so liebenswürdig, wie die Guaranis von Paraguay. Die braunen Weiber liefen kichernd und schnatternd auf Markt und Straßen mit langen Schleppen herum, die natürlich nicht besonders appetitlich aussahen. Diese Cholas, unter denen ich einige recht hübsche sah, sind zwar mit ihrer Reizen nicht ganz so freigebig, wie die Quibuáberás von Paraguay, aber doch auch nichts weniger als zurückhaltend. Im Hause pflegt der Oberkörper bloß von einem tiefausgeschnittenen Hemde bedeckt zu sein, auf der Straße tragen sie darüber eine schmutzige Manta. Mehrfach wurde ich darauf aufmerksam gemacht, wie sich Männer und Weiber gemeinschaftlich mit einer Unverfrorenheit im Flusse herumtummelten, die selbst den naiven Südsee-Insulanern fremd ist.

Steigt man von Guayaquil aus zum Hochlande von Quito hinauf, so findet man in den Ueberresten der ehemaligen Scyri (ausgesprochen Schyri) und Quichua (ausgesprochen Kitschua) einen Menschenschlag von ganz andern

Körper- und Geistesanlagen. Jenes Kulturvolk der Scyri (eigentlich bedeutet der Name bloß die Herrscherwürde), welches vor der Eroberung durch die Inkas das heutige Ecuador und einen Teil von Kolumbien bevölkerte, gehörte wahrscheinlich einem Stamme der großen Kara- oder Karaibenrasse an, der von Panama her auf Flößen längs der Küste südwärts gezogen war.

Die Quichuas oder Inkas sind in Ecuador niemals vom Hochlande her zur Küste hinabgestiegen, deren Klima sie ebensowenig vertragen konnten wie die heutigen Hochlandsindianer. Auf dem Hochlande sind sie zur Eroberung des Scyrireiches ausmarschiert. Guayaquil und die Küste sind ihnen bloß tributpflichtig gewesen, eine gänzliche Unterwerfung war schon dadurch ausgeschlossen, daß die Inkas ihr anderwärts befolgtes System, die mit dem Schwerte unterworfenen Länder durch ihre Beamten und Kolonisten auch moralisch zu erobern, hier des Klimas wegen nicht durchführen konnten. An den entlegeneren Punkten des Hochlandes soll nun das Volk so zäh an seinen alten Trachten und Sitten festhalten, daß man sich dort noch heute in die alten Inkazeiten versetzt glauben könnte. Ob bei der Ankunft des Eroberers Huayna Capac in Quito bereits das Quichua-Idiom gesprochen wurde, ist ungewiß. Jedenfalls war das Quichua nicht die ursprüngliche Sprache des Scyryreiches. Noch heutigestags versteht und spricht die große Mehrheit der Bevölkerung von Ecuador kein Spanisch. Längs der Küste finden sich im Tieflande etwa sieben oder acht verschiedene Indianersprachen (einige darunter wahrscheinlich karaibischen Stammes), von denen mehrere im Aussterben begriffen sind. Auf dem Hochlande wird, von den Städtern abgesehen, meist Quichua gesprochen, und zwar auch von den Weißen. In Guayaquil bedienen sich die niederen Klassen eines schlechten, mit indanischen Wörtern gespickten Spanisch, das ich nur bei aufmerksamem Zuhören verstand. Quichua hörte ich in Guayaquil bloß auf dem Markte, und zwar aus dem Munde jener wenigen „Serraner“ (Hochländer), die sich bis dort herunterwagen.

Gar nicht weit von Guayaquil leben auch noch längs der Küste wilde Indianer, die nackt, mit Pfeil und Bogen dort herumstreifen und von deren Existenz die Regierung nichts zu wissen vorgibt. Weit gefährlicher und kulturfeindlicher sind aber am Oberlauf des Amazonenstromes die wilden Jíbaros. Von den zu wiederholtenmalen in das Land der Jíbaros entsandten Truppen sind nur wenige zurückgekommen. Die Indianer kriechen in diesem Waldlande wie die Schlangen am Boden dahin, plötzlich schwirrt die Luft von vergifteten Pfeilen, und wenn die Soldaten vordrangen, so fanden sie niemand, den sie hätten angreifen können.

Was die Fremden anbelangt, so wird, wie fast allenthalben in überseeischen Ländern, jeder Durchreisende für einen Engländer gehalten; in jede Antwort, die man erhält, werden an möglichst ungeeigneter Stelle einige „yes", „all right" und andre englische Brocken eingeflickt. In der ganzen Republik Ecuador leben keine hundert Deutsche. Die kleine deutsche Kolonie in Guayaquil mag sich etwa auf 40 Köpfe, diejenige in der Hauptstadt Quito auf halb soviel belaufen. Alle diese Leute gehören mit wenigen Ausnahmen dem Kaufmanns- oder Gewerbestande an. Der klerikale, aber um Ecuadors innere Entwickelung hochverdiente Präsident Garcia Moreno (er wurde am 6. August 1875 ermordet) versuchte einmal, deutsche Handwerker und als Träger seiner Volksbildungspläne deutsche Jesuiten ins Land zu ziehen, und was von den letzteren noch lebt, stellt wahrscheinlich seiner Bildung nach das gediegenste Element im Lande dar. Der interessanteste Mann unter den Deutschen von Ecuador und in wissenschaftlicher Hinsicht vielleicht der beste Kenner des Landes ist Dr. Wolf, der früher Professor an der Universität Quito war und jetzt Regierungsgeologe in Guayaquil ist. Dr. Wolf hat seit 11 Jahren das Land nach allen Richtungen durchreist und ist augenblicklich mit der Herausgabe einer zuverlässigen Karte von Ecuador beschäftigt (diejenige von Villavicencio ist reines Phantasiewerk), die in Deutschland gedruckt werden soll.

Vor einem Vierteljahrhundert würde man in Deutschland nur schwer ein Geschichtswerk haben auftreiben können, das bis zum Datum seines Erscheinens fortgeführt gewesen wäre. Die meisten Historiker, und namentlich solche, die pädagogische Ziele verfolgten, brachen ihre Darstellung mit den Befreiungskriegen ab, einige wenige nahmen noch die Zeit von 1815 bis 1848 hinzu, jene Bücher aber, welche zwischen älterer Geschichte und Tagespolitik keine Lücke mehr lassen, sind erst eine Errungenschaft der letzten Jahrzehnte. In Südamerika ist man noch nicht so weit gediehen; einerseits fehlt die nötige Unparteilichkeit, um neuere und neueste Geschichte zu behandeln, anderseits schreckt wohl die Besorgniß, Haß zu säen und sich Unannehmlichkeiten zu bereiten, davon ab. Immerhin hat jede einzelne unter den südamerikanischen Republiken ihre Historiker, und für Ecuador gilt Zeballos als der erste.

Nachdem im Anfang dieses Jahrhunderts die Spanier vertrieben waren, gehörte Ecuador zunächst zu Bolivars lebensunfähiger Zentral-Republik, 1831 stellte es sich auf eigne Füße, und sofort begann jener Interessenkampf, wie er sich, wenn auch in andrer Form, bei allen südamerikanischen Republiken verfolgen läßt. Zwei Parteien, eine demokratisch-militärische, die ihre Stütze in der Hafenstadt Guayaquil fand, und eine, sozusagen, konservativ-bürgerliche, der die Hauptstadt Quito anhing, standen gegenüber. Zunächst siegten die Konservativen, und bald als Präsident, bald als Oberbefehlshaber der Truppen wußte General Flores bis zum 22. Januar 1845 die Geschicke des Landes zu leiten. Als der General sich gegen eine Zahlung von 20 000 Pesos zur Abreise verstanden hatte, folgten im Regiment die liberalen Präsidenten Urbina, Robles und Franco. Flores versuchte zweimal vergebens, eine Revolution ins Werk zu setzen, 1846 wurden seine in Spanien ausgerüsteten Schiffe, als sie einen irischen Hafen anliefen, von den Engländern mit Beschlag belegt, und 1852 lieferte der Verrat der eignen Leute die in Chile gekauften Schiffe in die Hände der Gegner; 1860

aber siegten die Konservativen durch eine Revolution in Quito. Flores, von seiner Partei zurückgerufen, besiegte den liberalen General Franco und rückte, während sich gerade Gerstäcker dort befand, in Guayaquil ein. Neue Unruhen brachten den talentvollen Dr. Gabriel Garcia Moreno ans Ruder, der, zuerst als Diktator, dann (seit 1869) als rechtmäßiger Präsident das Land beinahe unumschränkt verwaltete. Moreno zeigte eine unbedingte Ergebenheit gegen den heiligen Stuhl, er geriet wegen seiner ultra-klerikalen Politik in einen unglücklich geführten Krieg mit Kolumbien; aber gleich allen südamerikanischen Despoten, die mit eiserner Faust eine gewisse Rechtschaffenheit zu vereinigen wußten, wird er noch heute von allen einsichtigeren Leuten betrauert. Am 6. August 1875 stieß ein Meuchelmörder dem Manne, der sich um Ecuador die größten Verdienste erworben, seinen Dolch in den Rücken. Unter den nachfolgenden Präsidenten konnte keiner dem Ermordeten das Wasser reichen; Borrero war seiner Rolle durchaus nicht gewachsen, er ließ mit sich spielen, und die Art, wie er seiner Würde verlustig ging, ist allzu bezeichnend für südamerikanische Zustände im allgemeinen und ecuadorianische Zustände im besondern, um sie hier unerwähnt zu lassen. General Veintimilla, der Platzkommandant von Guayaquil, vereinbarte sich mit den angesehensten Offizieren; eines Morgens rückten die Truppen auf den Platz, der General hielt eine Ansprache, und eine Stunde später wußte ganz Guayaquil, daß die Garnison sich gegen Borrero erhoben habe. Das merkwürdige bei diesen Revolutionen, die alle den gleichen Verlauf nehmen, liegt darin, daß, während in Guayaquil jedermann einige Tage vorher Bescheid weiß, die Regierung in Quito fast noch stets überrascht worden ist. Auch Borrero ahnte nichts Böses, ehe ihm die Nachricht überbracht wurde; anstatt aber, wie Veintimilla dies erwartete und hoffte, gegen Guayaquil zu marschieren, blieb er ruhig in Quito sitzen, so daß Veintimilla sich nach mehrmonatlichem Warten entschließen mußte, obwohl widerwillig, die Offensive zu ergreifen. Ein Treffen am Fuße des Chimborazo fiel

unglücklich für die rechtmäßige Regierung aus. Borrero flüchtete nach Chile, während Veintimilla sich zuerst zum Diktator und später (3. April 1878) zum Präsidenten wählen ließ. Nun ging am 3. April 1882 die vierjährige Präsidentschaftsperiode zu Ende, und obwohl der General bei seinem Amtsantritt selbst ein Gesetz eingebracht hatte, wonach kein Präsident zum zweitenmal gewählt werden dürfe, so würde er doch, falls dies nötig gewesen wäre, nicht gezögert haben, sich durch einen Staatsstreich im Amte zu behaupten. Veintimilla war ein tüchtiger Soldat, jedoch im übrigen durchaus nicht bedeutend; es wurde unter seiner Verwaltung bei allen öffentlichen Kassen wieder ebenso gestohlen, wie vor Garcia Moreno, und von den zahlreichen Schöpfungen dieses besten aller ecuadorianischen Präsidenten ist wenig mehr übrig.

Im Oktober 1880 versuchte ein gewisser Eloy Alfaro den General-Präsidenten zu stürzen. Er landete mit einem Schoner und weniger Mannschaft in Esmeralda, wurde aber besiegt und zur Flucht gezwungen. Anders war der Ausgang eines zwei Jahre später unternommenen Versuches. Alfaro brachte in Esmeralda einige Tausend Mann zusammen und eroberte die von Veintimillas Truppen besetzte Hauptstadt Quito. Veintimilla aber behauptete sich noch mehrere Monate lang in Guayaquil, und erst als am 9. Juli 1883 auch diese Stadt genommen worden (Veintimilla flüchtete auf einem ecuadorianischen Schiffe nach Peru), war Alfaros Sieg entschieden. Guayaquil ist nämlich der Schlüssel von Ecuador; dort liegen, da Ecuador gleich allen andern Staaten Amerikas keine oder bloß sehr geringe direkte Steuern kennt, die Einkünfte des Staates; von dort her kann man alle Zufuhren absperren, denn wenn auch der Warentransport vom sogen. Pailon bis zur Hochebene nicht ganz unmöglich ist, so würde er doch zu teuer zu stehen kommen. Heutigestags kann Guayaquil, dem naturgemäß das ganze Tiefland anhängt, für kürzere Zeit ohne Quito leben; Quito aber bedarf Guayaquils. Zur Inka-Zeit lagen allerdings die Verhältnisse umgekehrt.

Noch heute ist die Regierung von Ecuador durch und durch klerikal, wenn sie auch nicht mehr wie früher die Hälfte aller Staatseinkünfte an den Papst sendet. Als in Quito einmal einige Kaufleute (ein Engländer und ein Deutscher) beim Vorüberziehen einer Prozession nicht niederknieten, wurden sie ins Gefängnis geworfen und bloß durch diplomatische Einmischung wieder freigelassen.

Auch bei den Vaterlandsverteidigern von Ecuador finden sich die in ganz Südamerika so außerordentlich beliebten roten Hosen; im übrigen gleicht das Militär einer schlecht geratenen Karikatur der kölnischen Funken. Bei den Offizieren blaue Waffenröcke mit roten Aufschlägen und dicken gelben Epaulettes, bei den Mannschaften weiße mit rot oder blau eingefaßte Röcke von dem Schnitt, wie er zur Zeit des alten Fritz Mode war, dazu Tschakos und Bärenmützen bei den Soldaten, französische Käppis bei den Offizieren; so etwa war das, was ich zu sehen bekam. Die Offiziere ritten durchweg sehr schöne Rassepferde; einige waren Kreolen, ein halbes Dutzend aber Schwarze, in deren Adern wohl kaum ein Tropfen Europäerblut floß. Die Soldaten waren alle Cholos, unter den Offizieren aber habe ich, vielleicht zufälligerweise, keinen einzigen Indianer oder Indianermischling gesehen. Das Benehmen der Soldaten ist, wie allerwärts in den spanischen Republiken, sehr roh; als ich, nichts Böses ahnend, auf dem Trottoir vor einer Kaserne vorübergehen wollte, kamen mir mit gefälltem Bajonett und lautem Geheul zwei derselben entgegengestürzt, die mich auf die andre Seite der Straße wiesen. An soldatischem Uebermut wird unzweifelhaft im republikanischen Südamerika das Zehnfache geleistet wie im monarchischen Europa.

Ecuador, das größer ist als die österreichisch-ungarische Monarchie und auch schon von 950 000 Menschen bewohnt wird, hat dennoch seine reichen Hilfsquellen nicht besser entwickelt als etwa Bolivien. Im Jahre 1876 — neuere Daten habe ich nicht auftreiben können — stellten sich die Staatseinnahmen auf 2 317 000, die Ausgaben auf 3 360 000 Pesos. Wie aber sollte es anders

sein, da die Spanier mit dem hochentwickelten Ackerbau der indianischen Kulturvölker auch die Arbeitslust vernichtet haben! Im Tieflande wird längs der Flußufer vorwiegend Kakao gepflanzt, der den schönsten Ausfuhrartikel liefert, auf dem Hochlande zieht man Kartoffeln und Weizen, die Waldlande im obern Stromgebiete des Amazonenflusses sind jedoch noch im unbestrittenen Besitze der wilden Indianer und könnten auch bloß unter Beigabe einer sehr starken militärischen Bedeckung von Männern der Wissenschaft erforscht werden. Die europäische Einwanderung hat während der letzten Jahrhunderte Ecuador ganz unberücksichtigt gelassen; man dachte während der letzten Jahre einmal an eine Kolonisation der Galápagos-Inseln, während aber auf dem Kontinente von Amerika noch so sehr viel Land brach liegt, wäre ein derartiges Unternehmen geradezu Unsinn.

Im Handel sind von den Ausländern am stärksten die Kolumbier und Peruaner, demnächst Chinesen und von den europäischen Nationen Italiener und Franzosen vertreten; des weitern kommen Deutsche und Engländer. Unter den deutschen Firmen von Guayaquil nenne ich das Haus E. W. Garbe, an dessen Spitze Herr Konsul Bunge steht; ferner H. und R. Cremer; Carlos Haberland; Guillermo Mergelkamp; O. Wolfrom u. Cie.; Federico Poppe und Reinberg Meyendorff u. Cie. In Quito ist ein Mitinhaber des Hauses Woodhouse y Küssell Deutscher; ein Deutscher ist auch der Uhrmacher und Photograph Enrique Thede.

Bei Guayaquil, zur Zeit dem einzigen Hafen von Ecuador, der diesen Namen verdient, sind während des Jahres 1880 115 Dampfer und 125 Segler vor Anker gegangen; unter den letzteren führten 25 die deutsche, je 8 die nordamerikanische, englische, italienische und dänische, 7 die französische, 5 die peruanische, je 2 die portugiesische, kolumbische, chilenische und costaricensische, je 1 die belgische, hawaiische und nicaraguensische und 45 Küstenfahrzeuge die ecuadorianische Flagge. Beim Dampferverkehre war Deutschland nicht beteiligt.

Die Ausfuhr von Guayaquil, die ohne wesentlichen Fehler als die Ausfuhr des ganzen Landes angesehen werden kann, umfaßte während des Jahres 1880 Kakao, Steinnüsse, Strohhüte (die sogenannten Panama-Hüte, die fast ausschließlich in Ecuador verfertigt werden, aber über Panama ihren Weg nach Europa nehmen), ferner Kaffee, Kautschuk, Häute, Cascarilla (Fieberrinde), Baumwolle, Holz, Reis, Mangle-Rinde (zum Gerben), Hängematten, Stroh, Sohlleder, Tamarinden, Tabak, Sarsaparilla, Kokosnüsse, Früchte und Goldstaub. Gegenüber Ecuadors größtem Ausfuhrartikel, dem Kakao, kommt alles übrige kaum in Betracht. Verschifft wurden 1879 315 341 Quintals zu durchschnittlich 22 Doll. für jeden Quintal; das Jahr 1880 brachte die reichste Kakao-Ernte, die Ecuador jemals erlebt, und es wurden zum Durchschnittspreise von 17 Doll. 340 802 Quintals versandt, von denen 91 900 nach Frankreich, 76 960 nach Spanien, 76 540 nach England, 33 410 nach Deutschland, 13 490 nach Mittelamerika, 9 900 nach Nordamerika und 9 250 nach Südamerika gingen. Die Einfuhr umfaßt, da Ecuador nahezu keine Industrie besitzt, alle Bedürfnisse des Landes. Aus dem Innern pflegen die Kleinkaufleute in der trockenen Jahreszeit, d. h. etwa vom Juni an bis Ende September, nach Guayaquil herunterzukommen, um ihre Einkäufe zu machen. Gibt es aber politische Unruhen oder herrscht, wie in den letzten Jahren, das gelbe Fieber, welches sich für den vom Hochland Kommenden besonders gefährlich erweist, so ist das Geschäft sehr eingeschränkt. Unter jenen Kolonnaden, die allenthalben in Guayaquil die Geschäftsstraßen einfassen, findet man recht gut ausgestattete Läden, die aber sehr teuer sind. Schaufenster gibt es nicht, sondern man tritt sofort durch die riesigen Thorbogen in das Warenlager, welches sich zuweilen auch noch über einen Teil des Trottoirs erstreckt. Und schließlich pflegen auch noch, wie in so vielen südlichen Ländern, ambulante Händler ihre Waren auf der Straße auszupacken.

Das ehedem vorhandene Hartgeld ecuadorianischen

Gepräges ist ganz aus dem Verkehre verschwunden, auch ist nur wenig Papiergeld im Umlauf. Gewöhnlich dienen peruanische Silbersols (gleich etwa 5 Frc. oder 4 Mk.) und deren Unterabteilungen als Zahlungsmittel. Die Stücke von 10 Centavos werden auch hier als Realen bezeichnet. Zuweilen rechnet man aber auch noch nach Pesos Febles zu 8 Realen.

Am zweiten Tage nach der Abfahrt von Guayaquil kreuzten wir bei ziemlich kühler Witterung den Aequator, am dritten Tage aber fuhren wir in eine idyllisch schöne Flußmündung hinein, mitten hindurch zwischen zahllosen Felsen und hübschbewaldeten, ab und zu mit Gruppen von Kokospalmen bestandenen Inseln, auf denen man auch nicht das kleinste kahle Fleckchen hätte herausfinden können. Und zwischen diesem Grün lugten vereinzelt die braunen, schrägdachigen, auf Pfosten stehenden Häuser der hier lebenden Mestizen und Zambos hervor — lauter romantische Plätzchen, die ich aber darum einem zivilisierten Menschen doch noch nicht als Aufenthaltsort empfehlen möchte. Die Einwohner freilich scheinen sich in ihrer bescheidenen Existenz ganz behaglich zu fühlen, behaglicher beispielsweise als im Norden von Chile die stets unzufriedenen Bergleute, denn als sie, bald nachdem wir Anker geworfen, mit ihren Booten und Kanoes (ausgehöhlten Baumstämmen, die mit Streichruder fortbewegt werden) langseits kamen, lachten sie so vergnügt, neckten sich so munter und waren so guter Dinge, daß man ihnen offenbar ansah, sie kannten weder Arbeits- noch Nahrungssorgen.

Tumaco — unser letzter Anlegeplatz vor Panama — liegt auf einer der zahlreichen Flußinseln und ist ein bescheidener Ort, dessen Häuser gleich denen der alten Pfahldörfer auf Pfosten stehen. Wir lagen eine ganze Nacht vor Anker, und als es am folgenden Morgen weiter ging, wollten die hübschen Landschaftsbilder gar kein Ende nehmen. Die ganze Seeküste von Peru hat noch durchaus nichts Tropisches, bei Guayaquil ist das schon anders, aber wenn einem nicht recht viel Zeit zur Ver-

fügung steht, gelangt man nicht weit genug landeinwärts, um die volle Ueppigkeit tropischer Vegetation zu sehen. Die Inseln von Tumaco dagegen sind, wenn auch niedrig, doch ebenso viele reizende Parks. Den unvergleichlich schönen Smaragd-Eilanden Ostindiens möchte ich sie damit noch durchaus nicht ebenbürtig an die Seite gestellt haben, aber das ist ja auch nicht nötig; schön, sehr schön sind diese Inseln ganz gewiß. Kokospalmen und noch andere niedrigere Palmen mit reichem Blätterschmuck blieben allerwärts an der Küste sichtbar, dazu Mangrovegebüsch und Hochwald mit wiesenähnlichen Lichtungen. Im Hintergrunde gab es stets einen oder den andern Höhenzug, die Küste aber war flach, solange wir sie im Auge behielten.

An Bord befanden sich ein paar anscheinend reiche kolumbische Familien, die ich als Typus der besseren Klassen dieser Länder dem Leser vorführen möchte. Die Herren trugen Elefantenhosen, spuckten sehr viel und zeigten wenig Rücksicht für das Behagen ihrer Mitmenschen. Die Damen hielten etwas auf Toilette, d. h. Toilette südamerikanischen Stils. Schon frühmorgens zeigten sie sich in Stiefeletten mit sehr hohen Absätzen, in Kleidern, bei denen die abgeschmackteste Farbenzusammenstellung vorwaltete, mit weißen Glaceehandschuhen und Ringen, die sie über das Leder der Handschuhe gestreift hatten. Die gelblich-braunen Gesichter waren mit einer dicken Kruste von Puder überdeckt und an dem unnatürlichen Gange der schwächlichen Gestalten sah man, daß im Rückgrat oder sonstwo irgend etwas nicht in Ordnung war. Begegnete man den Damen, so machten sie Augen, die Bewunderung zu verlangen schienen, und ging man nicht darauf ein, so zeigten sie sich beleidigt, versperrten soviel als möglich mit ihren Stühlen den Weg, wenn man vorüberspazieren wollte, und was dergleichen mehr ist. Dabei liegt etwas Affenartiges in diesen Charakteren. Spielte ich Klavier, so mußten sie es natürlich ebenfalls thun, wenn sie auch früher niemals daran gedacht hatten; schrieb ich, so war am nächsten Tage gewiß der einzige Tisch,

der sich zu solchem Zwecke an Bord befand, mit Beschlag belegt; und seit sie gesehen hatten, daß wir Europäer bisweilen eine Flasche Stout tranken, war auf einmal das Porter-Bier in Mode gekommen. Alles dies aber geschah durchaus nicht in liebenswürdiger, sondern eher in einer hämischen und neidischen Art. Bescheidenheit ist diesen Charakteren, namentlich den Damen, gänzlich fremd; sie wollen glänzen, herrschen, bewundert werden um jeden Preis, auch wenn weder ihr Aeußeres noch ihr Inneres im geringsten danach angethan ist, und wenn ihnen das nicht glückt, so vermehren sie die große Zahl ihrer sonstigen unangenehmen Eigenschaften durch Neid und die kleinlichste Benutzung jeder Gelegenheit, lästig zu werden. Was den Fremden in Paris so angenehm berührt, der großstädtische Ton, der die Menschen verhindert, auf den Boulevards irgend jemand nachzuschauen oder sich mehr als es die gegenseitige Annehmlichkeit erfordert, mit seinen Mitmenschen zu beschäftigen, dergleichen wäre unter diesen Leuten eine Unmöglichkeit. Die Erkenntnis, daß jeder Mensch von Bildung eine gewisse Atmosphäre von Rührmichnichtan mit sich herumträgt, die zu achten Anstand und Liebenswürdigkeit antreiben, diese Erkenntnis ist ihrem Wesen völlig fremd. Dabei sind die kleinen gelbbraunen Rangen genaue Kopien ihrer Eltern und so ungezogen, so lästig und spektakelsüchtig wie möglich. Um aber das Farbenspiel voll zu machen, kommen ein paar tiefschwarze, mit allerlei Krimskrams bunt aufgedonnerte Negerinnen hinzu, deren ebenfalls sehr zahlreiche Nachkommenschaft wahrscheinlich durch den geistig veredelnden Einfluß ihrer Herren durchaus nicht mehr schwarz, sondern braun ist. Diese ganze Negergesellschaft ist possierlich gleich kleinen Aeffchen, sie gefiel mir weit besser als die Kreolenkinder. Und nun erst die Ausrüstung und das Reisegepäck der Leute. Wäsche schienen sie nicht mit sich zu führen, aber diese Menge von zerrissenen Hängematten, diese halbzerbrochenen Schminktöpfe, diese Fläschchen, Kissen und Kästchen! Es war, als ob man dem Wohnungswechsel eines orientalischen Harems beiwohnte.

Genug davon! Obwohl ich von Kolumbien nichts außer der Landenge von Panama gesehen habe, so möchte ich doch ein paar Bemerkungen über diesen Deutschland an Größe um das Anderthalbfache übertreffenden, aber bloß von drei Millionen Menschen bewohnten Bundesstaat hier folgen lassen, nebenbei den einzigen unter allen zehn Staaten Südamerikas, der gleichzeitig an den Atlantischen und den Stillen Ozean angrenzt.

Von Kolumbiens Ausfuhrartikeln — Strohhüte, Baumwolle, Tabak, Kaffee, Elfenbeinnüsse, Häute, Edelmetalle, Chinarinde, Kautschuk — geht ein großer Teil nach Deutschland, so beispielsweise im Jahre 1878 für 2 944 000 Mark nach Bremen und für 1 436 000 Mark nach Hamburg. Auch die Einfuhr, namentlich billiger Waren, nach diesem industriearmen Lande ist nicht unbedeutend, und Deutschlands Anteil daran würde, wie man mir sagte, noch größer sein, wenn bloß der Fabrikant im Inneren Deutschlands etwas besser über die Bedürfnisse des kolumbischen Konsumenten unterrichtet wäre. England, so heißt es ferner, liefere noch billiger als Deutschland. Nun ist der Handelsverkehr nach einem Lande, das so schlechte Verkehrswege besitzt wie Kolumbien, doppelt schwierig, aber auch doppelt lohnend; die Reise von Colon nach der Hauptstadt Bogotá dauert, um ein Beispiel für die Verkehrsschwierigkeiten anzuführen, günstigenfalls 12 Tage, zuweilen aber auch je nach der Beschaffenheit des Fahrwassers im Magdalenenstrome und des Maultierpfades von Honda nach Bogotá drei Wochen und darüber. Deutsche Firmen findet man weniger an der pacifischen als an der atlantischen Seite Kolumbiens. Es wurden mir folgende genannt: in Baranquilla: Aepli, Eberbach u. Co., Müller Siefkens u. Co., F. Hollmann u. Co., August Strunz, Helm u. Co.; des weitern in Bucaramanga: Lengercke u. Co., Hoppel u. Schrader; endlich in Bogotá: Koppel u. Schloß und abermals Hoppel u. Schrader.

Die Geschichte von Kolumbien ist fast noch mehr als diejenige der andern spanischen Republiken eine einzige

Reihenfolge von Staatsumwälzungen; ihre beste Darstellung hat sie in Dr. Maria José Quijano Oteros „Compendio sobre la Historia de Colombia" gefunden. Im Jahre 1536 drang Ximenez de Xesada mit 170 Mann am Magdalenenstrome aufwärts bis zur Hochebene von Bogotá vor. Dorthin kam gleichzeitig von Peru her ein Unterfeldherr Pizarros namens Sebastian de Benalcazar und von Venezuela her ein Beamter des augsburgischen Bankhauses Welser namens Nikolaus Federmann. Die drei schlossen unter sich einen Vertrag ab und gaben dem Lande den Namen Neu-Granada. 1547 zur General-Kapitanie und 1718 zum Vizekönigreich erhoben, zeigte Neu-Granada im ganzen spanischen Südamerika am frühesten die ausgesprochene Neigung, sich von spanischer Herrschaft loszureißen. Die Aufstandsversuche von 1781 und 1795 blieben jedoch erfolglos, und erst als auf Bolivars Veranlassung der verbannte und in französischen Diensten stehende General Miranda zurückgerufen worden war, brach 1819 im Verein mit Venezuela die Empörung aufs neue los. Der spanischen Truppen wurde man Herr und der Kongreß von Cucutá verkündete im Jahre 1821, Bolivars Ideen folgend, die Verfassung der großen Zentral-Republik von Kolumbien, an welche sich nach Bolivars Plänen nach und nach die übrigen Teile von Südamerika als Schutzstaaten anlehnen sollten.

Der Widerstreit der Interessen aber scheint allzu groß gewesen zu sein; ein konstituierender Kongreß, der 1830 zu Bogotá versammmelt war und die Schwierigkeiten lösen sollte, ging unverrichteter Sache wieder auseinander. Bolivar, der, als er sah, daß er doch nicht zu seinem Ziele durchzudringen vermochte, sowohl Diktatur als Präsidentenwürde abgelehnt hatte, starb während eines Krieges mit Peru, und da sich inzwischen auch Venezuela auf eigene Füße gestellt hatte, so zögerte nun auch Kolumbien nicht länger, die Macht der Thatsachen anzuerkennen, und gab sich am 17. Dezember 1831 für das Gebiet, wie es noch heute den Bundesstaat Kolumbien ausmacht, eine Verfassung.

Die zahlreichen Kämpfe um die Präsidentschaft wollen wir hier nicht näher verfolgen; von allgemeinem Interesse ist bloß jener langjährige blutige Zwist, der durch die Frage, ob Einheits- oder Bundesstaat, entfesselt wurde. Von 1841—45 unter der Präsidentschaft Herreras und von 1845—49 unter der Präsidentschaft Mosqueras hatte sich das Land einer verhältnismäßigen Ruhe erfreut; 1853 aber gab es sich eine neue, stark dezentralisierte Verfassung und ging unter der Verwaltung Ospinas (1857—61) auf der abschüssigen Bahn weiter. Am 15. Juni 1858 ging man so weit, durch eine abermalige Umänderung der Verfassung aus 36 bisherigen Provinzen acht „souveräne" Bundesstaaten zu machen. Im Jahre 1859 brach der Bürgerkrieg los, dessen Leiter auf konservativer Seite der Staatspräsident, auf demokratischer Seite dagegen Mosquera, der Präsident des souveränen Staates Cauca, war. Mosquera siegte 1861 bei Bogotá über Ospinas Nachfolger Arboleda; ein Bündnis mit Garcia Moreno, dem Präsidenten von Ecuador, brachte der konservativen Sache keine praktische Hilfe; Arboleda wurde Ende 1862 beim Uebergang über die Berruecos-Berge durch einen Schuß ermordet und sein Nachfolger schloß am 29. Dezember 1862 zu Cali im Staate Cauca einen Vertrag mit Mosquera, der als der thatsächliche Beginn der Herrschaft der Liberalen anzusehen ist. Am 8. Mai 1863 wurde eine neue, noch jetzt gültige Verfassung veröffentlicht und Mosquera zum provisorischen Präsidenten ernannt. Inzwischen nahm der Krieg mit Ecuador schon um dessentwillen seinen Fortgang, weil Mosquera gegen den Jesuitenfreund Garcia Moreno einen ganz besonderen Haß hegte. Am 6. Dezember 1863 schlug Mosquera beim Dorfe Cuaspud, nahe der Grenze, mit 1700 Mann kriegsgeübten Soldaten die 5000 Mann des mehr als 70jährigen Generals Flores von Ecuador, und es kam ein Vertrag zu stande, der ohne Gebietsabtretung dem Kriege ein Ende machte. Mosquera, 1866 in regelrechter Form zum Präsidenten gewählt, wurde im Mai 1867 gestürzt, ohne daß darum die Herrschaft

der Liberalen ihr Ende erreicht hatte. Nach einer kurzen Verwaltung des Vizepräsidenten Santos Acosta folgten Santos Gutierrez (1870—72), Dr. Manuel Murillo Toro (1872—74) und Santiago Perez (1874—76), während dessen Amtszeit die Liberalen bei Teneriffa und San Juan de Sefer gegen einen andern Flügel der Liberalen kämpften. Weit blutiger verlief jener elfmonatliche Aufstand der Konservativen, welchen der nächstfolgende Präsident, Dr. Aquileo Parra (1876—78), zu bekämpfen hatte. Die Liberalen siegten bei los Chancos im Staate Cauca, die Schlacht bei Garrapata im Staate Tolima blieb dagegen unentschieden; schließlich gaben die für die Liberalen siegreichen Schlachten von Doña Juana im Staate Santander und von Matiscua den Ausschlag. Von 1878 bis 1880 leitete General Julio Truxillo, vom 1. April 1880 an General Nuñez, und vom 1. April 1882 an der kürzlich verstorbene Dr. Francisco Xavier Saldúa die Verwaltung.

Zwölftes Kapitel.

Westindien.

(Von Panama nach Jamaika. — Kingston und die Landsitze der ehemaligen Pflanzer-Aristokratie. — Sehnsucht nach der entschwundenen Sklavenzeit. — Die Neger haben sich des Arbeitens entwöhnt. — Die Macht der deutschen Presse. — Ein Tag auf Haiti. — Jeder dritte Mensch ist mindestens General. — Schwarze Liebe. — Barbados, das „Klein-England" von Westindien. — 2½mal dichter bevölkert als Belgien. — Trinidad und die moderne Form der Sklaverei. — Nach Southampton.)

Nachdem wir zwei und einen halben Tag von Colon her gegen einen heftigen Nordwestpassat angekämpft hatten, kamen die Berge von Jamaika in Sicht und wir ankerten am Kai von Kingston, um Kohlen einzunehmen. Solche Seereise mit all ihrem namenlosen Ungemach lehrt uns gerade wie eine überstandene Krankheit erst recht wieder den Wert des Lebens schätzen. Erinnerst du dich, lieber Leser, jenes unbeschreiblichen Gefühls zurückkehrender Gesundheit, als zum erstenmal die Frühlingssonne in dein Krankenzimmer schien, als du vom Krankenbette den ersten Rundgang durch dein Zimmer wagtest? Solcher Art ist das Entzücken, mit welchem wir nach unruhiger Seefahrt auch die kleinste und anspruchsloseste Insel des Ozeans begrüßen. Jamaika aber ist weder klein noch anspruchslos; noch heutigestags lebt es sich recht angenehm in der ehedem so reichen, jetzt etwas verkommenen Kolonie.

Mit Maultieren bespannte Bahnwagen fahren durch die abends mit Gas beleuchtete Hauptstadt; in bezug auf Gasthäuser und Läden finden nicht allzu anspruchsvolle Leute alles, was sie wünschen mögen. Die Bevölkerung von etwa 39 000 Seelen besteht aus englischen Kaufleuten, englischen Beamten und englischen Offizieren; der Rest sind Mulatten und Neger. Die Häuser sind meist aus Brettern aufgeführt, nur für die besseren Stadt- und Landhäuser hat man als Baumaterial jene dunkelroten Ziegelsteine angewandt, wie sie in Holland üblich sind. Wenn man aus dem spanischen Südamerika kommt, so überrascht auf Jamaika am meisten jener stark entwickelte Sinn für Ordnung, der nun einmal den Engländern nicht abzusprechen ist. In dieser und in mancher andern Beziehung ist der Gegensatz zu Südamerika so groß, daß man glauben sollte, sich am entgegengesetzten Ende der Erde und nicht in allernächster Nähe der spanischen Republiken zu befinden.

Meine Wohnung nahm ich im „Myrtle Bank Hotel", wo ich zu einem Tagespreise von 10 Mark für Wohnung und Kost sehr gut aufgehoben war. Die Dienerschaft, Köchinnen, Stubenmädchen u. s. w., war natürlich schwarz, Betten aber, Tischtücher, Teller u. s. w. waren so weiß und rein, wie ich sie nun schon seit langem nicht mehr gesehen. Dementsprechend, einfach aber kräftig, war auch die Küche, bei der mir bloß eine Eigentümlichkeit auffiel. In allen englischen Kolonien, die der heißen Zone angehören, bedient man sich anstatt der leicht zerfließenden und alsdann unappetitlich aussehenden Butter eines angenehm schmeckenden Ersatzmittels. Es ist das jene auch in England bekannte Orangen-Marmelade, die der Reisende allenthalben in Australien, Ostindien, Westindien u. s. w. wiederfindet.

Andre Nationen halten überhaupt sehr fest an ihren heimischen Lebensmitteln. Wo es Engländer gibt, da findet man auch auf der ganzen Erde nicht bloß Ale, Stout und Sherry, sondern auch Chesterkäse, Stiltonkäse, Worcestersauce, Anchovissauce, Orangen-Marmelade u. s. w.;

wo es Franzosen gibt, billigen Rotwein, Oelsardinen, Rochefortkäse, Radieschen u. s. w. Die Spanier hinwiederum lieben ihr ranziges Oel, ihre Zwiebel und vor allem ihre Liebesäpfel (Tomates); der Deutsche endlich hängt am zähesten an seinem Bier. Bloß wo deutsche Bauern in größerer Anzahl zusammenleben, findet man außerdem noch Mehlspeisen und die verschiedenartigen bei uns beliebten Verarbeitungen der Gemüse. Verschieden ist auch bei den Nationen Europas die Art, ihr Brot zu backen. Der Franzose liebt ein ganz lockeres, stangenförmiges Weißbrot, in dem es fünf- oder zehnmal mehr Hohlräume als Substanz gibt. Der Deutsche zieht im allgemeinen ein festes, solides, inwendig noch ein wenig feuchtes Brot vor. Der Engländer hält sich in der Mitte, aber eine englische Eigentümlichkeit sind die dreieckigen, knusprig gebackenen Brotschnitten (toast). Der Spanier endlich bäckt sich aus fein gemahlenem, staubartigem Mehl ein bretzelartiges und sehr trockenes Brot zurecht, das eigentlich mehr aneinander geheftetes und hart gebackenes Mehl, als regelrechtes Brot ist. Unser deutsches Schwarzbrot nebst seinen Mischlings-Geschwisterkindern findet sich weder bei Franzosen, noch bei Engländern, noch bei Spaniern.

Von Kingston aus führt eine Eisenbahn an der Küste entlang nach Spanishtown, zu Beobachtungen über Land und Volk wird jedoch eine Wagenfahrt besser Gelegenheit geben. In der Umgebung von Kingston könnte man sich zu einem der Villenorte bei London versetzt denken; ein Landsitz reiht sich an den andern. Man fährt stundenweit auf guten aber etwas staubigen Straßen zwischen endlosen Zäunen und Hecken dahin, hinter denen man, sei es Buschwerk und Gestrüpp, sei es gelbversengte Rasenflächen erblickt, auf denen als eine Art von Zierat wohlgemästete Kühe oder Stiere weiden. Ab und zu erblickt man ein Gitterthor mit der unvermeidlichen Aufschrift „Lodge“ und wenige Hundert Schritte weiter irgend einen reizenden, mit Balkonen und Veranden ausgeschmückten, dabei halb von Schlinggewächs umrankten Landsitz. Dabei ist es ganz erstaunlich zu sehen, in welchem Umfange

einerseits das Land bereits ausgewirtschaftet ist und wie regelrecht anderseits die einzelnen Besitztümer durch Kaktushecken abgezirkelt sind. Besonders üppige Pflanzenformen findet man nirgendwo, wenn es auch an Kokospalmen und Bananen, jenen auffallendsten Vertretern der Tropenvegetation, durchaus nicht gebricht. Westindien scheint denn doch nach allgemeinem Urteil in bezug auf Schönheit der Szenerie, Fruchtbarkeit und Ueppigkeit des Pflanzenwuchses, kurz, in jeder Beziehung weit hinter Ostindien zurückzustehen.

An einem ungeheuren Rennplatze vorbei gelangen wir zur Wohnung des Gouverneurs. Sie liegt in einem ausgedehnten Parke oder vielmehr nach dem Gebirge zu am Ende einer weiten grüngelben Rasenfläche, die hier und dort mit Bäumen und Baumgruppen bestanden ist. Die Aussicht auf das Gebirge ist recht hübsch; kein Laut aus der geräuschvollen Stadt dringt hierher, das Ganze atmet Stille und Frieden, man vermag sich kaum vorzustellen, daß man in Westindien weile. Ein andres Bild empfängt uns bei der weiteren Fahrt zum „Camp", dem Barackenlager der englisch-westindischen Negertruppen (im Jahre 1880 waren es wegen des Boer-Krieges bloß 449 Mann). Die Wohnungen und Meßräume der Offiziere sind hübsch und beinahe luxuriös eingerichtet, auch die auf Pfosten stehenden Baracken der Soldaten zeigen, wie alles, was man in der näheren Umgebung von Kingston sieht, einen großen Geist für Ordnung; ob sie praktisch angelegt sind, ist eine andre Frage. Die Negertruppen tragen eine Art von Zuavenuniform mit allerbuntesten Farben: türkische, bis zum Knie reichende Pumphosen, buntgestickte Jacken und roten Fez mit gelber Troddel. Die weißen Soldaten haben ihre Quartiere im Gebirge; von der Ebene aus sieht man deutlich die weißen Baracken und die Rauchsäulen der Lagerfeuer. Das Verhalten der schwarzen Regimenter soll besser sein als dasjenige der weißen. Häufig sieht man betrunkene Soldaten englischer Abkunft auf der Straße liegen, aber nur selten einen uniformierten Neger.

Die 1494 von Kolumbus entdeckte, 1655 unter Cromwells Regiment von 6500 Engländern unter Admiral Penn den Spaniern entrissene Insel Jamaika erreichte etwa um das Jahr 1787 den Höhepunkt ihrer Blüte. Damals waren 1 059 000 Acres Land unter Kultur und wurden von 210 894 Sklaven bewirtschaftet. Als 1807 die Sklaverei aufgehoben wurde, war die Zahl der Sklaven auf 319 351 gestiegen, nun aber ging es rasend schnell abwärts, und wenn auch seit dem letzten Jahrzehnt eine kleine Besserung zu verspüren sein soll, so waren doch 1880 erst wieder 547 056 Acres Land (davon 43 071 für Zuckerrohr, 20 732 für Kaffee, 545 für Ingwer, 292 für Tabak, 56 383 für Gemüse und der größte Teil als Weideland) unter Kultur. Die Bevölkerung umfaßte 1871 beim letzten Zensus 13 816 Weiße, 81 065 Mulatten und 346 374 Schwarze, insgesamt 506 154 Seelen; gegenwärtig wird sie wohl auf annähernd 570 000 angewachsen sein. Ihre frühere freie Verfassung ist der Insel, seit es 1866 einen kleinen Revolutionsputsch gegeben, genommen worden.

Die Pflanzer hängen zu sehr an den alten Ideen, ihnen stecken noch immer die Zeiten im Kopfe, als der Zuckerpflanzer ohne viel Arbeit und Sorgen auf seiner schloßähnlichen Villa saß. Heutigestags gibt es keine reiche, in großartigem Stil lebende Pflanzer-Aristokratie mehr, wie sie zur Sklavenzeit in Westindien existierte. Das Land ist kapitalarm, alles dreht sich um kleine Verhältnisse, und die sogenannte gute Gesellschaft steht weit hinter derjenigen Ostindiens zurück. Dieser große Umschwung zum Schlechteren ist nicht lange nach Aufhebung der Sklaverei eingetreten. Die Neger arbeiten bloß so viel, als es ihnen beliebt; sie erhalten 1 Sh. bis 1 Sh. 6 P. Tagelohn, ihre Leistungen sind aber höchstens 6 P. wert. Seltsam ist es nun, wofür auch die Südseeinseln viele Beispiele liefern, wie sehr viel emsiger solch träge Naturmenschen abseits ihrer Heimat arbeiten. Zur Zeit bringt jeder Postdampfer ganze Scharen westindischer Neger zur Landenge von Panama, wo sie härter zu ar-

beiten haben, als auf Jamaika, aber dafür auch einen Taglohn von 1—1½ Peso (4—6 Mark) erhalten. Sind die Neger arm, so betteln sie nur selten; dafür nämlich sind sie zu stolz, aber sie stehlen und lügen. So wenigstens lautet das Urteil der Pflanzer; mir sind die Schwarzen in liebenswürdigerer Form entgegengetreten, ich fand, daß weit besser mit ihnen auszukommen sei, als anderwärts in Südamerika mit dem niederen Volke. Trotz der Annahme einer fremden — der englischen — Sprache haben die Neger von Jamaika viele afrikanische Eigentümlichkeiten beibehalten, die ihrem Charakter tief eingewurzelt zu sein scheinen. Noch heute huldigen sie afrikanischen Melodien, afrikanischer Haartracht und zeitweilig afrikanischem Fetischismus. Dazu die Gleichartigkeit des kindischen, für alle Eindrücke empfänglichen Charakters, kurz, eine Erziehung von Jahrhunderten hat dem Neger von Westindien ein nicht ganz kleines Stück europäischer Bildung beigebracht, die Grundanlage seines Charakters hat sie nicht umzuändern vermocht. Der Neger von Jamaika ist der Form nach Protestant, er besucht auch die Kirche; großen Einfluß auf seine Lebensführung muß aber wohl die Kirche nicht haben, wenigstens überwiegen unter den Geburten die unehelichen um mehr als zwei Drittel.

Jamaika steht durch die Dampfer der vom englischen Staat unterstützten Royal Mail Steamship Company, sowie diejenigen der Holtschen, Harrisonschen, Whiteschen und Andersonschen Linie in Verbindung mit England, durch die Compagnie Générale Transatlantique in Verbindung mit Frankreich, durch die Atlas Steamship Company und die Cunard-Linie in Verbindung mit Nordamerika. Kaffee, Gewürze, Zucker, Rum und Farbhölzer bilden die hauptsächlichsten Artikel der Ausfuhr, deren Gesamtwert während des Finanzjahres 1879/80 30 279 560 M. betrug. Der Gesamtwert der Einfuhr stellte sich während des gleichen Zeitraumes auf 29 503 930 Mark, wovon 19 722 890 Mark auf England und englische Kolonien, 9 482 320 Mark auf die Vereinigten Staaten und 298 720 Mark auf alle andern Herkunftsländer ent-

fallen. Aus diesen Ziffern ersieht man bereits, daß deutsche Waren, wenn überhaupt, dann wohl bloß in geringer Menge nach Jamaika gelangen. Vielfach ist mir von deutschen Kaufleuten im Ausland gesagt worden, sie würden sehr gern und mit Vorliebe deutsche Waren führen, wenn ihre englischen oder französischen Mitteilhaber dies nur zuließen. Es ist eben Thatsache, daß die englischen Kaufmannshäuser im Auslande bloß oder fast bloß englische, die französischen bloß oder fast bloß französische Waren führen. Die deutschen Kaufmannshäuser aber sind ihrer überwiegenden Zahl nach durch und durch kosmopolitisch. Sie verkörpern in vollkommenster Weise den theoretisch allein richtigen Grundsatz, daß der Welthandel durchaus frei, international und kosmopolitisch sein müsse. Das theoretisch Richtige deckt sich aber leider — unser Reichstag scheint das allerdings nicht zu wissen — nicht immer mit dem praktisch Richtigen, was, auf den vorliegenden Fall angewandt, etwa heißen will: die Sache wäre recht schön, wenn nur die andern Nationen es ebenso machten.

Noch wäre zum Kapitel des Handels zu bemerken, daß auf Jamaika alljährlich auf den Kopf der Bevölkerung für 35 Mark Lebensmittel (auf Barbados für 90 Mark) eingeführt werden, und daß der Rum, der nirgendwo sonst auf der Erde in gleicher Vortrefflichkeit zu finden ist, in seinen besseren und älteren Sorten schon auf Jamaika (allerdings ist die dortige Verbrauchssteuer auf Rum höher als unsre Eingangssteuer) 4—8 Mark die Flasche kostet, so daß also jenes Material, das wir als Jamaika-Rum zum Punschbrauen zu verwenden pflegen, wohl schwerlich von der westindischen Zucker-Insel herrühren kann. Nach den Vereinigten Staaten wurden 1880 von Jamaika für 629880 Mark Bananen, Kokosnüsse und Orangen verschifft, letztere zu 1 bis 1,50 Mark das Hundert.

Auf Jamaika sowohl wie auf Trinidad macht man sich vom Tabakbau große Versprechungen. Man geht von der Ansicht aus, daß die Bedingungen für das Gedeihen der Tabakpflanze zum mindesten besser als auf Haiti

und vielleicht ebenso gut seien, wie auf Cuba in der altberühmten Havana. Alles weitere setzt man auf Rechnung der in der Havana bis zur höchsten Vollendung entwickelten Behandlung und Bearbeitung des Tabaks. Sowohl auf Haiti wie auf Jamaika und Trinidad hat man cubanische Arbeiter herüberkommen lassen, und auf Jamaika werden bereits eine beträchtliche Menge Zigarren verfertigt. Es soll sich nämlich herausgestellt haben, daß das Erzeugnis der Havana sich hauptsächlich deshalb solch hohen Rufes erfreue, weil die der Zigarrenfabrikation vorhergehende Fermentation an Ort und Stelle ein besseres Erzeugnis liefere, als wenn sie in Europa vor sich gehe.

Interessant war es mir ganz besonders, allenthalben in Ecuador, in Kolumbien und Westindien zu vernehmen, wie sehr der deutsche Tabakmarkt für die ganze Welt maßgebend sei. Sonst pflegt man wohl zum Lobe dieses oder jenes Artikels zu sagen, er habe auf dem Londoner Markt eine günstige Aufnahme gefunden; wollten aber die Leute irgendwo in diesen nördlichen Teilen von Südamerika ihren Tabak herausstreichen, so sprachen sie bloß von dem Urteil, das nach dieser oder jener Sendung in Bremen gefällt worden wäre. Auch im übrigen ist Deutschlands Handel mit Westindien, mit Kolumbien und Venezuela weit bedeutender, als man gemeinhin annimmt. Die „Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft“ hat in dieser Weltgegend mit ihren Frachtdampfern eine wahrhaft nationale Mission erfüllt, deren Wert nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Auf Hayti beispielsweise ruht der überwiegende Teil des Handels in deutschen Händen, es wiederholt sich hier wieder ebenso wie in der Südsee jene hochinteressante Erscheinung, daß der deutsche Kaufmann in kleinen und unabhängigen Staaten, in solchen Staaten am besten vorwärts kommt, wo der Engländer oder Franzose sich nicht, wie beispielsweise in seinen eignen Kolonien, mit zahllosen Vorrechten zu umgeben vermag, wo also der Deutsche unter gleichen Bedingungen mit dem fremden Kaufmanne konkurrieren kann. Nun ist es klar, daß deutsche Kaufleute und die

deutsche Dampferlinie sich betreffs Westindiens in die Hände gearbeitet haben, auch ermöglicht erst eine deutsche Dampferlinie den direkten Absatz deutscher Industrie-Erzeugnisse, während dieselben nach manchen Ländern bloß auf dem Umwege über England und Frankreich und unter englisch-französischer Marke gelangen können. Wie reich erst müßte der Erfolg sein, wenn wir an irgend einem Orte deutsche Kolonisten, deutsche Kaufleute und deutsche Reeder sich in ähnlicher Weise in die Hände arbeiten sähen.

Leider weiß auch der deutsche Kaufmann noch bei weitem nicht das Hilfsmittel einer nationalen Presse zu benutzen. Er übersieht, daß es kaum irgendwo auf der ganzen Erde einen irgendwie bedeutenderen Handelsplatz gibt, an dem nicht diese oder jene deutsche Firma etabliert wäre. Und wer immer von deutschen Kaufleuten im Auslande lebt, bleibt durch die Presse mit der Heimat in Verbindung. In geschäftlicher Hinsicht aber bieten ihm die meisten deutschen Zeitungen nur wenig. Die deutschen Industriellen lassen nur in geringem Maße annoncieren, sei es in deutschen oder fremden Zeitungen, und berauben sich dadurch eines Hilfmittels, das von den Fremden in ausgiebigster Weise benutzt wird. Man spricht so viel von dem Nutzen der Ausstellungen und verwendet so große Summen darauf, wie aber kann dieser Nutzen sich mit denjenigen Diensten messen, welche die Presse zu leisten im stande wäre. Keine südamerikanische Stadt habe ich besucht, und in manchen Gegenden, wie beispielsweise in Südbrasilien, kein Dorf, wo nicht in so und so viel Exemplaren deutsche Zeitungen verbreitet gewesen wären. Und ähnliches gilt nicht allein für Südamerika, sondern in gleichem Maße für die ganze Erde. In Kalifornien und Süd-Chile, in Argentinien, in Aegypten und Transvaal, in Japan und in Java, in Sydney und Kalkutta, allüberall auf der ganzen Erde, in jedem Klub und bei jedem bedeutenderen Kaufmannshause wird man deutsche Zeitungen finden; sie dringen zu den entferntesten Orten, zu Leuten, die niemals eine Ausstellung besuchen. Ja, für weit mehr Leute, als man in Europa glauben mag, für

vielleicht drei Viertel aller im Auslande lebenden Deutschen würde die deutsche Presse das einzige Mittel sein, durch welches sie über die Leistungen der deutschen Industrie Aufschluß erhalten könnten. Gegenwärtig fehlt denjenigen, die nicht sehr viel reisen oder durch Geschäftsfreunde ganz genau unterrichtet werden, ein solches Mittel.

Die Engländer besitzen in ihrem hochentwickelten Dampfernetze, in ihrer Welthandelsroutine, in ihren angesehenen und kapitalstarken Handelsfirmen, die „bloß englische“ Waren führen, sie besitzen vor allem auch in jenen zahllosen kleinen Zeitungen in englischer Sprache, die allenthalben auf der Erde erscheinen, die besten und vorzüglichsten Mittel zu einem flotten Absatz ihrer Industrie-Erzeugnisse. In ähnlicher Weise sind jene zahllosen französischen Modisten und Toilettenhändler, die sich auf der ganzen Welt eingenistet haben, ein nicht zu unterschätzendes Korps von Propagandisten. Alljährlich im April oder Mai, wenn die Rauheit des europäischen Klimas sie nicht mehr abschreckt, beginnt, ähnlich derjenigen der Zugvögel, ihre Wanderung nach Paris. Sie reisen, um die neuesten Moden mit heimzubringen und natürlich auch Einkäufe zu machen. Außerdem senden die Franzosen sehr viele Reisende in die Welt, denen eine genaue Warenkenntnis zur Seite steht. Das ist aber doch ein etwas kostspieliges Mittel, sich flotten Absatz zu verschaffen; auch können wir uns nicht so ohne weiteres mit einem Schlage jene großen natürlichen Vorteile aneignen, welche die Engländer durch die Lage ihres Landes, durch geschichtliche Entwickelung und nicht am wenigsten durch kühnen Unternehmungsgeist vor uns voraus haben. In einem Punkte aber sind wir sowohl Engländern als Franzosen überlegen, und gerade dieser Punkt ist von unsren Industriellen noch viel zu wenig beobachtet worden. Es gibt viele englische Zeitungen, die eine bedeutend größere Auflage haben, als die besten deutschen Zeitungen; aber es gibt keine einzige englische Zeitung, von den französischen ganz zu schweigen, die auch nur annähernd in ähnlicher Weise, wie einige deutsche Blätter, über den

ganzen Erdkreis und bis in dessen entfernteste Winkel verbreitet wäre. Wer jemals überseeische Länder besucht hat, der denke doch einmal nach, wo er die Times vorgefunden: doch höchstens in diesem oder jenem hochfeinen Klub oder beim Gouverneur einer Kolonie oder einem sonstigen hohen Beamten, aber schwerlich in irgend einer englischen Familie. Und Daily Telegraph, Standard, Daily News und wie alle die andern mit Recht hochgepriesenen Riesen der Presse heißen mögen, sie sind jenseits des Meeres eine Seltenheit, nach der man in manchen der größten Städte vergeblich suchen würde. Das Verbreitungsgebiet dieser Zeitungen beschränkt sich auf Europa; eben in Europa erfreuen sie sich solch ungeheuren Absatzes, daß ihnen am Auslande verhältnismäßig wenig liegen mag. Darum aber ist das Interesse an der Presse jenseits der großen Ozeane durchaus nicht minder rege, die Presse zersplittert sich bloß mehr, entsprechend der großen Interessenverschiedenheit unter den einzelnen Gruppen der im Auslande lebenden Engländer. In Sydney, in Melbourne, in Bombay, Kalkutta, Hongkong, Singapore, Montreal, Capetown, selbst in nichtenglischen Orten, wie Rio Janeiro, Buenos Ayres, Panama u. s. w., erscheinen englische Zeitungen, die, in großem Stile gehalten, sich vielleicht nicht minder hoch dünken, wie Times u. s. w. Die Zahl dieser englischen Zeitungen im Auslande ist Legion, und da sie thatsächlich sehr geschickt und mit großer Routine redigiert werden, so bedarf man weniger der heimischen Presse. Dazu kommt dann die große Menge jener Zeitungen, die zwar in London, aber mit besonderer Berücksichtigung eines besonderen Erdteils redigiert und gedruckt werden. In Westindien beispielsweise wird man allerwärts „The European Mail" finden und für Indien ließe sich eine ganze Liste solcher Spezialzeitungen aufstellen.

Bei alledem aber, ich wiederhole es, besitzt weder England, noch Nordamerika, noch Frankreich, noch irgend ein andres Land ein Blatt, das auch nur annähernd in ähnlicher Weise, wie einige deutsche Zeitungen, über die

ganze Erde verbreitet wäre. Nun aber sehe man einmal zu, wie viel die englischen Industriellen es sich kosten lassen, alle jene zahllosen Zeitungen mit ihren Annoncen, mit schönen Abbildungen, mit den geschicktesten Reklamen zu spicken. Wer es etwa auf der Erde noch nicht wissen sollte, wo man die bekannte Worcestershire-Sauce, wo man Schienen und Lokomotiven, Säemaschinen und Tapeten kauft, der braucht bloß in die erste beste Zeitung zu blicken und er findet Namen, die sich seinem Gedächtnisse sehr bald einprägen. Weder die Kanonenfirma Armstrong, noch die Schiffsbauer John Elder u. Komp., noch die Bierbrauerei von Baß u. Komp. verschmähen das Annoncieren. Nun sucht man oft im Auslande nach den Namen, den Anzeigen, Preislisten und Empfehlungen unsrer nicht minder bedeutenden deutschen Industriellen. Aber nur ein kleinerer Teil derselben besitzt Scharfblick genug, um die ihm gebotene Gelegenheit zu benutzen, sich und seine Erzeugnisse der weiten Welt zur Kenntnis zu bringen; die übrigen thun nichts oder wenig dafür, sich bekannt zu machen, und andre Leute besorgen das ganz gewiß nicht aus reiner Gutmütigkeit.

Etwa 24 Stunden nach der Abfahrt von Kingston näherten wir uns dem haytischen Hafen von Jacmel und sahen ein hochragendes, mit spärlichem und dunklem Walde bestandenes Gebirgsland vor uns liegen. Da man nicht genau wußte, ob Pocken oder gelbes Fieber, die kurz vorher auf Hayti gewütet hatten, bereits erloschen seien, so wurde bloß ein kurzer Aufenthalt gemacht. Der Dampfer ankerte etwa zwei Seemeilen abseits von der Stadt und wir fuhren in einem der kleinen Boote, die uns bald unter lautem Geschrei ihrer Insassen zu umringen begannen, ans Land. Nun ist auf Hayti so ziemlich jeder dritte Mensch zum mindesten General und auch in jenen Booten befand sich eine Anzahl barfüßiger, troddelröckiger Heerführer, deren Aeußeres etwa demjenigen eines kölnischen Dienstmannes glich. Bei alledem, so wurde mir von landeskundigen Leuten versichert, dürfe man nicht glauben, daß auf Hayti alles Karikatur sei. Der schwarze,

aber in Paris erzogene und mit einer hübschen Pariserin verheiratete Präsident Salomon sei ein hochgebildeter, einsichtsvoller Mann und ähnlicher Fälle gebe es die Menge. In Europa vermöge man sich allerdings nur schwer vorzustellen, daß thatsächlich dieser oder jener Neger oder Indianer denselben Grad von Bildung oder Anstand besitzen solle, wie etwa ein deutscher Beamter, Offizier oder Kaufmann. Und dennoch gebe es solche Neger und Indianer, womit allerdings nicht geleugnet werden solle, daß die Karikaturen weit zahlreicher seien.

Als ich wieder an Bord kam, sah ich auf Deck eine elegant gekleidete, schön gewachsene Dame stehen, die mir den Rücken zuwandte. Ein vornehm aussehender Herr, anscheinend ein Franzose oder Spanier, sprach zu ihr mit allen Anzeichen der Erregung, küßte sie dann und eilte, als das Zeichen zur Abfahrt der Boote gegeben wurde, bitter schluchzend zur Schiffstreppe. Wie aber war ich erstaunt, als die Dame, sich umwendend, mir ein pechschwarzes Gesicht zeigte, eine edle Negerphysiognomie, aber doch eine Negerphysiognomie. So wäre es also möglich, dachte ich, daß ein weißer Mann so warm eine Schwarze lieben könnte. Einer meiner Reisegefährten, der lange auf Hayti gelebt, versicherte mir, meine Gedanken erratend, daß dergleichen gar nichts Außergewöhnliches sei, daß Ehen zwischen Europäern und vornehmen schwarzen Damen sehr häufig, Ehen zwischen Negern und Europäerinnen schon etwas seltener vorkämen.

Wir fuhren zwischen den Inseln S. Lucia und Vincent durch, die ebenso, wie Jamaika und Hayti, gebirgig und dieserhalb weithin sichtbar sind. Das viel niedrigere Barbados aber bemerkten wir erst auf eine Entfernung von etwa 25 Seemeilen. Als wir näher kamen, hoben sich deutlich die hellgrünen Streifen der Zuckerrohrfelder von dem sanftgewellten Gehänge ab; das Ganze sah, da es weder sandigen Strand noch Felsen gab, genau ebenso aus, als ob man aus den bestkultivierten Hügelbezirken Frankens ein Stück herausgeschnitten und allerseits mit Wasser umkleidet hätte. Nirgendwo ein Berg, nirgendwo

jähe Abstürze, nirgendwo Wald, aber auch nirgendwo kahle Stellen: man sieht auf den ersten Blick, wie vortrefflich diese Insel angebaut ist.

Recht hübsch stellt Bridgetown, eine Stadt von etwa 20 000 Einwohnern, sich dar. Einen Hafen gibt es nicht, sondern bloß eine Reede, dennoch aber ankerten dort etwa anderthalb Dutzend große Schiffe, an einem in die See vorspringenden Fort brandet das Meer und die weithin am Strande sich entlangziehenden öffentlichen und Privatgebäude waren von einem üppigen Kranze dichtlaubiger Bäume umkleidet.

Zur Besichtigung der Insel standen mir bloß wenige Tage zur Verfügung, und ich glaubte diese Zeit am besten zu benutzen, indem ich mir zu ein paar größeren Fahrten sofort einen Kutscher in Dienst nahm. Die verhältnismäßig guten Straßen von Jamaika und Barbados erleichtern in dieser Beziehung den Verkehr, wie man das von Südamerika her gar nicht gewohnt ist. Auch sind die Neger, die auf Barbados wie allenthalben in Westindien den überwiegenden Bruchteil der Bevölkerung bilden, ein Element, mit dem der Fremde weit leichter als mit den indianerblütigen Arbeiterklassen Südamerikas auskommen wird. Die in Jamaika und Barbados ansässigen Weißen wissen allerdings viel von der Faulheit und Ungebärdigkeit der Schwarzen zu erzählen, vielleicht aber bloß deshalb, weil ihnen die Ueberlieferungen der schönen Sklavenzeit noch im Kopfe stecken. Mir sind die Schwarzen gegenüber den niederen Klassen in Argentinien und Chile als wahre Engel erschienen, und wer nicht gerade gewohnt ist, an jeder Kleinigkeit Anstoß zu nehmen, wird unwillkürlich an der halb bewußten, halb unbewußten Komik der ganzen Negernatur Gefallen finden. Die Leute können, wenn sie im ersten Ansturme das ankommende Schiff überfallen, unglaublich lästig werden, in ihrer Zudringlichkeit aber liegt ein gewisser gutmütig humoristischer Zug, der mir weit lieber ist, als der kalte, unheimliche Egoismus des schmutzigen und spuckenden Indianermischlings. Wie reinlich oder unreinlich

auch immer der Neger sein mag — es walten in dieser Beziehung die größten Unterschiede — reinlicher als der Mestize ist er in allen Fällen, und mag die Kleidung auch bloß aus Kattun bestehen, so ist sie doch niemals so verfault und zerlumpt, wie diejenige des Indianers. Bis zu einem gewissen Punkte kann man den Neger als äußerst aufgeweckt bezeichnen, namentlich besitzt er ein großes Nachahmungstalent und einen erstaunlichen Sinn für alles Komische, sei es auch bloß in seinem eignen Benehmen. Quetschen dich auch ein halbes Dutzend dieser schwarzen Gestalten halb zu Tode, indem sie ihre Dienste anbieten, so brauchst du doch nie jene neidische und hämische Bosheit des Charakters zu besorgen, die der Mestize stets dem Reicheren und Höhergestellten gegenüber an den Tag legt. Das Wesen des Negers umschließt in den meisten Fällen eine große Portion Gutmütigkeit und allgemeine Heiterkeit ist die sofortige Folge jedes Scherzes, jedes nur irgendwie an das Komische streifenden Vorkommnisses. Grade in diesen Charakterzügen des Negers aber liegt für den Europäer die Gefahr, daß der schwarze Diener oder Arbeiter, sobald Zwang oder Not ihn nicht mehr einschränken, sich als ungezogenes Kind gebärde. Wir finden das in der That häufig genug sowohl im einzelnen bei solchen Europäern, mit denen die Neger ihre Possen treiben, als im großen bei ganzen Völkern. Jenes Zerrbild französischer Regierungsformen, welches die Neger nach ihrer Befreiung in Hayti einrichteten, jener Wirrwarr, der während des nordamerikanischen Bürgerkrieges in den Pflanzerpaläften der Südstaaten eintrat, sind genügende Beweise dafür.

Auch auf Jamaika und auf Barbados hat die allzu plötzliche Befreiung der Sklaven ihre bösen Früchte getragen, und zwar auf ersterer Insel weit schlimmere als auf der letzteren. Das verhältnismäßig dünn bevölkerte, fruchtbare Jamaika, auf dem der überwiegende Teil des Bodens brach liegt, bietet dem faulenzenden Neger unschwer die geringen Mittel zu einem sorgenlosen Dasein; die Neger arbeiten, aber sie arbeiten im eignen Lande

wenig, bloß auswärts, beispielsweise bei den Kanalarbeiten auf der Landenge von Panama, wohin man sie durch hohen Lohn lockt, entfalten sie größeren Eifer. Anders auf Barbados. Seit der ersten Ackerbauthätigkeit jener englischen Seeräuber, auf welche der Ursprung der britischen Kolonialbesitzungen in Westindien zurückzuführen ist, hat auf Barbados der kleine Grundbesitz vorgeherrscht. Auch dieser aber ist im Laufe der Zeit wieder so häufig zersplittert worden, daß gegenwärtig auf der bestbevölkerten Insel Westindiens — von den 178 000 Einwohnern wohnen 413 auf dem Quadratkilometer, gegenüber bloß 188 in Belgien — wohl nicht das kleinste Stückchen Landes mehr unbenutzt ist. Wo die Grundstücke zum Zuckerrohrpflanzen zu klein sind, baut der Neger mit Eifer und Fleiß allerlei Nahrungsgewächse. Da aber diese bei weitem nicht für den starken Bedarf ausreichen, so ist auch die anspruchsloseste Kreatur auf Einfuhr von außen angewiesen und damit dem zum Arbeiten hindrängenden Einflusse der Weißen unterthan. Aber wie seltsam jedoch, daß man sich in den Tropen ganz königlich darüber freut, wenn die Eingebornen sich Bedürfnisse angewöhnen, während in den kälteren Klimaten das grimmste Elend aus der allzu großen Summe jener Bedürfnisse herrührt, deren sich dort auch der ärmste und bescheidenste Mensch nicht entschlagen kann! In den Tropen fehlt durch die Geringfügigkeit der Bedürfnisse der mächtigste Antrieb zur Arbeit, unter unsrem Himmel reicht häufig alle Arbeit nicht aus, um auch nur die unumgänglichsten Bedürfnisse zu befriedigen.

Es heißt, daß die Neger von Barbados im Tagelohn sehr faul seien, bei Akkordarbeit dagegen mit ihrer kräftigen Natur ganz Unglaubliches leisteten. Auch sollen sie ziemlich gefügig und willfährig sein; als eine ganz ungezogene Bande beschreibt man dagegen die Kutscher und Bootsleute, bei deren Gebaren selbst dem Einheimischen nur allzu oft die Geduld reiße.

Als ein kleines Ruderboot mich vom Dampfer ans Land brachte, stand am Strande ein Schutzmann, der,

wie ein Vater unter seinen ungeratenen Kindern, der mutwilligen Schar Vernunft predigte. Dabei aber gestikulierte ein komischer Schwarzer mit allen ihm zu Gebote stehenden Gliedmaßen in der Luft herum, indem er beständig die Worte „I am the man!“ rief, während eine kattunbekleidete Negermutter von gigantischen Körperverhältnissen den Wächter der Sicherheit „mein Söhnchen“ betitelte.

Was Delmonico in New York, das ist das „Eishaus“ in Bridgetown. Und im Eishause, so hatte man mir gesagt, müssen Sie Schildkrötensuppe essen, die nirgendwo sonst auf der Erde in gleicher Vollkommenheit zu finden ist. Kaum aber hatte ich dieser Pflicht genügt und im „Albion-Hotel“ Zimmer genommen, als der freundliche Wirt mich in einer dringenden Angelegenheit zum Speisesaale beschied. Vergebens widersprach ich ihm mit dem Hinweise auf meine drei Teller Schildkrötensuppe.

„Unmöglich!“ lautete die Antwort, „in ganz Westindien fängt man fliegende Fische bloß bei Barbados, und selbst hier gibt es deren nicht immer. Schon mancher Reisende hätte gern einen Sovereign für jeden Fisch bezahlt, wenn man ihm nur das seltene Gericht hätte auftischen können.“

Ich ließ mich erweichen und fand die beschwingten Meeresbewohner in Form, Größe und Geschmack unsern Bückingen zum Verwechseln ähnlich. Kaum aber war ich auf die Straße getreten, als von der andern Seite her unser Schiffs-Stewart auf mich zukam.

„Sie müssen jedenfalls heute abend an Bord essen,“ meinte er.

„Müssen? Und weshalb?“

„Es gibt fliegende Fische.“

Anstatt mich aufs neue verleiten zu lassen, stieg ich in einen Wagen und fuhr für zwei Schilling die Stunde ins Land hinein, bis Dämmerung und Dunkelheit mich nichts mehr erkennen ließen. Bridgetown, ein engstraßiger, etwas unordentlich gebauter Ort, dessen Häuserreihen durchaus nicht rechtwinkelig abgezirkelt sind, scheint bloß

am Tage auch von einigen Weißen, abends aber nach Schluß der Läden und Geschäfte vorwiegend von Schwarzen bewohnt zu werden. Weiter draußen finden sich ebenso wie bei Kingston und halb versteckt von Gärten oder Parks die lauschigen, aus Bruchsteinen erbauten Landsitze der Engländer, untermischt mit einzelnen Reihen kleiner hölzerner Negerwohnungen, die wahrscheinlich von Zuckerrohr-Pflanzern für ihre Arbeiter erbaut wurden. Ist man aus dem Bereiche der Villen hinausgelangt, so bietet das Land meilenweit die gleichen welligen Bodenformen, den gleichen Eindruck der Ordnung und des Fleißes. Auf einigen der durchaus nicht übermäßig großen Felder stand das Zuckerrohr — aber nirgendwo auch nur annähernd so üppig wie auf Java — in vollem Safte, was sich durch die violette Färbung am unteren Teile des Rohres zu erkennen gibt. An andern Orten waren die Neger, Männer, Weiber und Kinder mit ihren breiten, schwertartigen Messern beim Schneiden des Rohres. Wieder andre Felder waren schon kahl, und in dichter Schicht bedeckte das dürre Laub den Boden. Auch fehlte es nicht an weiten Strecken, wo eben die jungen Stecklinge (die Spitzen der Rohrstengel) in den frischgepflügten Boden gepflanzt waren; kurz, das Land war derart ausgenutzt, wie es in höherem Grade nirgendwo in England der Fall ist. Rechnet man dazu die qualmenden Schlote der hier und dort über das Land zerstreuten Zuckerfabriken, denkt man sich zahllose Windmühlen hinzu, die wohl meistenteils zum Wasserschöpfen dienen, so wird man verstehen, warum das Eiland — es ist genau ebenso groß wie die Insel Wight —, auf dem es zudem bloß eine einzige Sprache, das Englische, gibt, den Beinamen „Klein-England" führt.

Von jedem Hügel, jeder Anhöhe hat man einen hübschen Ueberblick über das wellige reich angebaute, ab und zu mit Gebäuden übersäte Land. Der Küste entlang zieht sich ein schmaler Streif dunklerer Vegetation — es sind das die Bäume der zahllosen Gärten und Parks —, dahinter aber dehnt sich das blaue Meer aus, welches,

von solch stetigem, solidem Standpunkte aus betrachtet, gar nicht übel ist.

So wohl kultiviert nun auch Barbados sein mag, so klagt man doch allenthalben über die im ganzen Stile des Lebens sich kundgebende Kleinheit der Verhältnisse. Die Zersplitterung des Grundbesitzes hat Wohlstand mit sich gebracht, aber sie erschwert die Ansammlung von Reichtümern. Dazu kommt noch der andre Umstand, daß Barbados sich für die Zukunft bestenfalls eines gleichen Wohlstandes wie der heutige erfreuen wird, eine Weiterentwickelung aber, die doch hauptsächlich von den Menschen als „gute Zeiten" empfunden wird, ist durch die Lage der Verhältnisse ausgeschlossen. Für neue Kulturen ist kein Grund und Boden mehr vorhanden, auf solch kleiner Insel aber geht es ebensowenig an, nach europäischem Vorbilde die Weiterentwickelung in einer größeren Intensivität der Kultur zu suchen.

Ganz Barbados ist, die wenigen Gärten abgerechnet, dem Bau des Zuckerrohres unterthan, und wahrscheinlich wird diese Kultur so lange die alleinherrschende bleiben, bis etwa der ausgenutzte Boden sich widerspenstiger zu zeigen beginnt. Einstweilen ist noch wenig davon zu merken, aber wenn man nicht mit gleicher Umsicht vorgeht, wie dies auf Java geschieht, kann die Sache nicht ausbleiben. Man düngt mit den Abfällen des Zuckerrohres, mit den ausgepreßten Holzteilen des Rohres, mit dem wenigen Viehdünger und ab und zu mit Guano. Uebrigens nimmt Barbados bei der auf jährlich 92 299 400 Kilogramm berechneten Rohrzuckerproduktion der Erde (gegenüber 78 350 000 Kilogramm Rübenzucker) erst die elfte Stelle ein. Man berechnet nämlich diese Produktion für die einzelnen Länder wie folgt: Cuba 27 000 000, Java 10 500 000, Brasilien 10 000 000, die Philippinen 9 500 000, Mauritius und Reunion 5 450 000, Louisiana 4 444 100, Portorico 4 250 000, Demerara 4 250 000, China 3 801 350, Martinique und Guadeloupe 3 750 000, Barbados 2 750 000, Trinidad 2 500 000, die kleinen

Antillen 2 066 950, Jamaika 1 250 000 und Surinam 525 000 Kilogramm.

Chinesische Kulis sind niemals nach Barbados eingeführt worden und ebensowenig leben dort Hispano-Amerikaner; die ganze Bevölkerung besteht ausschließlich aus Negern und Engländern.

Ebenso wie auf Jamaika gibt es auch auf Barbados einige Postwagenlinien und seit kurzem sogar eine Eisenbahn, deren ich mich allerdings wegen großer Unregelmäßigkeit der Fahrten nicht bedienen konnte. In bezug auf den Seeverkehr spielt natürlich England die erste Rolle, hier jedoch wie in ganz Westindien und Zentralamerika übt auch die Nähe der Vereinigten Staaten ihren Einfluß und alle neueren Nachrichten aus Europa kommen in ihrer ausführlicheren Form über New York. Für die westindischen oder mittelamerikanischen Zeitungen, die ja alle nicht sehr viele Abonnenten haben, würden sich ausführliche Telegramme nicht lohnen; da es aber den Zeitungen von New York durchaus nicht daran gebricht, so sieht man mit leicht begreiflicher Spannung der Ankunft jeder nordamerikanischen Post entgegen, deren Beförderung von New York bis Panama (gegenüber der dreiwöchentlichen Reise von Panama bis zum nächsten europäischen Hafen) bloß 9—10 Tage dauert. Dieser rege Verkehr zwischen den Vereinigten Staaten und Westindien bringt es denn auch mit sich, daß auf Barbados sowohl englische als nordamerikanische Münzen in Umlauf sind. Man rechnet gewöhnlich nach englischer Währung, aber jedermann nimmt amerikanisches Geld zu festem Satze an (auf Jamaika erhält man 4 Sh., auf Barbados 4 Sh. 2 P. für den Dollar).

Das Klima von Barbados gilt im allgemeinen für gesund, doch ist unter allen westindischen Inseln wohl keine einzige vor gelegentlichen Besuchen des gelben Fiebers sicher, und noch wenige Monate vor meiner Ankunft hatte die Epidemie in milderer Form sowohl auf Hayti wie auf Barbados gehaust.

Unter den britischen Besitzungen im Karaibischen

Meere sind, abgesehen von Britisch-Honduras, dessen Verhältnisse ich nicht kenne, Jamaika, Barbados, Guyana und Trinidad die hervorragendsten. Nun ist Jamaika, das zur Sklavenzeit, etwa um 1787, den Höhepunkt seiner Blüte erreichte, eine etwas verkommene Kolonie, in der sich einstweilen noch wenig Anfänge zu neuem Aufschwung zeigen. Barbados aber und Guyana stehen in ihrer Entwickelung still, das erstere, weil es kein anbaufähiges Land mehr besitzt, das nicht schon ausgenutzt wäre, das andre, weil man in seinen an Holland erinnernden Niederungen allzusehr gegen die Eingriffe des Meeres und die Ungunst des Klimas zu kämpfen hat. Bloß Trinidad, dessen Entwickelung überhaupt neueren Datums ist, strebt noch immer aufwärts, wie schon daraus hervorgehen wird, daß die Bevölkerung sich 1861 auf 84 000, 1881 aber auf 150 000 Seelen stellte, (die Hauptstadt Port of Spain zählt heute etwa 30 000 Seelen,) daß die Ausfuhr, bei der Kakao, Zucker, Kaffee, Asphalt (von einem bituminöse Schollen führenden See), Kokosnüsse, Rum, verschiedene Arten von Bittern, Gold im Durchgangsverkehre von Venezuela die Hauptrolle spielen, 1850 6 387 880 Mark, 1879 dagegen 45 294 880 Mark wert war. Betreffs der kleineren westindischen Inseln, die zum englischen Kolonialbande gehören, weiß ich nichts Zuverlässiges anzugeben, das nicht schon in diesem oder jenem Buche zu finden wäre; einzelne von ihnen, namentlich Grenada, scheinen aufwärts zu gehen.

Trinidad gehört zu jenen Kronkolonien, in denen sämtliche Mitglieder des dem Gouverneur zur Seite stehenden gesetzgebenden Rates von der Krone ernannt werden. Die Verteidigung im Kriegsfalle liegt ebenso wie bei den übrigen westindischen Besitzungen den sehr verschiedenartig organisierten Freiwilligenkorps ob, welchen die regulären Truppenkörper bloß als Stütze dienen sollen.

Leuten, die mit dem Weltverkehre weniger vertraut sind, wird es auffallend erscheinen, daß eine so verhältnismäßig kleine und jugendliche Kolonial-Insel wie Trinidad allmonatlich von nicht weniger als 23 Dampfern

verschiedener Linien angelaufen wird; nicht genug aber mit dieser kräftigen Entwickelung des Seeverkehrs, besitzen die drei bedeutendsten englischen Inseln in Westindien, also Jamaika, Barbados und Trinidad, jede ihre kleine Eisenbahnlinie; eines förmlichen Eisenbahnnetzes erfreut sich in ganz Westindien bloß das spanische Cuba.

Von den 1125000 Acres der Insel Trinidad sind 93300 — man sieht, daß die Statistik in diesen englischen Ländern weit mehr Anhaltspunkte liefert als im spanischen Südamerika — mit Zuckerrohr, Kakao, Kaffee, Kokospalmen u. s. w. bepflanzt, während 6103 als Weide dienen. Es ist also noch Land in Ueberfluß vorhanden und dieses wird von der Regierung unterschiedslos zum Preise von 1 Pfd. St. für den Acre verkauft; jeder, der Land kaufen will, mag es sich selbst aussuchen. Der hervorragende Stapelartikel von Trinidad ist nicht Zucker, sondern Kakao, dessen Kultur trotz der reichen Erträge und vielleicht deshalb, weil die Bäume zu ihrem Gedeihen eines reichen, schattigen Standortes, am besten an Flußufern, bedürfen, auf so wenige Teile der Welt beschränkt ist. Leute, die ein Interesse daran haben, europäisches Kapital nach Westindien zu locken, versicherten mir, daß dieselbe Menge Kakao, welche dem Pflanzer mit Einschluß aller Unkosten auf 17 Schilling zu stehen komme, auf dem Londoner Markt 5 Pf. St. wert sei. Zuckerrohr- und Kaffeebau würden dagegen als weniger einträglich, wenigstens auf Trinidad, das der Anpflanzung von Kakaobäumen solch gute Aussichten biete, immer mehr eingeschränkt. Meines Wissens wird Kakao überhaupt bloß in Ecuador, Kolumbien, Venezuela sowie auf Trinidad und Grenada gepflanzt. Hauptstapelplätze sind Guayaquil, Caracas und Port of Spain, doch soll der Kakao von Caracas der beste sein, ebenso wie der Rum von Jamaika, dem derjenige der andern westindischen Inseln um ein bedeutendes nachsteht.

Wie in ganz Westindien, wie überhaupt in allen auf die Erzeugung von Kolonialwaren angewiesenen Tropenländern, beruht auch auf Trinidad die ganze wirtschaft-

liche Entwickelung oder Nichtentwickelung auf den Arbeiterverhältnissen, und im allgemeinen darf man wohl sagen, daß die Neger, die doch einen recht bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung von Trinidad ausmachen, sich des Arbeitens gänzlich entwöhnt haben. Die im vorigen Jahrhundert und auch die im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts eingeführten Neger waren ein besserer Schlag, diejenigen aber, welche in den letzten Jahren der Sklaverei, sowie diejenigen, welche seitdem als vertragsmäßig gedungene Arbeiter aus Westindien herüberkamen, führen ein rein vegetierendes Leben. Es liegt ihnen nicht sonderlich viel am Geldverdienste, und in einer Familie, bei der ich zu Tisch geladen war, warf die schwarze Köchin, als man ihr einen gerechten Tadel zu teil werden ließ, eine Anzahl Schüsseln auf die Erde und ging weg, ohne sich auch nur ihren Monatslohn auszahlen zu lassen.

Als die Arbeiterverhältnisse in Westindien schwierig zu werden begannen, machte man einen Versuch mit Chinesen, der aber, wenn auch die Chinesenzufuhr durchaus noch nicht gänzlich stockt, dennoch keineswegs zur allgemeinen Zufriedenheit ausgefallen ist. Wie in fast allen andern Ländern, wo es Chinesen gibt, suchte eine kleinliche und kurzsichtige Politik die Zufuhr von Chinesinnen zu verhindern. Daraus aber folgte in Kalifornien sowohl wie in Australien und Westindien, daß die Chinesen stets Fremde blieben, daß sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, sei es nun lebendig oder tot — das ist wörtlich zu nehmen —, zur Heimat zurückzukehren trachteten und selbstverständlich alles ersparte Geld mit hinwegnahmen. Ihre außerordentliche Genügsamkeit und ihr außerordentliches Spartalent haben die Chinesen in Peru und Westindien ebensogut wie in Kalifornien, Australien und Indien bethätigt, im übrigen aber zeigt sich in ihrem Verhalten zwischen hier und dort eine gewisse Verschiedenheit. In Kalifornien und Australien wird der Chinese hauptsächlich deshalb so glühend gehaßt, weil er als ein niedrigeres Wesen mit geringeren Bedürfnissen als der Europäer zu leben vermag und dieserhalb in

gewissem Umfange den europäischen wie jeden andern Mitbewerber vom Arbeitsmarkte verdrängt. In Westindien tritt das viel weniger hervor. Der Chinese hat dort im Gegenteil und zum großen Verdruß der Pflanzer nicht die geringste Lust gezeigt, dem Neger die anstrengende Feldarbeit streitig zu machen. Ebenso wie in der Nachbarschaft von Sydney, von Melbourne und von vielen andern Orten zeigt der Chinese einen angebornen Beruf zum Gärtner und zum Kleinkaufmann. Die Leute erstehen ein kleines Stückchen Land und gewinnen durch intensive Gemüsezucht chinesischen Stils sehr leicht ihren Lebensunterhalt und noch einiges nicht ganz weniges darüber hinaus. Daneben überrascht in Callao und Lima, in Panama und Colon, in Kingston und Bridgetown die Menge der chinesischen Geschäftshäuser. Kein noch so kleines Dörfchen gibt es auf der Landenge von Panama, wo nicht ein Schild mit chinesischem Namen auf das besuchteste und häufig einzige Ladengeschäft hinwiese. In Colon kaufte ich bei einem Chinesen meine Vorräte zur Vervollständigung der Schiffskost, kondensierte Milch, holländische Käse u. s. w., und daneben ein paar chinesische Gefäße; man sieht also, daß die Chinesen sich in diesen überseeischen Ländern durchaus nicht etwa wie die wenigen chinesischen Läden in London und Paris auf den Verkauf ihrer himmlischen Kuriositäten beschränken. Neben ihrer Abneigung gegen die Feldarbeit zeigen die Chinesen Westindiens noch eine andre Eigentümlichkeit: sie verheiraten sich nicht ungern mit hübschen Mulattinnen (niemals mit Negerinnen), und wenn das auch für die betreffenden Länder insofern ein volkswirtschaftlicher Vorteil ist, als ein arbeitsamer Bruchteil der Bevölkerung im Lande bleibt und das erworbene Geld nicht mit hinwegnimmt, so sind die weißen Beherrscher von Westindien (ich habe hierbei einzig und allein die englischen Kolonien im Auge) darum doch nicht minder schlecht auf dieses neue chinesisch-mulattische Mischlingsgeschlecht zu sprechen. Die Chinesen arbeiten eben für sich, und da man in Westindien noch immer fast ausschließlich an die Er-

zeugung solcher Stapelartikel wie Zucker, Kaffee, Kakao, Tabak u. s. w. denkt, so bedarf man der weniger genau den eigenen Vorteil berechnenden Massenarbeit im Stile der früheren Sklavenarbeit.

Eine der bemerkenswertesten volkswirtschaftlichen Erscheinungen der Neuzeit, die sich in größerem oder geringerem Maße über den ganzen Tropengürtel der Erde erstreckt, aber nirgendwo sonst so deutlich wie gerade in Westindien hervortritt, ist das moderne Surrogat der Sklaverei. Aus Indien und hauptsächlich von Kalkutta werden alljährlich allein nach der westindischen Insel Trinidad an 3- bis 4000 Kulis verschifft. Wer in Trinidad Kulis beschäftigen will, hat sich bei den Regierungsbehörden um Ueberlassung einer gewissen Anzahl zu verwenden und pro Kopf 10 Pfund Sterling (200 Mark) zu zahlen. Die Kulis haben sich vor dem Verlassen ihrer Heimat vertragsmäßig verpflichtet, 5 Jahre lang gegen einen Lohn von täglich 1 Schilling (1 Mark) zu arbeiten. Nach Ablauf der ausbedungenen 5 Jahre müssen sie kostenfrei nach Indien zurückbefördert werden, erhalten sonst aber keine Vergütung. Nun ist mein Aufenthalt auf Trinidad zu kurz gewesen, als daß ich mich persönlich von der Lebensweise und dem Wohlbefinden dieser Leute, die ich häufig in den Feldern arbeiten sah, hätte überzeugen können. Alles, was ich darüber weiß, stammt aus meinen Gesprächen mit englisch-westindischen Pflanzern, die natürlich ein Interesse daran haben, die Sache im besten Lichte erscheinen zu lassen. Diese Herren erklärten sich sehr zufrieden mit den Arbeitseigenschaften der Kulis — es arbeiten deren gegenwärtig allein auf Trinidad an 40000 — auch blieben dieselben ein nützliches Element, wenn sie, wie das neuerdings immer häufiger vorkomme, sich nach Ablauf ihrer bedungenen fünfjährigen Arbeit im Lande ansässig machten.

Es wird allgemein zugestanden, daß die Kulis des einen Schillings, den sie als Arbeitslohn erhalten, vollauf zum Lebensunterhalt benötigten, dafür aber, hieß es, könnten sie an einem Tage mehrere „tareas“ abarbeiten

und solchergestalt 2 Schilling oder sogar mehr verdienen. Den ersten Kulis, die mit einigem erworbenen Gelde nach Indien zurückkehren wollten, scheint durch Unehrlichkeit der Kaufleute, der Schiffsbeamten und der eignen Genossen fast ausnahmslos ihr kleines Vermögen abhanden gekommen zu sein, und dies, so sagt man, wäre der Grund, weshalb neuerdings die Rückkehr nach Indien immer seltener würde, weshalb sich die Leute immer häufiger auf neue 5 Jahre verdingten und schließlich ganz im Lande blieben.

Man braucht nicht besonders scharfsinnig zu sein, um herauszufühlen, daß diese Angaben hinken. Wenn die Kulis sich abermals und abermals auf 5 Jahre verdingen, so geschieht dies in sehr vielen Fällen schuldenhalber und zwangsweise. Die Haftbarkeit des Individuums für die durch freie Entscheidung von ihm eingegangenen Verpflichtungen leistet dem Pflanzer wenn nicht dieselben, so doch annähernd ähnliche Dienste, wie seiner Zeit die Sklaverei. Anders und günstiger steht es in dieser Beziehung um die Kolonialpolitik der Niederländer. Der Malaie leistet Frondienste, aber diese Dienste sind auf ein paar Tage in der Woche beschränkt und werden sehr gut bezahlt. Der Malaie sitzt auf eignem Grund und Boden, ist wohlhabend, und derjenige, der sich seiner Arbeitskraft bedient, hat das allergrößte Interesse daran, sich so gut als möglich mit ihm zu stellen. Und schließlich besteht ja auch die überwiegende Summe aller Frondienste darin, daß man den Eingebornen sagt: „Ihr werdet Frondienste leisten müssen, wenn ihr nicht auf eurem eignen Grund und Boden so und so viel Kaffee anpflanzt und diesen an die Regierung, welche das Monopol des Kaffeehandels besitzt, zu dem und dem Preise verkauft.“ Dieses System, welches so gute Früchte trägt, hat sich in Niederländisch-Indien historisch entwickelt und wird von niemand als Härte empfunden. Was aber fragt der englische Pflanzer nach dem Wohlergehen seiner Arbeiter, deren Vorfahren nicht seit Jahrhunderten neben seinen Vorfahren gewohnt haben, mit denen sein Interesse bloß

durch das eine Band der Arbeitsleistung verknüpft ist? Ihm kann sehr wenig daran liegen, ja, es wird ihm nicht einmal erwünscht sein, daß der Kuli eine kleine Summe erspare, denn Geld macht ja frei, Geld gibt die Mittel zur Rückfahrt, und für jeden neuen Kuli muß man als Ankaufspreis wieder 10 Pfd. St. auslegen. Alles in allem sind die Zustände im westindischen Inseln-Archipel weit weniger erquicklich als im ostindischen, womit freilich nicht gesagt werden soll, daß nicht auch Westindien ein hochinteressantes Land und des näheren Studiums vollauf wert wäre.

Zur Rückreise von Westindien nach Europa benutzte ich einen englischen Dampfer; wir waren von Barbados bis Plymouth zwölf Tage unterwegs.

Auf den englischen Dampfern fahren im allgemeinen bloß Engländer, auf den französischen, die in jeder Hinsicht überlegen sind, findet sich, namentlich im Frühjahre, ein weit bunteres Nationalitätengemisch. Im April, Mai, Juni beginnt nämlich der Wanderzug jener französischen Modisten und Kleinhändler, die in Paris ihre Einkäufe machen wollen. Alsdann sind die französischen Dampfer überfüllt, während dieselben Leute das Winterklima scheuen.

In Barbados nahmen wir einige hundert schöne Schildkröten für die Restaurants von London an Bord. Die Tiere, fast alle von der gleichen Größe, lagen in Wasserbottichen und erforderten weiter keine Pflege, als ab und zu eine Erneuerung des Wassers. Sie leben von ihrem eignen Fette und sterben, wenn dieses aufgezehrt ist. Einige Breitegrade nördlich von den Azoren erlagen ihrer etliche der Kälte und die Ueberlebenden wurden in den wärmeren Schiffsraum hinuntergeschafft. Als Fracht zahlt man für die Gewichtstonne 10 L.; trotz dieser hohen Beförderungskosten aber muß der Schildkrötenhandel recht einträglich sein, wenn man bedenkt, daß den Unternehmern beim Einkauf das Pfund auf höchstens 2 bis 3 P. zu stehen kommt, während es beim Verkaufe in London durchschnittlich 1 Sh. gilt. Auf Jamaika werden die besten

und fettesten Stücke zu 5 bis 6 P., die schlechteren zu 3 P. das Pfund verkauft, in den feineren Restaurants von London pflegt man dagegen den Teller Schildkrötensuppe mit 1 Sh., einen ganzen Suppennapf mit 1 L. zu bezahlen. Die Schildkrötensuppe, welche man in Europa zu essen bekommt, kann natürlich niemals so gut sein als die am Heimatsort der Tiere gekochte, denn dort sind die Schildkröten fett, saftig und gesund, während sie ihres Fettes beraubt in Europa anlangen. Auf Jamaika gibt es vorwiegend Riesenschildkröten (bis zu 400 kg Gewicht), welche weniger gut schmecken; die meistgeschätzten Tiere, diejenigen, welche etwa 40 bis 50 kg wiegen, kommen von der westindischen Insel Grenada und von der Küste Venezuelas. Leider werden die wohlschmeckenden Tiere in ganz Westindien immer seltener, in Mittelamerika aber soll es ihrer noch die Fülle geben.

Während unsrer ganzen Fahrt durch das Karaibische Meer hatten wir gegen einen heftigen Nordostpassat anzukämpfen, der sich namentlich vor jeder Oeffnung zwischen zwei oder mehr Inseln, beispielsweise zwischen Jamaika, Cuba und Hayti, und abermals zwischen Hayti und Portorico fühlbar machte. Sobald wir aus jenem Inselgürtel heraus waren, welcher die Karaibische See vom Atlantischen Ozean abschließt, wurde der Nordostpassat schwächer und kurz vor dem Wendekreise erreichten wir jene windstille Region, welche sich ihrer Lage nach mit den Jahreszeiten wechselnd zwischen die Region des Nordostpassats und jene der veränderlichen Winde einschiebt. In praktischer Hinsicht bedeutete das eine Genesung der Seekranken und eine Vermehrung unsrer täglichen Fahrgeschwindigkeit von 250 auf 280 und 290 Seemeilen. Uebrigens laufen die englisch-westindischen Dampfer bei der Ausfahrt ostwärts, bei der Heimfahrt westlich von den Azoren vorbei und zwar deshalb, weil in ersterem Falle mehr auf nordöstliche, in letzterem mehr auf westliche Winde zu rechnen ist. Etwa unter dem 27. Breitegrade erreichten wir jene Gegend des Atlantischen Ozeans, wo die westlichen Winde vorherrschen, und setzten demge-

mäß unsre ersten Segel, wodurch unsre Fahrgeschwindigkeit bei einem täglichen Verbrauch von 40 Tonnen Kohlen auf 300 Meilen wuchs. Nebenbei bemerkt, sind ja auch jene westlichen Winde, welche im nördlichen Teile des Atlantischen Ozeans vorherrschen, die Ursache, warum man viel schneller und mit weniger Leiden von New York nach Europa gelangt, als umgekehrt. Derselbe Wind nämlich, der den Lauf des Schiffes beschleunigend sich bloß als angenehme Brise kund gibt, türmt, wenn man gegen ihn andampfen muß, in unangenehmer Weise die Wellen vor dem Kiele des Schiffes empor. Ein Schiff, das von New York nach Hamburg fährt, kann zu derselben Zeit das schönste Wetter gehabt haben, wenn ein andres in der umgekehrten Richtung fahrendes mit stürmischer Witterung und hoher Dünung zu kämpfen hatte.

Wir sahen einige Tage vor der Ankunft in Barbados und ebenso lange nachher beständig fliegende Fische, jedoch stets nur vereinzelt, niemals in größeren Scharen. Zuweilen war das Wasser strichweise tiefbraun, beispielsweise bald nach der Abfahrt von Barbados. Das rührte von kleinen Pflanzen oder Lebewesen her, und auffallend war es dabei, wie häufig in einem Zeitraume von wenigen Minuten die braune und die blaue Farbe abwechselten, wie scharf ihre Grenze gezogen war.

Seit Ueberschreitung des Wendekreises sahen wir keine fliegenden Fische mehr. Ein bis zwei Tage später, etwa unter dem 30. Breitegrade, fühlten wir zuerst kühlere Luft und die Linnenanzüge verschwanden schnell. Der schnelle Wechsel des Klimas äußert sich bei einigen Naturen sehr scharf. Bei der ersten Ankunft in heißen Ländern leidet man an einer unüberwindlichen Trägheit: das Blut, so sagen die Matrosen, sei zu dick. Bei der Rückkehr zu höheren Breiten zeigt sich die entgegengesetzte Erscheinung; einige Leute, namentlich Frauen, leiden am Fieber, weil, wie die Matrosen sagen, das Blut zu dünn sei. Alle diese Wechsel wiegen jedoch nicht allzu schwer und manche Leute empfinden sie gar nicht einmal. Auf meinen Körper hat aller klimatische Wechsel niemals auch

nur den zehnten Teil jenes Einflusses ausgeübt, wie der Wechsel zwischen See- und Landleben. Andre Leute fühlen sich auf See erst recht wohl und jammern über jedes kühle Lüftchen oder jeden Sonnenstrahl. Die Naturen sind eben verschieden.

In stockdunkler Nacht fuhren wir bei starkem Meerleuchten an der Azoreninsel Corvo vorbei. Den Tag darauf fiel das Barometer wie toll und es wurden alle Vorbereitungen für einen Sturm getroffen. Die Matrosen eilten in wasserdichten Oelkleidern umher, alle Boote wurden hereingenommen, alle Luken geschlossen; außer den ruhigen, kurz angebundenen Befehlen der Offiziere hörte man keinen Laut. Der Wind blies stärker und stärker, einen Sturm aber gab es nicht. Am folgenden Tage bot das bewegte und stahlgrau gefärbte Meer einen hübschen Anblick dar. Zahllose weiße Möven jagten über die weißen Schaumkämme dahin, Wasserberge aber, die durch ihre Höhe hervorragend gewesen wären, sah ich nicht. Die schlimmste Dünung findet man überhaupt niemals bei starkem Winde, kommt aber einige Tage später ein nachfolgendes Schiff des gleichen Weges dahergesegelt, so wird es vielleicht bei heiterstem Himmel und gänzlicher Windstille mit einem Wogengang zu kämpfen haben, den Hunderte von Meilen abseits der Sturm aufgewühlt.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 098069070